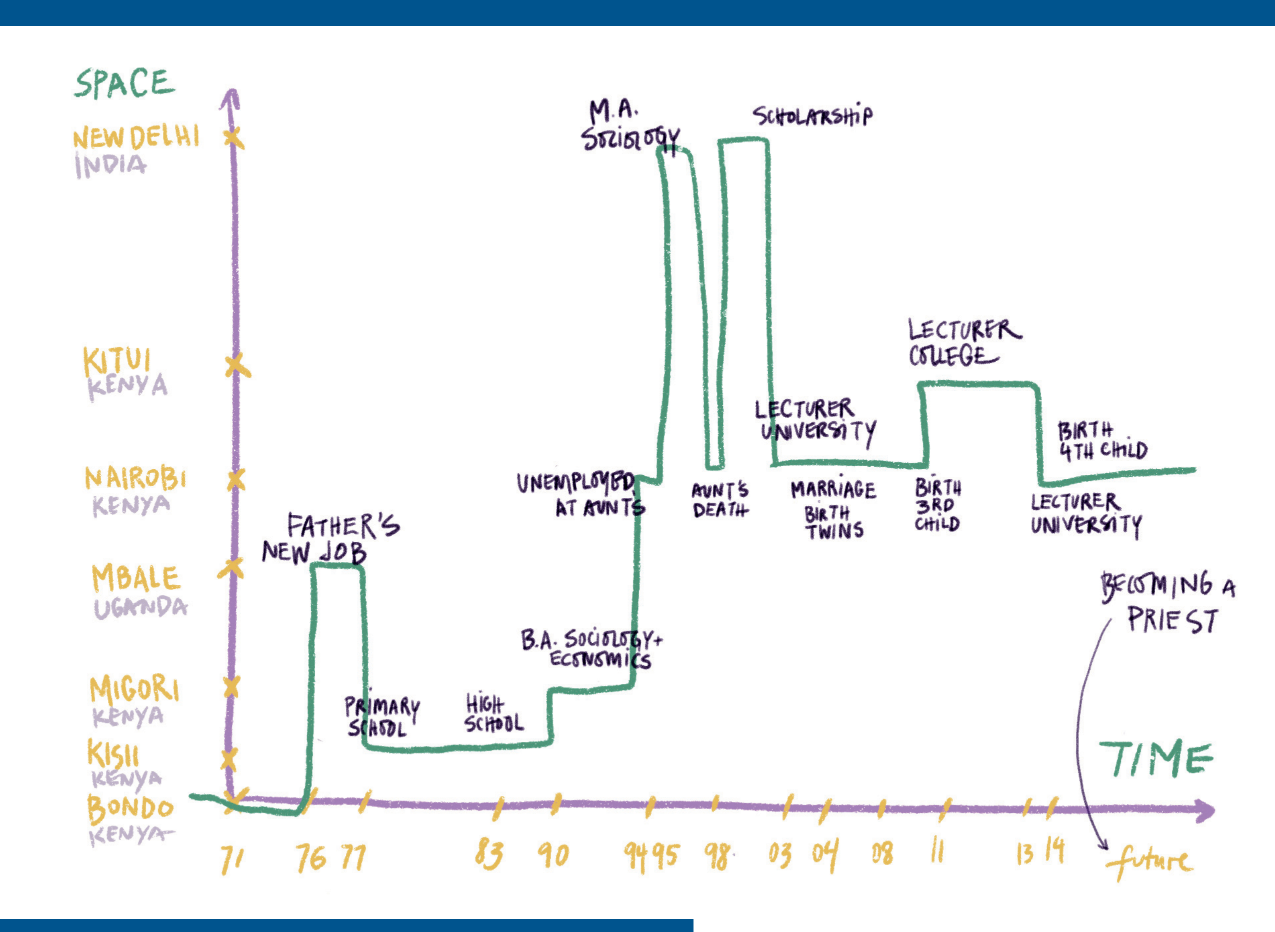
Göttinger Beiträge zur
soziologischen Biographieforschung

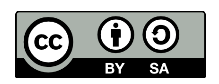
Johannes Becker, Gunter Weidenhaus,
Nicole Witte (Hg.)

Biographie und Raum



Universitätsverlag Göttingen

Johannes Becker, Gunter Weidenhaus, Nicole Witte (Hg.)
Biographie und Raum



erschienen als Band 8 in der Reihe
„Göttinger Beiträge zur soziologischen Biographieforschung“
im Universitätsverlag Göttingen 2022

Johannes Becker, Gunter Weidenhaus,
Nicole Witte (Hg.)

Biographie und Raum

Göttinger Beiträge zur
soziologischen Biographieforschung
Band 8

Universitätsverlag Göttingen
2022

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

„Göttinger Beiträge zur soziologischen Biographieforschung/Göttingen Series in Sociological Biographical Research“
herausgegeben von
Prof. Dr. Maria Pohn-Lauggas E-Mail: maria.pohn-lauggas@uni-goettingen.de
Prof. Dr. Gabriele Rosenthal E-Mail: grosent@gwdg.de
Dr. Nicole Witte E-Mail: nwitte@gwdg.de
Dr. Arne Worm E-Mail: aworm@uni-goettingen.de

Georg-August-Universität Göttingen
Methodenzentrum Sozialwissenschaften
Goßlerstr. 19
37073 Göttingen

Dieses Buch ist auch als freie Onlineversion über die Homepage des Verlags sowie über den Göttinger Universitätskatalog (GUK) bei der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (https://www.sub.uni-goettingen.de) erreichbar.

Satz und Layout: Bernd Kasparek
Titelabbildung: Claudia Mock



https://univerlag.uni-goettingen.de
ISBN: 978-3-86395-530-4
DOI: https://doi.org/10.17875/gup2022-1860
ISSN: 2699-0989
eISSN: 2699-0997

Vorwort der Herausgeber*innen der Reihe

Im Rahmen der sozialkonstruktivistischen und wissenssoziologischen Biographieforschung, die am Methodenzentrum Sozialwissenschaften der Georg-August-Universität Göttingen in den letzten Jahren etabliert wurde, entstehen vielfältige innovative und sorgfältige, empirisch fundierte Forschungsarbeiten. Die Reihe soll dieser Entwicklung Rechnung tragen. Mit ihr wollen die Herausgeber*innen deutsch- und englischsprachigen Qualifikationsarbeiten, Forschungsarbeiten und entsprechenden Sammelbänden ein Forum bieten, die vorrangig im Bereich der Soziologie und methodisch im Umfeld des Methodenzentrums Sozialwissenschaften verortet sind. Veröffentlicht werden in der Reihe sowohl primär auf materiale Themen fokussierte Werke als auch solche, die sich vorrangig auf Methodenforschung und Methodenentwicklung konzentrieren.

Maria Pohn-Lauggas, Gabriele Rosenthal, Nicole Witte, Arne Worm

Inhaltsverzeichnis

Biographie und Raum: Betrachtungen eines komplexen Verhältnisses

Johannes Becker, Gunter Weidenhaus, Nicole Witte

1 Warum ein solcher Band?

Der vorliegende Band nimmt den Zusammenhang zwischen *Biographie* und *Raum* in den Blick. Während in der Geschichte der soziologischen Biographieforschung viel Energie in die Analyse temporaler Prozesse und Verhältnisse investiert wurde (z.B. Fischer 1986; Rosenthal 1995, 2000), ist die räumliche Dimension von Biographien lange Zeit so gut wie unbeachtet geblieben – unter anderem diese Forschungslücke möchten wir mit diesem Band bearbeiten. Die Aufarbeitung der Beziehung bzw. der Verwobenheit von Raum und Biographie stellt u.E. eine wichtige Erweiterung sowohl für die Raumsoziologie als auch für die soziologische Biographieforschung dar. Die besondere Komplexität dieser Verbindung liegt gerade darin, dass dafür (Konzepte von) „Raum" und (biographischer) „Zeit" zueinander in Beziehung gesetzt werden müssen.

Wir wollen in diesem Band verschiedene Zugänge zur genannten Problemstellung vorstellen und zeigen, wie Lebensverläufe und biographische Konstruktionen in ihrem Verhältnis mit Raumkonstitutionen theoretisch gerahmt und empirisch ausgeleuchtet werden können. Der vorliegende Band ist für uns Herausgeber*innen somit (mindestens) zweierlei: Zum einen *eine Bestandsaufnahme empirischer Anwen-*

Becker, J./Weidenhaus, G./Witte, N. (2022): Biographie und Raum: Betrachtungen eines komplexen Verhältnisses. In: Becker, J./Weidenhaus, G./Witte, N. (Hrsg.): Biographie und Raum. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 3–16. **https://doi.org/10.17875/gup2021-1863**

dungen von biographietheoretischen und raumsoziologischen Kombinationen und zum anderen *ein Ergebnis unserer jeweiligen jahrelangen Beschäftigung mit diesem Thema.*

Der Konzeptualisierung des Zusammenhangs zwischen raumsoziologischen und biographietheoretischen Überlegungen haben wir Herausgeber*innen uns aus unterschiedlichen Richtungen angenähert. Gunter Weidenhaus steht in der Tradition der neueren Raumsoziologie (Löw 2001) und bezog aus dieser Position die soziologische Biographieforschung in seine Arbeit ein. Nicole Witte und Johannes Becker kamen von der Position der rekonstruktiven Biographieforschung (Rosenthal 1995, 2019) und kombinierten sie mit raumsoziologischen Ansätzen. Daher freuen wir uns besonders, dass Martina Löw (Kap. 2) und Gabriele Rosenthal (Kap. 3) aus der Tradition ihrer jeweiligen Fachgebiete in ihren dieser Einleitung nachfolgenden Beiträgen eine kritische Einschätzung der Kombination von Raum und Biographie vornehmen.

Wir Herausgeber*innen kommen auf Basis unterschiedlicher empirischer Forschungsarbeiten zu unterschiedlichen Konzeptionen des Verhältnisses von Biographie und Raum, die wir weiter unten genauer vorstellen. Die Diskussion der übereinstimmenden und der sich unterscheidenden Befunde bildeten die Basis für unsere fruchtbare Zusammenarbeit und die Reflexion unserer jeweiligen Überlegungen und Ansätze. Unser Austausch begann 2016 bei einer Konferenz des RC 33 der International Sociological Association (ISA) in Leicester[1] und führte zu gemeinsam organisierten Veranstaltungen wie der Ad-Hoc-Gruppe „Biographie und Raum" beim DGS-Kongress 2018 in Göttingen[2] und zu den Sessions „Biography and City" beim ISA-Weltkongress 2018[3] und „The Individual and the City – Urban Life (Stories) a Neglected Area of Biographical Research" beim ISA-Forum 2021.[4] Die Beiträge in diesem Band sind aus diesen Veranstaltungen entnommen und führen Forscher*innen zusammen, die sich aus biographietheoretischer Perspektive mit Raumphänomenen auseinandersetzen bzw. aus raumsoziologischer Sicht mit biographischen Verläufen und Biographisierungsprozessen befasst sind.

Bei diesem Band geht es uns also vor allen Dingen darum, die unterschiedlichen Perspektiven auf den oder die Gegenstände sichtbar zu machen, denn folgen wir George Herbert Mead, dann ist die Perspektive stets immanenter Teil des Gegenstands (vgl. Mead 1972). Ferner möchten wir zur Vernetzung von Forscher*innen mit diesen unterschiedlichen theoretischen und empirischen Perspektiven beitragen und mit unseren Konzeptionen zur Anwendung und Weiterentwicklung anregen.

[1] 9th International Conference on Social Science Methodology, Leicester, 11. bis 16. September 2016.

[2] Organisiert von Johannes Becker, Gunter Weidenhaus, Nicole Witte im Rahmen des 39. DGS-Kongresses in Göttingen, 24. bis 28. September 2018.

[3] Joint Session der Research Committees RC38 Biography and Society und RC21 Regional and Urban Development, organisiert von Johannes Becker und Nicole Witte im Rahmen des XIX ISA World Congress of Sociology Toronto, 15. bis 21. Juli 2018.

[4] Session des RC 38 Biography and Society, organisiert von Johannes Becker und Nicole Witte im Rahmen des ISA Forum of Sociology, 23. bis 28. Februar 2021.

2 Biographie und Raum – Historische und theoretische Anknüpfungspunkte

In der Geschichte der Soziologie ging die Diskussion des Verhältnisses von Lebensverläufen und Räumen häufig mit den Themen Urbanisierung und Migration einher und war bzw. ist verbunden mit der Frage nach räumlichen Orientierungen, Verortungen, Möglichkeiten und Beschränkungen. Beispielsweise diskutierten bereits Georg Simmel in „Die Großstädte und das Geistesleben" (1903) oder Robert E. Park in „The City" (1915), wie bestimmte räumliche Zusammenhänge – Großstädte – das Leben ihrer Bewohner*innen beeinflussen. Park zeigte, wie Zusammenleben sozial und geographisch organisiert ist und wie sich Gruppen formieren bzw. Segregationsprozesse verlaufen. Simmel erklärte die Folgen der gesteigerten Sinneswahrnehmung in Großstädten auf die Ausbildung von Individualität und bestimmten Charakterzügen. In expliziter Weise setzten William I. Thomas und Florian Znaniecki im Rahmen der fünfbändigen Studie „The Polish Peasant in Europe and America" (1918–1920) biographisches Material ein und verknüpften es mit einer migrations- und stadtsoziologischen Analyse migrantischer Communities in den USA. In der Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal" (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 2015[1933]) war die Erhebung von Lebensverläufen eine von zahlreichen Methoden, um die gegenwärtige, räumlich beengte Lage in der Siedlung zu untersuchen.

Trotz dieser Anknüpfungspunkte in klassischen soziologischen Studien ist der Zusammenhang von Biographie und Raum in den vergangenen Jahrzehnten wenig thematisiert worden. In der jüngeren Geschichte der soziologischen Biographieforschung, wie sie sich seit den 1970er Jahren etabliert hat, hat diese Frage im Rahmen der Ausarbeitung des Forschungsgebietes keine Rolle gespielt. Biographieforschung gilt vielmehr als besonders geeigneter Ansatz zur Analyse „zeitlich dichter" Prozesse – also als Forschungsrichtung, die sich überdurchschnittlich häufig Zeitabschnitten starker sozialer Transformationen oder Migrationsbewegungen zuwendet (Apitzsch/Inowlocki 2000: 55). Zwar finden sich in selbstverständlicher Weise Beschreibungen räumlicher Umgebungen, die aber wenig theoretisch und analytisch reflektiert wurden und vor allem den Charakter lebensweltlicher Darstellungen annahmen – im Sinne der Analyse aktueller bzw. potenzieller Reichweite (Schütz/Luckmann 2003[1979]: 71–76).[5] Die gegenwärtige soziologische Biographieforschung nimmt die Relevanz von Räumen in Biographien zwar wieder wahr – z.B. bei der Erforschung von Migrationsbiographien –, bleibt aber zumeist beim Bezug auf recht institutionalisierte bzw. bekannte und als handlungswirksam angenommene Räume wie etwa Nationalstaaten oder Städte stehen und ist damit aus raumsoziologischer Perspektive undifferenziert. Gleichzeitig wird in den Bereichen der Mobilitäts- und Migrationsforschung zwar oft mit relationalen Raumtheorien gearbeitet, allerdings geraten häufig die biographischen Prozesse der (Im-)Mobilität – die mit den sozio-historischen Hintergründen verknüpft sind – aus dem Blick.

[5] Für zwei Beispiele einer expliziteren Thematisierung siehe Behnken/Schulze 1997 und Nam 1998.

Wahrscheinlich würde demgegenüber aber keine Biographieforscherin bestreiten, dass Biographien – ganz egal, wie sie verstanden und definiert werden – eng mit Räumen und Orten verbunden sind. Und keine Raumforscherin würde wohl der Aussage widersprechen, dass biographische Erfahrungen die Wahrnehmung von Räumen und Orten beeinflussen und bei Raumkonstitutionen relevant sind. Die dynamische Entwicklung der soziologischen Biographieforschung und der Raumtheorie bieten in dieser Hinsicht nun Möglichkeiten der theoretischen Konzeptualisierung, die u.E. bislang noch nicht hinreichend wechselseitig wahrgenommen wurden.

Die zentrale Neuerung im Bereich der Raumsoziologie ist die Umstellung von einem absoluten auf ein relationales Raumkonzept. Der Raum ist kein passiver Container, in dem sich soziale Prozesse abspielen, sondern die Konstitution spezifischer sozialer Räume (wie der Nationalstaat oder ein Zuhause) ist selbst Teilbereich des Sozialen. Diese Konstitutionen sind also einerseits in kommunikativen/interaktiven Prozessen hervorgebrachte soziale Produkte, andererseits entfalten die Raumkonstitutionen, die im Rahmen von Institutionalisierungsprozessen verdinglicht wurden, handlungsstrukturierende Wirkung (Löw 2001; Weidenhaus 2015).

Hier ergeben sich hervorragende Anknüpfungen zur soziologischen Biographieforschung, beschäftigt sich diese doch insbesondere mit der Rekonstruktion von Interaktions- und Handlungsmustern von Akteur*innen. Dabei gilt es, die Dynamik von (sozialem) Handeln ebenso stets in Betracht zu ziehen wie die Einbettung der Akteur*innen sowohl in die jeweils relevanten kollektivgeschichtlichen Aspekte und (hegemonialen) Diskurse als auch in Figurationen mit unterschiedlichen Machtchancen (Bogner/Rosenthal 2017; Alber 2016). Wir heben gerade das Potential der Biographieforschung hervor, eine prozessuale bzw. historische Perspektive einnehmen zu können. Dabei betrachten wir – ähnlich dem figurationssoziologischen Ansatz von Norbert Elias (Elias 1970; Elias/Scotson 1993) – die rekonstruierte Biographie als „Produkt“ interaktiver Prozesse zwischen der Biographin/dem Biographen und ihrer/seiner (sozialen) Umwelt in einer je spezifischen historisch-geographischen Verortung. *Biographie* ist ohne Sozialität nicht zu denken und damit ein ebenso relationales Konzept wie *Raum*.

3 Verschiedene Verknüpfungen: Verortungen, biographische Raumzeit, Kombination methodischer Zugänge

Wie Verbindungen zwischen „Biographie“ und „Raum“ als Verknüpfungen von biographietheoretischen und raumsoziologischen Konzeptionen praktisch realisiert werden können, wollen wir im folgenden Abschnitt vorstellen, indem wir kurz darauf eingehen, in welcher Weise wir selbst mit dieser Kombination gearbeitet haben.

Aus unserer Perspektive, die in sozialkonstruktivistischer Tradition steht (inkl. einer Vorstellung von Sozialisation im Mead'schen Sinn), sehen wir menschliches Deuten und Handeln – den Menschen insgesamt – als sozial konstituiert an. Für unsere Frage nach dem Zusammenhang von Raum und Biographie bedeutet dies insbesondere, dass wir Menschen einerseits in unseren Leben von sozialen Raumkonstitutionen in ihrer materiellen und symbolischen Beschaffenheit wesentlich beeinflusst sind. Gleichzeitig konstituieren wir andererseits im Laufe unseres Lebens (unter Rückgriff auf bereits institutionalisierte Räume und in interaktiven Prozessen) handlungsrelevante Räume, deren dynamische Struktur und Durchsetzungschancen mit Machtverhältnissen zusammenhängen (Weidenhaus 2015). Aus einer phänomenologischen Perspektive lässt es sich auch so formulieren: Für Biograph*innen werden im Laufe ihres Lebens bestimmte konkrete Orte relevant, in denen sie sich verorten. Auf diese Weise ko-konstituieren sie diese Orte nicht nur leiblich, sondern auch mit ihren Erfahrungen und Orientierungen (Becker 2017, 2019). Und in Biographisierungsprozessen, also der Zuwendung zur eigenen Lebensgeschichte, sind Fragen nach Lebensführung und nach biographisch relevanten Entscheidungen stark mit der Konstitution von Räumen und ihrer Bedeutung verwoben (Weidenhaus 2015). Nicht zuletzt beeinflussen immaterielle und auch materielle Raumkonstitutionen in der Vergangenheit der Menschen ihr konkretes Deuten und Handeln in der Gegenwart sozialer Prozesse, genau wie diese dann umgekehrt die Raumkonstitutionen reproduzieren oder auch verändern (Witte 2010).

Hier wird deutlich, dass wir uns in unserer Herausgeber*innenrunde mit unterschiedlichen theoretischen Schwerpunkten und von unterschiedlichen Ausgangspunkten startend, die immer mit unseren empirischen Fragen verknüpft waren, an den Zusammenhang von Raum und Biographie annäherten und nach wie vor annähern. Auch im Austausch untereinander mussten wir dabei das eine oder andere Missverständnis überwinden und beispielsweise unsere jeweilige Definition der Konzepte „Biographie“ oder „Raum“ klären. Glaubten wir doch an Punkten nicht selten, dass wir bei der Benutzung bestimmter Termini das Gleiche meinen und stellte sich dann durch z.T. detaillierten Austausch erst heraus, warum wir uns zunächst nicht verstanden.

Für Johannes Becker und Nicole Witte war ein Forschungsprojekt zu Palästinenser*innen als Etablierte und Außenseiter in Israel und Palästina (Rosenthal 2015) der Ansatzpunkt zur Beschäftigung mit dem Themenkomplex „Biographie und Raum“. Im Rahmen dieses Projektes wurden Fragen nach der Bedeutung von Land als Raum zum Leben und dem Recht auf eben dieses Land im (Zusammen-)Leben von Menschen – wenig überraschend – schnell ausgesprochen wichtig. Das führte uns in diesem Projekt zunächst zu der Überlegung, unser Feld nach räumlichen Gegebenheiten einzuteilen und verschiedene urbane Zusammenhänge in den Blick zu nehmen, hierbei jedoch besonders auf die Rekonstruktion der Biographien von Palästinenser*innen zu fokussieren. Auf verschiedene Weisen nahmen wir in unseren Forschungen dann Bezug darauf, welche Raumkonstitutionen in den erzählten und erlebten Lebensgeschichten relevant wurden und wie diese mit dem kollek-

tivgeschichtlichen Kontext und mit der urbanen Umgebung in Wechselwirkung standen.

Mit dem Konzept der „Verortungen“ verbindet Johannes Becker die Analyse von familien- und lebensgeschichtlichen Verläufen in ihrer sozio-historischen Einbindung und die Analyse von Orten. Die Frage, wie sich Menschen in ihren lebensgeschichtlichen Verläufen verorten und wie sie verortet werden, ist verbunden mit der Definition von Orten als der primären, „naheliegenden“ Ebene des Erlebens. Im Ort fallen „Raum und Zeit“ zusammen – Orte sind immer prozessual und räumlich zugleich. In diesem dynamischen Konzept sind die Erlebenden selbst Teil von Orten und konstituieren diese mit. Durch diese Eigenschaften werden Orte „erzählbar“ – in den Lebensgeschichten ihrer Mitglieder. Mit biographischen Fallrekonstruktionen kann daher nicht nur etwas über die Verortungen von Menschen im Laufe ihres Lebens ausgesagt werden, sondern auch etwas über die Orte, in denen sie sich verorten. Diese Perspektive hat Johannes Becker zunächst am Beispiel der engen und aufgeladenen Altstadt von Jerusalem erarbeitet (Becker 2017, 2019) und danach auf die Analyse größerer räumlicher Zusammenhänge erweitert, z.B. mit Bezug auf die sich wandelnden sozio-historischen Konfigurationen im Nahen Osten (Becker 2021, in diesem Band).

Für Nicole Witte stellten sich vor allem konkrete methodische Fragen z.B. danach, wie lebensräumliche Kontexte, die für uns alle fraglos gegeben sind, innerhalb biographischer Forschung Datenmaterial werden können. Ihre Überlegungen knüpfen dabei bereits an ihre medizinsoziologische Forschung zu Interaktionshandeln von Ärztinnen und Ärzten an, in der es auch darum ging, wie von den Ärzt*innen eingerichtete Praxisräume (Entscheidungen der Vergangenheit) konkret auf die Konsultationen, das heißt, die Interaktionen mit den Patient*innen in der Gegenwart wirken. Die oben aufgeworfene Frage nach der methodischen Handhabung des Untersuchungsgegenstandes wurde mittels einer videoanalytischen Herangehensweise gelöst (Witte 2010). Aufgrund der mangelnden Möglichkeit von Videoaufzeichnung in unserem damals neuen Feld (Israel und Palästina) musste die Frage nach der methodischen Bearbeitung eines Zusammenhangs von (sozialem) Raum und Deuten und Handeln im Raum neu gestellt werden (Witte 2016).

Gunter Weidenhaus kommt nun aus der raumsoziologischen Ecke. Im Studium erfolgte eine tiefgehende Auseinandersetzung mit den raumsoziologischen Überlegungen von Helmuth Berking und Martina Löw und bereits im Rahmen der Diplomarbeit wendete er sich erstmals der Biographieforschung zu (Weidenhaus 2008). Im Stadtforschungsschwerpunkt an der TU Darmstadt hat er zu Fragen nach der „Eigenlogik von Städten“ (Frank et al. 2013) geforscht. Gunter Weidenhaus hat mit einer „Sozialen Raumzeit“ (2015) ein heuristisches Konzept zur Verbindung von Raum und Zeit für die Sozialwissenschaften vorgelegt und empirisch biographisch relevante Raumkonstitutionen rekonstruiert sowie ihre Verbindung zu biographischen Geschichtlichkeitskonstruktionen aufgezeigt. An der TU Berlin arbeitet er gemeinsam mit Martina Löw an der Weiterentwicklung soziologischer Raumtheorie (Löw/Weidenhaus 2017). Als Projektleiter im Sonderforschungsbe-

reich 1265 „Re-Figuration von Räumen" rücken verstärkt Fragen nach der Globalisierung, einer globalen Sozialstrukturanalyse und postkolonialen Theorien in den Fokus, deren Rückbettung in die Lebenswelten von Subjekten im Kontext von Biographisierungen (empirische Forschung in Kenia und Deutschland) untersucht wird (Weidenhaus/Korte 2021). Dabei spielen auch methodische Fragen nach dem Gewinn narrativ-biographischer Interviews für die qualitative Raumforschung eine wichtige Rolle (Weidenhaus/Norkus 2021).

4 Die Beiträge in diesem Band

4.1 Biographische Raumkonstitutionen im urbanen Raum

Wie bereits oben ausgeführt, waren soziologische Forschungen zum urbanen Raum schon im frühen 20. Jahrhundert eine der Arenen, in denen biographietheoretische und raumsoziologische Fragen aufeinandertrafen. Wie sich Städte und Individuen gegenseitig konstituieren, ist ein eigentlich offensichtliches Thema der soziologischen Biographieforschung, und es verwundert, dass es in diesem Fachgebiet bislang so wenig Aufmerksamkeit dafür gab. In diesen Themenkomplex fallen sowohl die Frage, wie städtische Kontexte Leben(sverläufe) beeinflussen, als auch die Untersuchung dessen, wie Städte in Vergangenheit und Gegenwart durch Interaktionen geformt wurden und sich entwickelten. Konkrete relevante Themen in diesem Feld sind bspw. die Auswirkungen von gesteigertem städtischem Wachstum, (neuen) Segregationstendenzen und Prekarisierung auf biographische Verläufe. Städte sind eine soziale Einheit, am Beispiel derer das Verhältnis von Individuum und Sozialem als Untersuchungsgegenstand besonders deutlich hervortritt. In den empirischen Beiträgen und theoretischen Betrachtungen, die in diesem Abschnitt zu biographischen Raumkonstitutionen im urbanen Raum folgen, spielen urbaner Wandel, Segregation, Gentrifizierung (und Aktivismus) eine wichtige Rolle, aber insbesondere auch die Bedeutung von Stadtgeschichte, Migrationserfahrungen und Nachbarschaftskonstitution. Alle Beiträge in diesem Abschnitt fragen dementsprechend danach, wie sich das Leben in verschiedenen (urbanen) Räumen auf der Basis von biographischem Material erfassen und verstehen lässt. Sie erkunden, wie die Stadt die Lebensgeschichten ihrer Bewohner*innen prägt und wie städtische Zusammenhänge durch die Interaktionen ihrer Einwohner*innen hergestellt und prozessual strukturiert werden. Eine wichtige Rolle spielt hierbei der kollektivgeschichtliche Rahmen in seinen Auswirkungen auf Verortungen in urbanen Räumen. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf den Selbstpräsentationen bzw. Biographisierungen von Menschen und wie diese von ihrer Einbindung in urbane Kontexte geprägt oder beeinflusst werden. Die fünf Beiträge in diesem Abschnitt gehen dem Zusammenhang von biographischen und räumlichen Konstitutionen mit einem Fokus auf Städte nach und decken mit Kontexten in Südafrika, Israel, Palästina, Jordanien,

Großbritannien, Deutschland sowie Spanien und Marokko einen breiten geographischen Raum ab.

Im Folgenden stellen wir die Beiträge kurz vor. Am Beispiel von Migrant*innen in Amman (Jordanien) zeigt Johannes Becker im Beitrag *Räumliche Orientierungen in Familien- und Lebensgeschichten: Wie sie Verortungen in der Stadt mitbestimmen*, wie aufgeschichtete lebens- und familiengeschichtliche Erfahrungen in unterschiedlichen sozio-historischen Kontexten im Nahen Osten als räumliche Orientierungen in gegenwärtige Verortungen in Amman eingehen. Solche vergangenen räumlichen Erfahrungen beeinflussen manifest oder latent, Teil welcher Orte Bewohner*innen dieser stark durch Mobilität geprägten Stadt werden und auf welche Arten und Weisen dies geschieht. Am Beispiel von tscherkessischen, syrischen, jordanischen und irakischen Bewohner*innen zeigt Johannes Becker, was es für Verortungen in der Stadt bedeutet, wenn Familiengeschichten eine starke lokale oder nationale Prägung haben oder – dem entgegengesetzt – durch hohe translokale oder transnationale Mobilität charakterisiert sind.

In ihrem Beitrag *Räume, Diskurse, Verortungen – Perspektiven auf Stadtgeschichte und Zugehörigkeitskonstruktionen in Ceuta und Melilla* beschäftigt sich Eva Bahl mit der Frage, wie eine „soziologische" Stadtgeschichte dieser zwei spanischen Städte in Nordafrika mithilfe der soziologischen Biographieforschung geschrieben werden kann. Dafür analysiert sie Stadtaufbau und Stadtstruktur im Zusammenhang mit Lebensverläufen/-geschichten und kollektivgeschichtlichen Verläufen. Herausgehobenen Stellenwert nehmen die Zugehörigkeitskonstruktionen und Erinnerungen von Bewohner*innen Ceutas und Melillas unterschiedlicher Gruppierungen ein und die Frage, wie diese mit der konfliktreichen Stadtgeschichte und den sich in räumlichen Aspekten ausdrückenden wandelnden Machtverhältnissen verknüpft ist.

Die Bedeutung kleiner „Bewegungen" – z.B. von Umzügen innerhalb von Städten – in biographischen Verläufen und für das Verständnis von Orten untersucht Talia Meer im Kapitel *Heimat und Geschichte: Lebensgeschichten und* Place-Making *in Observatory, Kapstadt, Südafrika*. Anhand der Biographien dreier (ehemaliger) Bewohner*innen des Viertels Observatory, das in Südafrika in positiver Weise für „Diversität" in einer segregierten Stadt steht, zeigt Talia Meer, wie die Analyse von Biographien dazu beitragen kann, solch diskursiv hegemonialen Vorstellungen zu hinterfragen. Während einerseits dieser „diverse" Raum Weißen Bewohner*innen bei der Ausbildung von „post-Apartheid-Identitäten" hilft und manchen Schwarzen Bewohner*innen das meist Weiße Stadtzentrum nahebringt und ein Leben in einem Umfeld weniger starker Segregation ermöglicht, sind andererseits in Observatory gegenwärtige Diskriminierungserfahrungen anderer Bewohner*innen *of colour* und historische Enteignungsprozesse während der Apartheid weniger sichtbar und werden vom Label der Diversität überdeckt.

Sebastian Juhnke verfolgt mit seinem Beitrag *Selbstverwirklichung in der „kreativen Stadt"? Lebensentwürfe von Kreativschaffenden in multikulturellen Nachbarschaf-*

ten in Berlin und London das Ziel, Biographien in ihrer Wechselwirkung mit (den nicht selten positiv konnotierten) Diskursen über Vielfalt und Kreativität im Kontext städtischen Wandels zu erschließen. Der Beitrag gründet auf qualitativen Interviews mit Kreativschaffenden in London und Berlin. Die multikulturellen Nachbarschaften, in denen die Feldforschung durchgeführt wurde, waren in den letzten Jahren von Gentrifizierungsprozessen betroffen. Die *creative class* bzw. Kreativwirtschaft hatte dabei nicht unerheblichen Einfluss auf diese Prozesse, gleichzeitig sind Kreativschaffende selbst oft von damit einhergehenden Veränderungen betroffen. Sebastian Juhnke konstatiert in seinem Artikel in Bezug auf das Wechselverhältnis zwischen städtischem Raum und Biographien, dass für die Kreativen *place-making strategies* auch und vor allem *self-making strategies* sind, was das Machtgefälle zwischen alteingesessenen Bewohner*innen und neuhinzugezogenen Kreativschaffenden verdeutlicht.

Im Beitrag von Nicole Witte geht es um das komplexe Wechselverhältnis von einerseits biographisch sich etablierenden Deutungs- und Handlungsmustern im Möglichkeitenraum eines städtischen Lebenskontextes und andererseits der Herstellung dieses Möglichkeitenraums durch eben dieses Deuten und Handeln der Individuen. Insbesondere widmet sich die Autorin der Frage danach, mit welchen methodischen Zugängen das genannte Wechselverhältnis erschlossen werden kann. Der Beitrag mit dem Titel *Biographisch relevante Raumkonstitutionen sichtbar machen* basiert auf einer Forschung in verschiedenen städtischen Räumen in Israel und den palästinensischen Autonomiegebieten. Nicole Witte stellt hier einen methodischen Ansatz vor, um mit Hilfe von durch Interviewpartner*innen erstellten Zeichnungen/Skizzen ihres Lebenskontextes latente Deutungsmuster sichtbar zu machen und mithilfe einer Kombination mit biographischen Fallrekonstruktionen der Interrelation von Biographie und Stadt näher zu kommen. Dabei wird u.a. deutlich, dass die Auffassung der Biograph*innen von ihrem Lebensumfeld und des eigenen Einflusses darauf vom Grad der Agency abhängig ist, die die Individuen sich selbst zuschreiben.

4.2 Biographische Raumkonstitutionen und sozialstrukturelle Differenz

Wenn soziale Räume als soziale Produktionen verstanden werden (Lefebvre 1991; Löw 2001; Massey 2005), stellen sich Fragen danach, welche sozialen Gruppen eigentlich welche Räume konstituieren, wer bestimmte Raumkonstitutionen, die zur eigenen Lebensführung passen, gesellschaftlich durchsetzen kann oder wer auf bestimmte Räume verwiesen wird. Die Beiträge dieser Sektion nehmen sich diesen Fragen an, indem sie biographisch relevante Raumkonstitutionen mit der sozialen Positionierung der jeweiligen Subjekte in Beziehung setzen.

Dieser Ansatz ist grundsätzlich nicht neu. Wie bereits oben erwähnt, fokussieren bereits die frühen Arbeiten aus der Biographieforschung auf die Räume bestimmter sozialer Gruppierungen wie beispielsweise auf die räumlichen Orientierungen polnischer Migrant*innen in den USA (Thomas/Znaniecki 1918–1920).

Auch zeigt Foucault mit seinem Konzept der „Abweichungsheterotopien" (1992), dass bestimmten gesellschaftlichen Gruppen (z.B. als psychisch krank definierte Menschen) bestimmte Räume zugewiesen werden (z.B. Psychiatrien). Was die hier versammelten Beiträge jedoch darüber hinaus leisten können, ist den Fokus darauf zu legen, wie die Subjekte sich Räume aktiv aneignen bzw. anverwandeln und wie sie gesellschaftliche Erwartungen an die räumliche Strukturierung ihres Lebens modulieren (z.B. wer Kinder hat, muss ein Zuhause als räumlichen Lebensmittelpunkt stabilisieren). Damit wird auch das Potenzial von Subjekten sichtbar, auf Basis ihrer Ressourcenausstattung – stellenweise mit Hilfe subversiver Praktiken – gesellschaftliche räumliche Verhältnisse mitzuformen.

Im Folgenden stellen wir auch diese Beiträge kurz einzeln vor. Der Beitrag *„I want my child to become a world citizen": Raum, Zeit und (Re)Produktion in kenianischen Mittelschichtsbiographien* von Claudia Mock und Gunter Weidenhaus fokussiert auf die raumzeitlichen Konstitutionen, wie sie im Rahmen von Biographisierungen von Mittelschichtsangehörigen in Nairobi (Kenia) vorgenommen werden. Die Ausgangsthese postuliert ein Spannungsverhältnis zwischen der Produktionssphäre (Erwerbsarbeitswelt), die häufig räumlich Flexibilität erfordert, und der Reproduktionssphäre (Familienleben), die mit räumlicher Zentrierung konnotiert ist. Diese Spannung lässt sich in narrativ-biographischen Interviews aufzeigen und wird mit Hilfe unterschiedlicher Strategien biographisch bearbeitet. Anhand der Darstellung von *clear cases* rekonstruieren Mock und Weidenhaus diese Strategien und zeigen, wie die ineinander verwobenen Konstitutionen von biographischen Räumen und von Lebensgeschichtlichkeit als Bewältigung dieser Spannung fungieren. Die beiden Autor*innen unterscheiden dabei zwischen *transzendenten* und *immanenten* Praktiken. Während die transzendenten Praktiken einen imaginierten Punkt außerhalb des eigenen Lebens zur Referenz machen (Gott), von dem aus das eigene Tun als sinnhaftes Ganzes und folgerichtige Entwicklung erscheint, setzen die immanenten Praktiken auf erfahrungsbasierte Lernprozesse und basieren auf Entscheidungen des Umsteuerns und Sich-Neu-Orientierens.

Anna-Lisa Müller untersucht in ihrem Beitrag *Räume, Zeiten, Orte: Migrationsbiographien und Raumkonstitutionen* die biographischen Raumkonstitutionen von hochqualifizierten Migrant*innen, deren Berufsbiographien von wiederholten, grenzüberschreitenden Ortswechseln geprägt sind. Die Autorin führt raumtheoretisch fundiert vor, dass sich die Raumkonstitutionen ihrer Interviewpartner*innen eben nicht ausschließlich als transnationale soziale Räume beschreiben lassen, sondern gerade durch Ortsbindungen geprägt sind, deren Herstellungspraxis empirisch rekonstruiert wird. Die Herstellung dieser Orte, so argumentiert Müller überzeugend, ist sogar konstitutiv für die untersuchte Lebensweise, weil von diesen Orten aus transnationale soziale Netzwerke stabilisiert werden.

In den folgenden Beiträgen wird der im Fokus stehende Raum in seiner Ausdehnung auf die (gewünschte oder erzwungene) konkrete Wohnumgebung der betrachteten Biograph*innen gefasst. So beschäftigt sich Priscila Susin in ihrem Bei-

trag *Frauen im Kampf um städtischen Wohnraum in Porto Alegre: Eine biographietheoretische Perspektive* mit den Erfahrungen und sich verändernden Deutungen und Handlungsweisen von Frauen aus einem sozioökonomisch armen Milieu, die sich auf verschiedenen Wegen Wohnraum erschließen (wollen) oder erobern. Der Beitrag liefert zum einen Einblicke in wohnungspolitische Bewegungen im Globalen Süden („Recht auf Stadt"), zum anderen Erkenntnisse über das sich verändernde Verhältnis von Geschlecht und Wohnen bzw. wohnungspolitischem Aktivismus. Sehr deutlich wird hier der Konflikt der Frauen zwischen Verlust symbolischen Kapitals durch die Aufgabe traditioneller Klassen- und Geschlechterrollen und der Gewinnung von Agency durch zunehmende Politisierung und der damit einhergehenden Aneignung politischer Handlungsrepertoires.

Elisabeth Pönisch untersucht in ihrem Artikel *Vorbeugen, anpassen, zurückerobern: Zum Umgang mit wiederkehrender Gewalt im Judenhaus*, wie sich Gewalthandlungen auf raumkonstituierende Prozesse im unmittelbaren Wohnumfeld auswirken. Beispielhaft hierfür betrachtet sie die Lebensverhältnisse der Menschen, die kurz vor und während des Zweiten Weltkriegs unter der nationalsozialistischen Terrorherrschaft in sogenannten Judenhäusern leben mussten oder besser gesagt zusammengepfercht wurden. Unter dem Eindruck anhaltend erlebter bzw. zu befürchtender Gewalt entwickelten sich hier spezifische Umgangsformen der Opfer mit diesen Gewalterfahrungen, die, wie Elisabeth Pönisch zeigt, ohne die Betrachtung der speziellen räumlichen Gegebenheiten, der verschiedenen Bezüge zur Form der Privatheit sowie der speziellen sozialstrukturellen Bedingungen in den Häusern nicht ausreichend beschrieben und erklärt werden können. Die Autorin entwickelt in ihrem Beitrag insbesondere drei verschiedene Typen von Raumwiederaneignungsprozessen der Menschen in den Judenhäusern als Reaktion auf die erfahrene Gewalt: vorbeugen, anpassen, zurückerobern.

Wir danken den Herausgeber*innen der Publikationsreihe „Göttinger Beiträge zur soziologischen Biographieforschung" für die Möglichkeit, diesen Band zu verwirklichen. Für ihre Unterstützung bei der Finalisierung des Bandes danken wir Vasiliki Vourvachaki, Markus Widmann und Bernd Kasparek.

Literatur

Alber, Ina (2016): Zivilgesellschaftliches Engagement in Polen. Ein biographietheoretischer und diskursanalytischer Zugang. Wiesbaden: Springer VS.

Apitzsch, Ursula/Inowlocki, Lena (2000): Biographical Analysis. A "German" School? In: Chamberlayne, Prue/Bornat, Joanne/Wengraf, Tom (Hrsg.): The Turn to Biographical Methods in Social Sciences. Comparative Issues and Examples. London: Routledge, 53–70.

Becker, Johannes (2017): Verortungen in der Jerusalemer Altstadt. Lebensgeschichten und Alltag in einem engen urbanen Raum. Bielefeld: transcript.

Becker, Johannes (2019): Orte und Verortungen als raumsoziologische Perspektive zur Analyse von Lebensgeschichten. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 20(1), Art. 12. Online: http://www.dx.doi.org/10.17169/fqs-20.1.3029 <21.11.2019>.

Becker, Johannes (2021): Refugees, Migration and the Tightening Borders in the Middle East. A Perspective from Biographical Research on the Re-figuration of Spaces and Cross-cultural Comparison. In: Forum: Qualitative Social Research, 22(2), Art. 8. Online: http://www.dx.doi.org/10.17169/fqs-22.2.3598 <13.03.2022>.

Behnken, Imbke/Schulze, Theodor (1997): Einleitung. Biographie als Tatort. In: Behnken, Imbke/Schulze, Theodor (Hrsg.): Tatort: Biographie. Spuren. Zugänge. Orte. Ereignisse. Opladen: Leske & Budrich, 7–14.

Bogner, Artur/Rosenthal, Gabriele (2017): Biographies – Discourses – Figurations. Methodological Considerations From the Perspectives of Social Constructivism and Figurational Sociology. In: Bogner, Artur/Rosenthal, Gabriele (Hrsg.): Biographies in the Global South: Embedded in Figurations and Discourses. Frankfurt/Main: Campus, 15–49.

Elias, Norbert/Scotson, John L. (1993): Etablierte und Außenseiter. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Elias, Norbert (1970): Was ist Soziologie? München: Juventa.

Fischer, Wolfram (1986): Soziale Konstitution von Zeit in biographischen Texten und Kontexten. In: Heinemann, Gottfried (Hg): Zeitbegriffe. Freiburg: Alber, 355–377.

Foucault, Michel (1992): Andere Räume. In: Barck, Karlheinz/Gente, Peter/Paris, Heidi/Richter, Stefan (Hrsg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Leipzig: Reclam, 34–46.

Frank, Sybille/Steets, Silke/Schwenk, Jochen /Weidenhaus, Gunter (2013): Der aktuelle Perspektivenstreit in der Stadtsoziologie. In: Leviathan, 41(2), 197–223.

Jahoda, Marie/Lazarsfeld, Paul F./Zeisel, Hans (2015 [1933]): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Lefebvre, Henri (1991): The Production of Space. Oxford: Blackwell.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Löw, Martina/Weidenhaus, Gunter (2017): Borders that Relate. Conceptualizing Boundaries in Relational Space. In: Current Sociology, 65(4), 553–570.

Massey, Doreen (2005): For Space. London: Sage.

Mead, George Herbert (1972): Die objektive Realität von Perspektiven. In: Bühl, Walter L. (Hg.): Verstehende Soziologie. Grundzüge und Entwicklungstendenzen. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 100–113.

Nam, Sang-Hui (1998): Leben und Wohnen in Raum und Zeit. Die Verknüpfung von Stadt- und Biographieforschung am Beispiel des Freiburger Stadtteils Weingarten. Pfaffenweiler: Centaurus.

Park, Robert Ezra (1915). The City. Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the City Environment. In: American Journal of Sociology, 20(5), 577–612.

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main: Campus.

Rosenthal, Gabriele (2000): Historische und familiale Generationenabfolge. In: Kohli, Martin/Szydlik, Marc (Hrsg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen: Leske u. Budrich, 162–178.

Rosenthal, Gabriele (Hg.) (2015): Etablierte und Außenseiter zugleich. Selbst- und Fremdbilder in den palästinensischen Communities im Westjordanland und in Israel. Frankfurt/Main: Campus.

Rosenthal, Gabriele (2019): Biographieforschung. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Frankfurt/Main: Springer, 585–598.

Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2003[1979/1984]): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Simmel, Georg (1903): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Petermann, Theodor (Hg.): Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung. Dresden: V. Zahn & Jaensch, 185–206.

Thomas, William Isaac/Znaniecki, Florian (1918–1920): The Polish Peasant in Europe and America. Monograph of an Immigrant Group (5 Vols.). Boston, MA: Gorham Press.

Weidenhaus, Gunter (2008): Modi der Biographisierung. Konstruktionsformen von Lebensgeschichtlichkeit. In: Sozialer Sinn, 9(2), 251–280.

Weidenhaus, Gunter (2015): Soziale Raumzeit. Berlin: Suhrkamp.

Weidenhaus, Gunter/Korte, Eva (2021): Global Middle Class? Spurensuche in Nairobi und Berlin. In: Löw, Martina/Sayman, Volkan/Schwerer, Jona/Wolf, Hannah (Hrsg.): Am Ende der Globalisierung. Über die Re-Figuration von Räumen. Bielefeld: transcript, 283–306.

Weidenhaus, Gunter/Norkus, Maria (2021): Biografisch-narrative Interviews. In: Heinrich, Anna Juliane/Marguin, Séverine/Million, Angela/Stollmann, Jörg (Hrsg.): Handbuch qualitative und visuelle Methoden der Raumforschung. Bielefeld: transcript im Lehrbuchprogramm der utb-Verlagsgemeinschaft, 153–164.

Witte, Nicole (2010): Ärztliches Handeln im Praxisalltag. Eine interaktions- und biographieanalytische Studie. Frankfurt/Main: Campus.

Witte, Nicole (2016): Palestinian Voices From Haifa. In: Rosenthal, Gabriele (Hg.): Established and Outsiders at the Same Time. Self-images and We-images of Palestinians in the West Bank and in Israel. Göttingen: Göttingen University Press, 159–180.

Das Verhältnis von Biographie und Raum aus Sicht einer Raumsoziologin

Martina Löw

Vielleicht wäre ich nie Raumsoziologin geworden, wenn ich nicht schon früh mit Biographieforschung in Kontakt gekommen wäre. Studiert habe ich Erziehungswissenschaft zunächst in Marburg, dann in Frankfurt/M. Mein Studium ab 1984 fiel in die Zeit der Neuorientierung des Faches weg von einer geisteswissenschaftlichen Pädagogik hin zu einer sozialwissenschaftlichen Erziehungswissenschaft. In dieser Zeit wurden Fragen des empirischen Zugangs zum kindlichen wie auch erzieherischen Handeln immer relevanter. Mit Werner Fuchs und Jürgen Zinnecker lehrten zwei Biographieforscher in Marburg, die die Ordnung der modernen Welt in biographischen Konstrukten zu erkunden lehrten und in ihren Seminaren methodische Grundlagen der Biographieforschung vermittelten. Ich erinnere mich noch gut an die Vorarbeiten zum (später an der Universität Siegen angesiedelten) DFG-Forschungsprojekt *Studium & Biographie. Eine sozialökologische Feldstudie in den Fachkulturen Erziehungswissenschaften, Rechtswissenschaften und Ingenieurwissenschaften.* Meine Kommilitoninnen Barbara Friebertshäuser und Steffani Engler entwickelten das Projekt gemeinsam mit Jürgen Zinnecker. Wie klar wurde in ihren Forschungen, dass eine Erziehungswissenschaftlerin und ein Ingenieur den Weg zur*m Fachwissenschaftler*in biographisch sehr unterschiedlich erfahren. Deutlich wurde aber auch, dass Räume dem Fach entsprechend modelliert werden und so ihre Wirkung entfalten (Engler/Friebertshäuser 1989; Friebertshäuser 1993). Noch

Löw, M. (2022): Das Verhältnis von Biographie und Raum aus Sicht einer Raumsoziologin. In: Becker, J./Weidenhaus, G./Witte, N. (Hrsg.): Biographie und Raum. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 17–24. **https://doi.org/10.17875/gup2021-1864**

heute erkläre ich in meinen Seminaren, wie unterschiedlich der Raum von der Fachschaft gestaltet wird, ob nun Erziehungswissenschaftler*innen oder Ingenieurwissenschaftler*innen als Neuankömmlinge in der Universität begrüßt werden: Das beginnt mit der Wahl der Trinkgefäße (Pappbecher oder abspülbare Tasse), geht über die Anordnung und Auswahl der Möbel bis zu den Plakaten. Dass diese Räume die Fachkultur ebenso ausdrücken wie über diese Räume aktiv ins Fach einsozialisiert wird, hat mir so unmittelbar eingeleuchtet, dass es für mich unmöglich wurde, die gängige These, dass Räume nur Ausdruck und Spiegel der Gesellschaft seien, zu akzeptieren. Sah man doch an jedem Wohnungsgrundriss, an der Anordnung von Gegenständen zu Räumen im Fachschaftszimmer wie im Vorlesungssaal, sah man doch in jedem politischen Winkel (überdeutlich z.B. in den Folgen der kolonialen Neuordnung der Welt), dass Räume wirkmächtig sind.

Wenn ich, angeregt durch diese Aufsatzaufgabe der Herausgeber*innen Johannes Becker, Gunter Weidenhaus und Nicole Witte, nun auf die Themenwahl meines wissenschaftlichen Arbeitens zurückblicke, dann scheint mir der Einfluss Jürgen Zinneckers (z.T. vermittelt über andere Erziehungswissenschaftler*innen, mit denen ich später in Halle/S. als wissenschaftliche Assistentin für Bildungssoziologie eng zusammengearbeitet habe) weitreichender, als mir selbst bislang bewusst war. Z.B. wurde Zinneckers Aufsatz zur Straßensozialisation von Kindern bzw. der Verhäuslichung der Kindheit in der Spätmoderne zu einem Schlüsseltext für Renate Ruhne und mich, um die Verhäuslichung der Prostitution besser nachvollziehen zu können (Zinnecker 1990; Löw/Ruhne 2006), und die vergleichende Studie über die Orte des Kinderlebens in Leiden (Niederlande) und in Wiesbaden zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts (mit Imbke Behnken und Manuela du Bois-Reymond) verstehe ich heute durchaus als eine frühe Sensibilisierung für die Eigenlogik von Städten (Behnken/du Bois-Reymond/Zinnecker 1989).

Dass es der Soziologie an Raumwissen fehlt, dass es in der Soziologie bis 1990 kaum ernsthafte Versuche gegeben hatte, Raum sozialwissenschaftlich zu definieren, hat mich – die ich in den 1990er Jahren mit einer Dissertation bei Marianne Rodenstein auch in der Stadtsoziologie ein intellektuelles Umfeld fand – von Anfang an beschäftigt. Auch wenn es – und hier muss man sagen gerade in Frankreich – schon früh grundlegende Werke gab, die die soziale Dimension von Raum und die Relevanz des Räumlichen für die Soziologie begründen (z.B. Bourdieu 1976; Lefebvre 2000[1974]; Rémy 1975; Foucault 1984), so muss man doch leider auch feststellen, dass man noch in den 1990er Jahren international auf soziologischen Konferenzen mit dem Satz provozieren konnte, dass Räume sozial seien (trotz Simmels früher Intervention zum Raum, Simmel 1992[1903]). Ich selbst habe noch zahlreiche Debatten erlebt, in denen argumentiert wurde, dass Räume als Materialitäten nicht Gegenstand der Soziologie, sondern der Planung oder Geographie seien. Wie oft habe ich etwas neidisch in Richtung Biographieforschung geschaut in dem Wissen, dass diese mit ihren Studien eine Zeitsoziologie etabliert hatte, für die es kein Äquivalent in Form einer Raumsoziologie gab. Vieles hat sich mittlerweile geändert. Die Soziologie hat den Raum als einen ihrer Gegenstände akzeptiert

und ein relationales Verständnis von Raum ist in nahezu allen Disziplinen selbstverständlicher geworden. Und gerade im Umfeld der visuellen Soziologie haben sich auch soziologische Methoden der Raumforschung etabliert (Heinrich et al. 2021).

Hätte ich aber ohne die biographietheoretische Schulung Raum als relationales Konzept denken können? Es war mir selbstverständlich geworden, Welt über die Rekonstruktion von Interaktions- und Handlungsmustern verstehen zu wollen. Mein ganzes Studium über hatte ich (u.a. mit Barbara Friebertshäuser und Steffani Engler) im Frauengrundstudium mitgewirkt. Rund um den Argument-Verlag und Frigga Haug hatte sich eine kollektive Forschung etablieren können, die gemeinsame biographische Erkundungen gegen jede Form von Herrschaftswissen setzen wollte. Ziel war es auch, Selbsterfahrung als feministisches Befreiungsinstrument zu nutzen. „Kollektive Erinnerungsarbeit" hieß unser Projekt. Frauen schreiben Erfahrungen in Form kurzer Geschichten auf und arbeiten gemeinsam Lücken, Widersprüche sowie Beschönigendes heraus. Selbsterfahrung sollte (und konnte) gesellschaftstheoretisch eingebunden werden. Erinnertes wurde nicht als wahres Erlebnis, sondern als Selbstinterpretation begriffen (ausführlich Haug 1983: 8 ff., 1999). Im Mittelpunkt stand die Frage, wie sich Frauen als Personen relational formen und nicht, „wie es wirklich war". Die Methode des „Geschichtenschreibens" wurde in den Folgejahren – wesentlich auch unter der Mitarbeit von Kornelia Hauser – auf unterschiedliche Themenfelder angewandt und in Studiengruppen an vielen Universitäten praktiziert. Unter dem Begriff des Frauengrundstudiums, das heißt „Frauen studieren die Gründe ihrer Unterdrückung und Unterwerfung und sie eignen sich die theoretischen Grundlagen an, um sie als Handwerkszeug für die eigene Befreiung wirksam werden zu lassen" (Frauenredaktion, Projekt Frauengrundstudium 1984: 2), bildeten sich studentisch geprägte, qualitativ arbeitende Forschungsgruppen. Mein Neben- und Wahlpflichtfach war Soziologie. Ich erlebte diese Frauenforschungsgruppen als Inseln in einem, in dieser Phase, stark auf quantitative Methoden orientierten Fach Soziologie.

Von heute aus betrachtet ist vielleicht das größte Problem der Methode der kollektiven Erinnerungsarbeit, dass die Ergebnisse, die so produziert werden, die Erfahrungen spezifischer studentischer Milieus verallgemeinern. Auch wurde durch die Biographieforschung bald deutlich, wie schwierig es ist, aus der Analyse einer Sequenz nicht nur auf das Gewordensein eines Menschen, sondern auf das Werden von Frauen zu schlussfolgern. Vielleicht ist der größte Gewinn des Frauengrundstudiums, dass es einer Studentinnenpopulation ermöglicht hat, sich forschend in die Universität einzusozialisieren. Hoch motiviert lasen wir Theorien, beschäftigten uns mit qualitativen Methoden, publizierten, hielten über unsere Forschungsergebnisse Vorträge.

Der frühe Blick auf Strukturen, in die Handlungsprozesse eingewoben sind, (kollektive Erinnerungsarbeit) und die relationale Konstruktion erzählter Lebensgeschichte schärfte jedenfalls meinen Blick auch für relationale Raumkonstitution, für die spezifisch historisch-geographischen Verortungen, für die Einbettung der Lebensgeschichte in Räume und die Lokalisierung des Handelns an Orten. Immer

klarer formte sich für mich die Erkenntnis, dass Raum in kommunikativen Prozessen hervorgebracht wird und zugleich eine Wirkkraft durch Institutionalisierung und Objektivierung entfaltet. So richtig verstanden habe ich diesen Zusammenhang schließlich an einer Autobiographie:

> „Noch in der britischen Mandatszeit, vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, konnte ich unter der Führung zweier hoher Regierungsbeamter die Klagemauer im Herzen der arabischen Altstadt sehen. Man ging durch ein engmaschiges Netz verwinkelter, enger Gäßchen und stand dann plötzlich vor einer steilen Wand riesiger Quadersteine. Hoch oben blieb ein schmaler Streifen blauen Himmels zwischen dem engen Gemäuer des Gäßchens. Die Enge ließ die Quadersteine noch viel größer und mächtiger vor dem kleinen Menschen erstehen. Davor konnte man nur zur Allmacht beten, die unerreichbar über dem unermeßlichen Gestein schwebte. Nach dem Sechstagekrieg von 1968 wurde das Gäßchengewirr vor der Klagemauer freigelegt. Heute nähert man sich der Mauer über ein weites, großes Gelände, das Tausenden von Besuchern Platz bietet, um zu beten und auch religiöse Feste zu feiern. Natürlich sind es dieselben Quadersteine von ehedem, aber ihre Sprache hat sich durch die neue Umgebung verändert. Der weite Raum, der sie aus den engen Gäßchen befreit hat, führt ihr klagendes Echo in die Breite und nicht in die Höhe und gibt so dem Gebet einen anderen Sinn. Ich werde mich hüten, die Klagemauer blasphemisch mit einem Museumsobjekt zu vergleichen, dazu sprechen diese Steine eine zu lebendige Sprache. Aber Raum und Materie wirken zusammen in der Bildung des Sinns“ (Tal 1987: 87).

Diese Sätze aus der Autobiographie von Josef Tal „Der Sohn des Rabiners. Der Weg von Berlin nach Jerusalem“ haben mir mehr als viele andere Ausführungen geholfen, den vielleicht für mich bisher wichtigsten eigenen Text zu verfassen: das fünfte Kapitel meines Buches Raumsoziologie. Was tun Menschen, wenn sie in ihrem Alltag Räume herstellen? Wie wird Raum sozial? Wie verändert sich ein Leben, wenn sich die Räume verändern? Tal beschreibt, dass Objekte (hier Quadersteine bzw. die Klagemauer) nicht einzeln erfahrbar sind, sondern im Arrangement existieren. Wenn etwas als Raum wahrgenommen wird, dann liegt dem ein Anordnungsprozess zugrunde. Und im Gewirr der Gassen leiten die Mauerreste den Blick gen Himmel, wohingegen der offene Platz vor der Mauer dem Himmel entrückt erscheint, ja sogar erscheinen muss. Sogar Gott ist ein anderer, je nachdem, in welchen Räumen er angebetet wird. Jedes soziale Phänomen ist auch (prozessual) ein Ergebnis der räumlichen Konstruktionen des Handelns. Wenn die Unterscheidung einer Biographieforscherin von einer Raumsoziologin überhaupt Sinn macht, dann fragt die Biographieforscherin, wie Räume lebensgeschichtlich bedeutsam und im erzählten Leben relevant werden. Die Raumsoziologin liest nicht die Klagemauer-Erzählung eines Josef Tal im Kontext des gesamten biographischen Narratives, um z.B. Migrationsbiographien oder religiöse Sozialisation zu verstehen,

sondern richtet die Frage darauf, wie die (auch erzählte) Veränderung des städtischen Raums um die Klagemauer in Jerusalem das kommunikative Handeln verändert (von der Touristifizierung bis zur Sicherheitspolitik in Israel) oder wie Rauminterventionen Teil der politischen Strategien werden. Doch die Unterscheidung in Raumforschung auf der einen Seite und Biographieforschung auf der anderen Seite macht bestenfalls zur Markierung eines zurzeit praktizierten Ausgangspunktes für Forschungsfragen und -designs Sinn. Zeigt doch z.B. Johannes Beckers Buch über Verortungen in der Jerusalemer Altstadt (Becker 2017), wie produktiv und einfach beide Perspektiven zusammenkommen können (siehe auch Weidenhaus 2015).

Potential zum Weiterforschen gibt es reichlich. Den räumlichen Dimensionen von Biographien, unabhängig davon, ob die zu interpretierenden Daten nun narrative Interviews oder Autobiographien sind, wurde bisher weniger Aufmerksamkeit geschenkt als der zeitlichen Strukturierung, stellen die Herausgeber*innen zurecht in ihrer Einführung fest. Hier könnte raumsoziologische Theoriebildung stärker methodisch relevant gemacht werden (scheint mir als Raumsoziologin). Insbesondere durch die Unterscheidung von Raumfiguren wie Territorial-, Netzwerk-, Bahnenraum und Orten (vgl. Löw/Knoblauch 2021) verspreche ich mir weitere methodische Präzision. Unter einer Figur versteht man, wie zum Beispiel Gabriele Brandstetter (1997: 599) für die Tanztheorie zeigt, die Einheit von Bewegung und Verknüpfungsregeln, damit auch die Deutungseinheit und die Figur-Grund-Relationen. Eine Figur im Tanz, sagen wir eine Arabeske, ist ein Körper- und Bewegungscode. Die Arabeske ist eine Abstraktion. Sie existiert empirisch nur in der Ausführung und Deutung durch die Tänzer*innen, das heißt in der „Umschreibung im Prozess der Bewegung“ (Brandstetter 2007: 13). Raumfiguren stellen im Sinne von Anordnungscodes empirisch gewonnene Verallgemeinerungen aus der Heterogenität möglicher relationaler Platzierungen und Syntheseleistungen dar. Mit einer – auch biographischen – Bestimmung und Differenzierung von Raumfiguren könnte es möglich werden, unterschiedliche Logiken der Anordnung, d.h. auch von Integration und Ausschluss, besser zu unterscheiden.

Die Raumsoziologie wiederum hat methodisch eine starke Tendenz in Richtung Ethnographie, Bild- und Stadtraumanalyse bzw. Expert*inneninterview. Durch die moderne Dominanz von Territorialraumkonzepten und damit die alltagsweltliche Neutralisierung von Räumen als das selbstverständlich Gegebene bzw. als die alles Handeln umschließenden Behälter, die es nicht weiter zu beachten gilt, hatte die Raumsoziologie stets mit dem Problem zu kämpfen, dass es vielen Menschen schwerfällt, Räume so zu erinnern und zu beschreiben, dass soziologische Raumanalysen möglich wurden. Die Daten waren immer aufschlussreich, um die „erlebte und erzählte Lebensgeschichte“ (Rosenthal 1995) zu rekonstruieren, aber um den Raum zu verstehen, wurde häufig auf ergänzende Erhebungen von Mappings, auf Ethnographie oder städtebauliche Analysen zurückgegriffen (Löw/Marguin 2022). Hier stellt sich die Frage, ob nicht durch Globalisierung und Digitalisierung sowie die damit einhergehende Pluralisierung räumlicher Bezüge auch die Erzählungen über Räume sich verändern. Es täte der Raumsoziologie methodisch und theore-

tisch gut, sich stärker in Richtung Biographieforschung zu öffnen, um lebensgeschichtliche Deutungen von Räumen zu verbessern, um Raumbiographien zu erheben und auch um Biographie und Figurationsanalyse besser verknüpfen zu können (Rosenthal/Bogner 2019).

Eine gemeinsame Frage mag es auch sein, ob die zunehmende Nutzung lokativer Medien die biographischen Konstrukte nicht neu und anders topologisch werden lässt. Schon lange frage ich mich, wie sich die Konstruktion von Lebensgeschichte verändert, wenn Jugendliche weniger über Tagebücher und mehr über digitale Stecknadeln im Smartphone, um biographisch wichtige Orte nicht zu vergessen, sozialisiert werden. Wird die Biographie damit visueller und auf eine neue Art räumlich entworfen? Rückt so die zeitliche Strukturierung gegenüber einer räumlichen Strukturierung von Lebensgeschichte in den Hintergrund? Durch die Leibkörperlichkeit der menschlichen Existenz kann man sein Leben nur in Räumen führen und nicht ohne Raum erzählen. Man kann sein Leben in der Moderne aber auch nur schwer ohne die Konstruktion einer Biographie entwerfen. In diesem Spannungsfeld kann der Blick auf die räumliche Strukturierung der Lebensgeschichte wie auch auf die biographische Strukturierung der Raumaneignung gerichtet werden. Beide Perspektiven nun zusammenzubringen, ist für mich der große Gewinn, der mit dieser Publikation einhergeht.

Literatur

Becker, Johannes (2017): Verortungen in der Jerusalemer Altstadt. Lebensgeschichten und Alltag in einem engen urbanen Raum. Bielefeld: transcript.

Behnken, Imbke/du Bois-Reymond, Manuela/Zinnecker, Jürgen (1989): Stadtgeschichte als Kindheitsgeschichte. Lebensräume von Großstadtkindern in Deutschland und Holland um 1900. Wiesbaden: VS Verlag.

Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Brandstetter, Gabriele (1997): Defigurative Chreographie. Von Duchamp zu William Forsythe. In: Neumann, Gerhard (Hg.): Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, 598–623.

Brandstetter, Gabriele (2007): SchnittFiguren. Intersektionen von Bild und Tanz. In: Boehm, Gottfried/Brandstetter, Gabriele/von Müller, Achatz (Hrsg.): Figur und Figuration. Studien zu Wahrnehmung und Wissen. München: Wilhelm Fink Verlag, 13–32.

Engler, Steffani/Friebertshäuser, Barbara (1989): Zwischen Kantine und WG – Studienanfang in Elektrotechnik und Erziehungswissenschaften. In: Faulstich-Wieland, Hannelore (Hg.): Weibliche Identität. Dokumentation der Fachtagung der AG Frauenforschung in der DGfE. Bielefeld: Kleine Verlag, 123–136.

Foucault, Michel (1984): Of Other Spaces, Heterotopias. In: Architecture, Mouvement, Continuité, 5, 46–49.

Frauenredaktion, Projekt Frauengrundstudium (1984): Frauen und Moral. Berlin: Argument Verlag.

Friebertshäuser, Barbara (1993): Initiation und Integration. Einblicke in Rituale und Praxen des Studienbeginns. In: Zeitschrift Forum Wissenschaft, Schwerpunkt „Bildung und Studium im großen Deutschland“, (3), 15–19.

Haug, Frigga (Hg.) (1983): Frauenformen 2. Sexualisierung der Körper. Berlin: Argument Verlag.

Haug, Frigga (1999): Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit. Hamburg: The Duke Lectures.

Heinrich, Anna Juliane/Marguin, Séverine/Million, Angela/Stollmann, Jörg (Hrsg.) (2021): Handbuch qualitative und visuelle Methoden der Raumforschung. Bielefeld: Transcript/UTB.

Lefebvre, Henri (2000[1974]): La production de l’espace. Paris: Éditions Anthropos.

Löw, Martina/Ruhne, Renate (2006): Eine umfangreiche Konzeption, die Dirnen von den Straßen zu holen. Zur Verhäuslichung der Prostitution in Frankfurt am Main. In: Grenz, Sabine/Lücke, Martin (Hrsg.): Verhandlungen im Zwielicht. Momente der Prostitution in Geschichte und Gegenwart. Bielefeld: transcript, 177–207.

Löw, Martina/Knoblauch, Hubert (2021): Raumfiguren, Raumkulturen und die Refiguration von Räumen. In: Löw, Martina/Sayman, Volkan/Schwerer, Jona/Wolf, Hannah (Hrsg.): Am Ende der Globalisierung. Über die Refiguration von Räumen. Bielefeld: transcript, 25–57.

Löw, Martina/Marguin, Séverine (erscheint 2022): Eliciting Space. Methodological Considerations in Analyzing Communicatively Constructed Spaces. In: Christmann, Gabriela B./Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (Hrsg.): Communicative Constructions and the Refiguration of Spaces. Theoretical Approaches and Empirical Studies. Milton Park/New York: Routledge.

Rémy, Jean (1975): Espace et théorie sociologique. Problématique de recherche, Recherches sociologiques, 6(3), 279–293.

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main: Campus.

Rosenthal, Gabriele/Bogner, Artur (2019): Sozialkonstruktivistisch-figurationssoziologische Biographieforschung. In: Hitzler, Ronald/Reichertz, Jo/Schröer, Norbert (Hrsg.): Kritik der Hermeneutischen Wissenssoziologie. Weinheim: Beltz/Juventa, 67–79.

Simmel, Georg (1992[1903]): Soziologie des Raumes. In: Dahme, Heinz-Jürgen/Rammstedt, Otthein (Hrsg.): Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 221–242.

Tal, Joseph (1987): Der Sohn des Rabbiners. Ein Weg von Berlin nach Jerusalem. München: Deutscher Taschenbuchverlag.

Weidenhaus, Gunter (2015): Soziale Raumzeit. Berlin: Suhrkamp.

Zinnecker, Jürgen (1990): Vom Straßenkind zum verhäuslichten Kind. Kindheitsgeschichte im Prozeß der Zivilisation. In: Behnken, Imbke (Hg.): Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozeß der Zivilisation. Konfigurationen städtischer Lebensweise zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Opladen: Leske u. Budrich, 142–162.

Das Verhältnis von Biographie und Raum aus Sicht einer Biographieforscherin

Gabriele Rosenthal

Die theoretische Konzeption der Verflechtung zwischen Raum und Biographie und vor allem deren methodische Umsetzung in der empirischen Forschung fordert uns soziologische Biographieforscher*innen – wie auch das dialektische Verhältnis von Individuen und Gesellschaft – seit Beginn dieser Forschungsrichtung heraus. Aus meiner Perspektive liefert der vorliegende Band, den die Herausgeber*innen in ihrer Einleitung als eine Art Zwischenfazit ihrer Beschäftigung mit dem Verhältnis von Raum und Biographie bezeichnen, einen wesentlichen Beitrag zu dieser Thematik. Er ist weit mehr als nur ein Zwischenfazit.

Von den Herausgeber*innen gebeten, als Biographieforscherin meine Perspektive zu dieser Thematik zu formulieren, stand ich vor der Herausforderung, über etwas zu schreiben, das ich selbst bisher wenig unter der Perspektive der Raumsoziologie reflektiert habe. Vielmehr bin ich in meiner Forschung mehr oder weniger von einer recht selbstverständlichen Verbindung von den jeweiligen Räumen, in denen Menschen sich bewegen, und ihren Biographien ausgegangen. Insofern stellt dieser kurze Text eine vorsichtige Annäherung an diese Thematik dar, um meine gegenwärtige ausgesprochen interessierte und neugierige Perspektive darauf – insbesondere aufgrund der Beiträge in diesem Band – zu beschreiben.

Beim Nachdenken über das Thema wurde mir allerdings deutlich, dass die Thematik „Raum" in Verbindung mit „Zeit" – vor allem aus einer phänomenologi-

Rosenthal, G. (2022): Das Verhältnis von Biographie und Raum aus Sicht einer Biographieforscherin. In: Becker, J./Weidenhaus, G./Witte, N. (Hrsg.): Biographie und Raum. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 25–32. **https://doi.org/10.17875/gup2021-1867**

schen und auch figurationssoziologischen Perspektive – in meinen Forschungen fast immer eine nicht unwesentliche Rolle spielte. Das zeigen zum Beispiel die Analysen des von Veteranen des Ersten Weltkriegs erlebten Eingesperrtseins in den Schützengräben (Rosenthal 1988) oder des Erlebens des Versteckseins von Jüd*innen in einem engen Raum (wie unter einem doppelten Fußboden) in der Zeit des Nationalsozialismus (Rosenthal 1995a). In beiden Fällen ging ich der Frage nach der spezifischen Bedeutung des Erlebens dieser Räume in Verbindung mit einem ungewissen Zukunftshorizont, der ständigen Todesgefahr und den jeweils spezifischen Folgen der damit verbundenen Extremtraumatisierung nach. In den Forschungen, die wir in Israel/Palästina zwischen 2010 und 2015 durchführten, nahmen meine Mitarbeiter*innen, zu denen u.a. Johannes Becker und Nicole Witte gehörten, und ich die Räume, in denen unsere Befragten lebten und ihre bisherigen biographischen Erfahrungen machten, systematisch in den Blick (Rosenthal 2015). So gingen wir davon aus, dass die räumliche Dichte und Enge im Westjordanland – insbesondere in den Flüchtlingslagern – ein zentraler Bestandteil des kollektiven gewaltsamen Konflikts ist und auch im alltäglichen Erleben sowie in biographischen Verläufen eine große Rolle spielen. Nicht nur die Enge im unmittelbaren Lebensmilieu wurde in den Interviews thematisiert, sondern generell die beschränkten Reise und Mobilitätsmöglichkeiten. Dazu gehörte zum Beispiel, dass insbesondere viele jüngere Menschen aus dem Westjordanland in ihrem Leben bisher noch nie am Mittelmeer waren, obwohl dies nur zwischen einer halben und zwei Autostunden (zum Teil nur 16 Kilometer) entfernt ist. Es waren insbesondere Nicole Witte und Johannes Becker, die sich in diesem Forschungskontext – wie ihre Beiträge in diesem Band zeigen – mit den methodologischen Implikationen und methodischen Möglichkeiten der Untersuchung des Erlebens von „Raum“ bzw. „Ort“ beschäftigten.

Die Begrenzung von Raum und die Veränderungen bzw. das Überschreiten dieser Grenzen sind in unseren gegenwärtigen Forschungen in Ländern des Globalen Südens, zum Beispiel in Jordanien, Brasilien, den spanischen Exklaven Ceuta und Melilla oder in Uganda, zentrale Bestandteile der jeweiligen Fragestellungen. In diesen Forschungen war es zunehmend erforderlich, die räumlichen Anordnungen und Veränderungen noch stärker aus einer historischen und makrosoziologischen Perspektive zu betrachten. Familien- und Lebensgeschichten in diesen postkolonialen Kontexten sind nicht nur von sich im Lauf der Geschichte unterscheidenden regionalen und anderen sozialräumlichen Grenzziehungsprozessen sowie von den jeweiligen Staatsbildungsprozessen bestimmt, sondern immer auch von den Machtverhältnissen und Figurationen von Gruppierungen während wie ebenso vor der Kolonialzeit. Insbesondere gilt es die sich verändernden Beziehungen zwischen den jeweiligen Wir-Gruppen und Zentralregierungen in den Blick zu nehmen, wie es z.B. Artur Bogner und ich in unserer Studie zu den Ex-Soldat*innen in Westnil und Acholiland in Norduganda getan haben (Bogner/Rosenthal 2020). Während lebens- oder familiengeschichtlicher Verläufe von transnationaler und *innerstaatlicher* Migration – wozu Flucht und Vertreibung gehören – haben sich die Möglich-

keitsräume, die jeweiligen Grenzziehungsprozesse in den Regionen und der Status der Migrierenden in den Ankunftsgebieten oftmals erheblich verändert. Dies erfordert eine historische, diachronische Betrachtung auch aus einer makrosoziologischen Perspektive. In einem Forschungsprojekt, das Maria Pohn-Lauggas und ich derzeit gemeinsam als Projektleiterinnen beginnen, werden wir uns in Ghana und Brasilien konkreten Erinnerungsorten zuwenden und deren Verbindungen mit der kollektiven Gedächtnisarbeit hinsichtlich der Sklaverei und des Sklavenhandels untersuchen.

Da das Wechselverhältnis von Raum und Biographie für mich dennoch auf der Ebene der methodologischen oder theoretischen Reflexion (wenngleich nicht als empirisches Thema) ein relativ neues Problemfeld darstellt, war ich zunächst etwas überrascht als Johannes Becker, Gunter Weidenhaus und Nicole Witte mich um einen Kommentar in ihrer Ad-hoc Gruppe „Biographie und Raum" beim Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) 2018 in Göttingen baten. Meine erste Reaktion war: Was kann ich aus der Perspektive der sozialkonstruktivistischen und in meinem Fall auch figurationssoziologischen Biographieforschung hier beitragen? Vor allem ist doch Martina Löw die Expertin, die ebenfalls um einen Beitrag zu der Veranstaltung angefragt wurde und die in der Verbindung von Biographie und Raum weit ausgewiesener ist als ich. Martina Löw betont schon seit langem explizit den Gewinn einer Verbindung der Raumsoziologie mit der Biographieforschung – vor allem auch für die empirische Forschung (siehe ihren Beitrag in diesem Band).

Mein Versuch einer expliziten Einordnung führte mich in diesem Zusammenhang zunächst zu den polemisch zu nennenden Fragen, was denn für Sozialwissenschaftler*innen ein *Raum* ohne *Menschen* sein kann und wie zudem (wenn überhaupt) *Menschen* ohne *Biographien* denkbar sind, *d.h. ohne ihre Geschichte,* die für mich *immer eingebettet ist in Kollektivgeschichte* bzw. genauer: in multiple Kollektivgeschichten (auf mehreren Fallebenen). Fragen, die sich vielleicht eher an die Raumsoziologie richten. Vice versa und eher in Richtung von Vertreter*innen der Biographieforschung schließt sich noch die Frage an, was denn *Menschen* ohne *Räume* sind oder überhaupt sein können? Diese Fragen und die mit ihnen verknüpfte Polemik begründeten sich aus meiner Verwunderung darüber, warum ich – wenn ich Biographieforschung betreibe – Räumliches aus dem Prozess der Erfahrungsaufschichtung innerhalb einer zu rekonstruierenden Biographie ‚herauslösen' sollte, um mich dann quasi erst nachträglich mit dem Zusammenhang dieser, aus meiner Sicht nun künstlich getrennten, Teile zu befassen bzw. darauf zu schauen, wie sich beides dann vermeintlich gegenseitig beeinflusst. Als Soziologin, die sich der Figurations- und Wissenssoziologie verpflichtet fühlt, würde ich die Frage zurückweisen, wie „der Raum" den Lebensalltag und damit die Lebensgeschichte von Menschen beeinflusst, als eine Frage, die auf der Annahme *einer dualistischen Beziehung von Raum und Biographie* beruht.

Raum ist nicht einfach da und beeinflusst das Interpretieren, Handeln, Verhalten von Menschen und ihre Interaktionen miteinander. Vielmehr wird der Raum

zu dem, was er für die Akteure ist, durch sie und durch ihre Aktivitäten im Zusammenwirken mit anderen hergestellt. M.a.W., nicht der Raum an sich hat eine Wirkung auf die Biographie, sondern der durch die miteinander verflochtenen (und sich verflechtenden) Individuen geschaffene Raum. Hinzu kommt aus einer figurationssoziologischen und biographietheoretischen Perspektive, dass die Dimension Zeit – ohne die wir Prozesse und allgemeiner soziologische Realitäten nicht denken können – eine wesentliche Komponente für diesen Zusammenhang von Biographie und Raum darstellt. Norbert Elias diskutiert neben den vier Dimensionen von Raum und Zeit die Fähigkeit von Menschen Prozesse zu interpretieren und in Symbole zu fassen als fünfte Dimension der Untersuchung: „Dann rückt mit dem vierdimensionalen Geschehen zugleich auch die fünfte Dimension, also Menschen, die das Geschehen in Zeit und Raum wahrnehmen und verarbeiten, ins Blickfeld der Beobachter“ (Elias Über die Zeit 1988: XLVI). Doch zurück zur Dimension von Zeit: Wir sollten uns vergegenwärtigen, dass die aktive Leistung der in sozialen Interaktionen durch Menschen immer wieder herzustellenden sozialen Wirklichkeit und damit auch von Räumen nicht nur vom Hier und Jetzt der Interaktion abhängig ist, sondern sie hat ihre Geschichte.

Das Erleben im Raum stellt eine aktive Leistung der Menschen dar, die hervorgebracht wird: von deren lebensgeschichtlichen Erfahrungen, den über Generationen hinweg vermittelten und internalisierten kollektiven Wissensbeständen, den jeweiligen Situationsdefinitionen, den Zugehörigkeiten der Menschen zu bestimmten Gruppierungen und Wir-Gruppen sowie den gegenwärtigen und vergangenen Interaktionen mit anderen Menschen und Gruppierungen. Dabei gilt es vor allem sich auch die langfristigen Wandlungsprozesse im Interpretieren und Erleben von Raum zu vergegenwärtigen, die durch gesellschaftliche Transformationsprozesse – zu denken ist dabei auch an die Einwanderung von Menschen mit einer unterschiedlichen Wahrnehmung von Raum – bedingt sind. Um diesen Prozessen und in diesem Kontext speziell dem dialektischen Verhältnis von Biographie und Raum gerecht zu werden, benötigen wir in der Forschung Methoden, die diese Komplexität rekonstruieren können. M.E. kann die sozialkonstruktivistische Biographieforschung – wie die Beiträge dieses Bandes zeigen – hierzu Einiges beitragen. Vor allem kann mit dieser Forschungsrichtung eine historische und prozessuale Perspektive verfolgt werden.

Um auf einen konkreten Beitrag in diesem Band zu verweisen: Die spezifischen Muster des Umgangs mit dem Leben im „Judenhaus“ im Kontext der Verfolgung während der Zeit des Nationalsozialismus, wie sie von Elisabeth Pönisch beschrieben wurden, haben ihre Geschichte. Sie sind deutlich (mit)hervorgebracht durch die lebensgeschichtlichen Erfahrungen ihrer Bewohner*innen. Sie sind aber gleichzeitig - und dies ist mir wichtig zu betonen - Produkt der Interaktionen zwischen verschiedenen Bewohner*innen und damit keineswegs auf die Geschichte des Einzelnen und seine Intentionen oder Pläne reduzierbar.

Wie jemand sein Quartier, sein Haus, seine Stadt erlebt und wie sie oder er darüber spricht, hat immer etwas mit seinen oder ihren lebensgeschichtlichen Er-

fahrungen zu tun. Ohne diese Erfahrungen und die damit verknüpften, gelernten Deutungen und Handlungsmuster könnte ich weder wahrnehmen, wo ich mich gerade befinde, noch wie ich mit diesem Raum umgehen kann oder wie ich diesen Raum erlebe. Allerdings, das zeigt Nicole Witte, ist es oft schwierig, räumliche Konstruktionen im Alltag zu verbalisieren, da diese oft vorreflexiv sind – wie es eben bei vielen alltäglichen Dingen oder Routinen der Fall ist. Sie diskutiert in ihrem Beitrag eine forschungsmethodische Herangehensweise, die diese vorreflexiven Raumkonstruktionen und deren biographisches Erleben sichtbar und für die Forschung nutzbar macht.

Insbesondere Migrationsbiographien bieten uns eine sehr große Chance diesen Prozessen nachzugehen, weil die Veränderung von Räumen leichter zu thematisieren, präsenter und verbalisierbarer ist als ein Leben in mehr oder weniger „gleichbleibenden" Räumen. Dieses Phänomen konnte ich – wie oben bereits angedeutet – anhand eines Vergleichs zwischen einem im Ersten Weltkrieg erlebten und nur schwer erinner- und erzählbaren Stellungskrieg und einem im Zweiten Weltkrieg erlebten und leichter erinner- und erzählbaren Bewegungskrieg rekonstruieren. Räumliche Veränderungen, Umzüge, Raumaneignungen und Migrationsbewegungen spielen auch in verschiedenen Beiträgen in diesem Band eine zentrale Rolle. So diskutiert zum Beispiel Priscila Susin in ihrem Artikel den Kampf um Wohnraum durch Hausbesetzung in einer brasilianischen Stadt. Gunter Weidenhaus und Claudia Mock beschäftigen sich in ihrem Beitrag mit der kenianischen sozio-ökonomischen Mittelschicht, deren Angehörige ihr Leben, vor dem Hintergrund steigender produktiver und reproduktiver Anforderungen und dem Streben nach maximaler räumlicher Flexibilität, um ein raum-zeitliches *Zuhause* zu organisieren suchen.

Dies bedeutet allerdings nicht, dass in einem scheinbar regelmäßigen Alltag ohne solche Veränderungen oder Anpassungsprozesse die Räume gleichbleiben. Auch sie und vor allem ihre Wahrnehmung verändern sich im Laufe des Lebens. Es sind insbesondere Brüche, die eine bewusste oder manifeste Wahrnehmung dieser Vorgänge hervorrufen und diese damit auch erzählbar werden lassen. In autobiographischen Erzählungen wird sich auf Veränderungen konzentriert und viel weniger auf Routinen. Insbesondere in der Situation der Fremden – im Sinne von Alfred Schütz (1972) – erlebt man die Widerständigkeit des Raumes: dass sich das neue Lebensumfeld nicht so gestalten lässt, wie man es gewohnt ist, und man neue Routinen entwickeln muss. Dazu gehören für etliche Migrant*innen in Deutschland ganz alltägliche Dinge wie die an Sonntagen fast durchgängig geschlossenen Lebensmittelgeschäfte oder für uns deutsche Forscher*innen im Westjordanland die Regel, die Schuhe vor dem Betreten eines Raumes auszuziehen. Dieses Phänomen, dass wir nur von den Unterbrechungen der Routinen erzählen (ich meine hier nicht *sprechen*, sondern *erzählen*), führt auch dazu, dass ein Quartier für Menschen, die älter werden, diesen Menschen stärker zum Thema wird, weil sie beginnen es neu wahrzunehmen und anders zu nutzen bzw. es auch anders nutzen müssen. Nicht nur räumliche Begrenzungen allein oder „an sich", sondern räum-

liche Begrenzungen im Zusammenwirken mit den Grenzen meiner körperlichen Konstitution eröffnen und verschließen mir Handlungsoptionen im Raum.

Ebenso aber wie die Frage, wie der Raum die Biographie beeinflusst, läge mir die Frage quer, wie der einzelne Autobiograph den Raum bestimmt. Auch sie wäre – vielleicht von einigen Biographieforscher*innen so gestellt – einseitig formuliert. Räume und Biographien sind ja keine „festen" Größen, bei denen die eine die andere beeinflusst – sondern sie konstituieren sich gegenseitig. Diese wechselseitige Konstitution verdeutlicht Johannes Becker anschaulich mit seiner Forschung in der jordanischen Hauptstadt Amman. Am Beispiel von vier Fällen zeigt er auf, wie vergangene Formen von Migration und Mobilität sich in der veränderlichen, im Fluss befindlichen Staatenlandschaft im Nahen Osten bis heute auf konkrete Verortungen und räumliche Praktiken in der Gegenwart niederschlagen.

Wenn wir davon ausgehen, dass der Raum als ein sozialer Raum von den in ihm agierenden Personen konstituiert wird, also immer wieder neu in Interaktionen hervorgebracht wird, und diese Interaktionen aber an den konkreten Raum gebunden sind, gilt es also immer auch zu fragen, welche Optionen der so geschaffene Raum überhaupt zulässt. So können wir zum Beispiel ein „Judenhaus" oder ein Flüchtlingslager, um diese Beispiele zu nehmen, kaum als ein Freizeitlager wahrnehmen, aus dem man jederzeit wieder weggehen kann und ebenso wenig können wir ein sehr offen zugänglich angelegtes Freizeitlager so einfach als Gefängnis wahrnehmen. Ebenso stellt sich die Frage, welche Optionen die Lebensgeschichte, d.h. nicht zuletzt die jeweilige Sozialisation, für die Wahrnehmung des Raums und des Umgangs mit ihm ermöglicht und welche nicht. Wie sehr sich die Wahrnehmung des Raums aufgrund gemachter Erfahrungen verändert und der Raum sich damit auch anders darbietet – um mit Husserl zu sprechen, auch die Noemata sich verändern –, konnte ich sehr eindrücklich aufgrund vieler Wanderungen in der Wüste Negev in Israel erleben. Diese Wüste bot sich nach etlichen langen Wanderungen mit Menschen, die die Tulpen oder die Eidechsen oder die versteinerten Korallen recht schnell entdeckten, meiner Wahrnehmung ganz anders dar als zuvor. Damit veränderte sich jedoch nicht nur das Noema in der unmittelbaren Wahrnehmung, sondern auch in der Erinnerung oder der Vorstellung (Husserl, Ideen I, Kap. 3). Diese Veränderung bedeutet für mich zum Beispiel, dass sich mir heute in meiner Wahrnehmung diese Wüste keineswegs mehr so darbietet wie zu Beginn meiner Wanderungen. Es gelingt mir kaum noch deren Reichtum zu übersehen oder sie mir ohne diesen vorzustellen. Ich bringe dieses Beispiel am Ende meines Beitrags, weil ich damit andeuten möchte, wie komplex das Verhältnis zwischen Raum, der Darbietung des Raums, seiner Wahrnehmung und darüber hinaus der Erinnerung sowie dem Sprechen über ihn ist. M.E. helfen uns hierbei die gestalttheoretischen Untersuchungen von Aron Gurwitsch, der im Unterschied zu Edmund Husserl neben der Analyse der Noesis – dem Wie der Zuwendung zu Etwas – verstärkt die Analyse der Noemata, d.h. des sich dem Bewusstsein Darbietenden, einbezieht (bezogen auf Autobiographien siehe insbesondere Rosenthal 1995b). Und damit möchte ich mit einem Zitat von Gurwitsch abschließen. Gurwitsch verdeutlicht,

dass unter dem Noema nicht der Gegenstand (oder das Geschehen) schlechthin gemeint ist, sondern der

> „Gegenstand im Wie seines Vermeintseins, de(r) Gegenstand so – genauso, aber nur so – wie er in dem in Rede stehenden Akt des Bewußtseins sich darstellt, wie er in diesem Akt aufgefaßt und intendiert ist, den Gegenstand in genau der Perspektive, Orientierung, Beleuchtung und Rolle, in der er sich darbietet“ (Gurwitsch 1959: 426).

Man kann dieses Zitat leicht verändert lesen, in dem man sich unter dem Gegenstand den Raum vorstellt, in dem die von uns befragten oder beobachteten Menschen leben.

Literatur

Bogner, Artur/Rosenthal, Gabriele (2020): Child Soldiers in Context. Biographies, Familial and Collective Trajectories in Northern Uganda. Göttingen: University Press, Göttingen Series in Sociological Biographical Research.

Elias, Norbert (1988): Über die Zeit. Hrsg. von M. Schröter. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Gurwitsch, Aron (1959): Beitrag zur phänomenologischen Theorie der Wahrnehmung. In: Zeitschrift für Philosophische Forschung, 13, 419–437.

Husserl, Edmund (= Ideen I) (1976): Ideen zu einer reinen Phänomenologie und Phänomenologischen Philosophie. Drittes Kapitel: Noesis und Noema (Gesammelte Werke III, 1). Hrsg. von K. Schuhmann. Den Haag: Nijhoff.

Rosenthal, Gabriele (1988): Leben mit der soldatischen Vergangenheit in zwei Weltkriegen. Ein Mann blendet seine Kriegserlebnisse aus. In: Bios, 1(2), 27–38.

Rosenthal, Gabriele (1995a): Zerstörtes Leben – Fragmentierte Lebensgeschichten von Überlebenden der Shoah. In: Fischer-Rosenthal, Wolfram/Alheit, Peter (Hrsg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte. Opladen: Westdeutscher Verlag, 452–476.

Rosenthal, Gabriele (1995b): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main: Campus.

Rosenthal, Gabriele (Hg.) (2015): Etablierte und Außenseiter zugleich. Selbst- und Fremdbilder in den palästinensischen Communities im Westjordanland und in Israel. Frankfurt/Main: Campus.

Schütz, Alfred (1972): Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch. In: Schütz, Alfred: Gesammelte Aufsätze. Band 2. Den Haag: Nijhoff, 53–69.

Räumliche Orientierungen in Familien- und Lebensgeschichten: Wie sie Verortungen in der Stadt mitbestimmen

Johannes Becker

Abstract: Räumliche Aspekte aufgeschichteter lebens- und familiengeschichtlicher Erfahrungen haben einen wichtigen Einfluss darauf, welchen Orten sich Menschen zuwenden, wie sie sich verorten, Teil von Orten werden und sie mitbestimmen – und wie sie auf diese Weise städtisches Leben mitprägen. Manifeste, latent wirksame oder innerhalb der Familie weitergegebene räumliche Erfahrungen können sich darin unterscheiden, ob sie stark lokal oder national geprägt sind bzw. durch eine translokale oder transnationale Orientierung charakterisiert sind. Diese Unterschiede sind insbesondere mit kollektivgeschichtlichen Verläufen verbunden. Anhand von vier Fallbeispielen von tscherkessischen, syrischen, jordanischen und irakischen Bewohner*innen der jordanischen Hauptstadt Amman wird in diesem Kapitel ausgearbeitet, wie unterschiedliche sozio-historische Kontexte im Nahen Osten und darüber hinaus in gegenwärtige Verortungen in Amman eingehen.

Keywords: Stadt, Raum, Verortung, soziologische Biographieforschung, Naher Osten

Becker, J. (2022): Räumliche Orientierungen in Familien- und Lebensgeschichten: Wie sie Verortungen in der Stadt mitbestimmen. In: Becker, J./Weidenhaus, G./Witte, N. (Hrsg.): Biographie und Raum. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 33–55. **https://doi.org/10.17875/gup2021-1868**

1 Einleitung

Ziel dieses Beitrags ist es zu erkunden, wie aufgeschichtete räumliche lebens- und familiengeschichtliche Erfahrungen als Orientierungen in konkrete Verortungen in urbanen Kontexten eingehen. Damit weise ich darauf hin, dass gegenwärtiges Handeln und Verhalten stets mit vergangenem Erleben verbunden ist – räumliche Praktiken sind hier keine Ausnahme. Diese Verortungen tragen im Stadtraum zur Bildung von Orten bei, wenn diese als durch ihre Mitglieder und deren Biographien ko-konstituiert begriffen werden. Dieser Annahme liegt ein prozessorientiertes Ortsverständnis zugrunde: Orte werden auch durch ihre jeweiligen Mitglieder definiert. Bereits im Rahmen meiner Forschungen zum engen urbanen Raum der Altstadt Jerusalems habe ich mit dem Begriff der Verortungen gearbeitet (Becker 2017, 2019a). Im Vergleich zu Ostjerusalem, wo für viele Bewohner*innen Beharrung ein erstrebenswertes Ziel ist, ist der Forschungskontext in Amman größer und dynamischer: Die Stadt zeichnet sich dadurch aus, dass ihre Etablierung stark durch Flucht und Migration geprägt wurde und auch ihre Gegenwart dadurch bestimmt wird. Amman ist innerhalb von 70 Jahren von 30.000 auf mehr als 4.000.000 Einwohner*innen gewachsen. Lebensgeschichten von Migrant*innen – und Diskurse über sie – sind allgegenwärtig. In den lokalen Zusammenhängen der Stadt kann die komplexe Migrationsgeschichte des Nahen Ostens in jüngerer Zeit rekonstruiert werden. Sie schlägt sich auch in den lokalen Verortungen nieder.

Dass die Beschäftigung mit urbanen Orten keine Provinzialisierung der Raumforschung bedeuten muss, haben empirische Arbeiten immer wieder aufgezeigt, in prominenter Weise Doreen Masseys (1994) Studie über einen multikulturellen Londoner Stadtteil, den sie als zugleich lokalen *und* globalen Ort verstand, weil er durch die Beziehungen seiner Einwohner*innen nach außen und in die Ferne geprägt worden sei. Das ist auch in Amman der Fall – die Stadt ist tief durch verschiedene Migrationsformen und generell durch eine Außenorientierung geprägt. Die Sicht auf Orte als lokal und global zugleich bringt aber die Herausforderung mit sich zu rekonstruieren, *wie* die Einwohner*innen in ihren Lebensgeschichten und im lokalen Alltag diese „überlokalen“ Verbindungen verhandelt haben und verhandeln – also das Verhältnis von lokalen Verortungen und überlokalen Erfahrungen und Erinnerungen.

In diesem Beitrag stelle ich beispielhaft durch Familien- und Lebensgeschichten geprägte räumliche Orientierungen und die damit verbundenen Verortungen in Amman vor. Ich arbeite heraus, wie Verortungen mit den jeweiligen Orten ein Wechselverhältnis eingehen. Ich leiste so einen Beitrag dazu, das Potenzial einer Verbindung von Biographieforschung und Raumsoziologie auszuloten. Während sich z.B. Gunter Weidenhaus diesem Verhältnis durch die Analyse von Biographisierungen in ihrem Potenzial als auch räumliche Ordnungsschemata nähert (Weidenhaus 2015), stehen bei der Analyse von Verortungen die lebens- und familiengeschichtlich aufgeschichteten Erfahrungen eingebettet im sozio-historischen Kontext im Mittelpunkt. Diese historisch geprägte Perspektive zeigt auf, wie sich

gruppierungs-, familien- oder individualspezifisch bestimmte räumliche Orientierungen in den analysierten Lebensgeschichten als strukturell dominierend herausgestellt haben. Darauf aufbauend werden mit diesen Orientierungen verbundene Verortungen und die durch diese ko-konstituierten Orte in Amman analysiert. Um die Orientierungen zu beschreiben, greife ich als analytische Kategorien für die Typenbildung auf die sozialwissenschaftlich etablierten Begrifflichkeiten lokal, translokal, national und transnational zurück. Das heißt, diese oftmals auch paradigmatisch gebrauchten Begriffe sind hier analytische Werkzeuge, die helfen sollen, das in jeweils unterschiedlichen sozio-historischen Umgebungen Erlebte und die Erinnerungen daran zu erfassen und aufzuzeigen, wie sie im lokalen Kontext Ammans in der Gegenwart manifest und latent wirksam werden. Mit anderen Worten, ich diskutiere, wie sich Erfahrungen und etablierte Handlungs- und Interpretationsmuster bewusst oder unbewusst auf gegenwärtige Verortungen in Amman auswirken.

Zunächst werde ich knapp auf die Ausarbeitung des Konzepts der Verortungen eingehen, bevor ich die Stadt Amman vorstelle und nach einem rahmenden Kapitel zu räumlichen Orientierungen anhand von vier kurzen Falldarstellungen – beruhend auf ausführlichen biographischen Fallrekonstruktionen (Rosenthal 1995) – aufzeige, wie sich konkrete Verortungen in Amman auf Basis von biographischen Orientierungen herstellen. Den Beitrag abschließend gehe ich auf die Möglichkeiten ein, die das Konzept der Verortungen in der (Stadt-)Soziologie bietet.[1]

2 Verortungen als Verbindung von Biographie und Raum

Verortungen können als basales soziales Phänomen gesehen werden. Der zunächst eigentlich ort- und zeitlose Mensch (Plessner 1981; vgl. Weidenhaus 2015: 191 f.) erfährt dies mit Beginn der Primärsozialisation, wie es der Philosoph Edward Casey (1996: 17) formuliert: „[W]e are always already in a place, never not emplaced in one way or another." Wenn Menschen über ihr Leben erzählen, erzählen sie somit auch über ihre Verortungen. Durch deren Analyse lassen sich Wahrnehmungen und Erfahrungen in und mit Orten in der Lebensgeschichte rekonstruieren und gegenwärtige Verortungen im Lichte der Lebensgeschichte reflektieren. Verortungen können so als die Aufschichtung von Erfahrungen und Wahrnehmungen von und in Orten definiert werden, deren Teil Individuen für kurze Zeit oder längere Perioden waren oder sind. Verortungen beschreiben die sich wandelnden Ortszugehörigkeiten von Individuen in ihren biographischen Verläufen – also wie Orte

[1] Das Material für die Analysen in diesem Beitrag wurde im Kontext des DFG-Forschungsprojekts „Dynamische Figurationen von Flüchtlingen, Migranten und Altansässigen in Jordanien seit 1946" erhoben, für das wir in Amman 82 biographisch-narrative Interviews geführt haben. Dieses von 2017 bis 2022 laufende Projekt (Kennziffer: RO 827/20-1) wird von Gabriele Rosenthal (Göttingen) geleitet. Weitere Projektmitarbeiter*innen: Hendrik Hinrichsen, Ahmed Albaba und Dolly Abdul Karim (bis 2018). Weiterhin haben wir in diesem Rahmen teilnehmende Beobachtungen und Gruppendiskussionen erhoben.

für Individuen durch Wahrnehmungen und Erfahrungen relevant geworden sind. Wichtig hierfür ist einerseits, welche Relevanz sie diesen zuschreiben. Zu Verortungen gehört aber andererseits auch das „verortet werden", das durch die spezifischen „Angebote" von Orten (Ortsnoemata), durch die Einbindung in dortige Figurationen und durch verschiedene Diskurse über bestimmte Orte zustande kommt.

Orte bestimmen also Biographien erheblich mit und wirken in Lebensgeschichten orientierend.[2] Aber andersherum kann zudem davon ausgegangen werden, dass Individuen mit ihrer leiblichen Gegenwart und ihren Interaktionen, ihren Lebensverläufen und ihren Lebensgeschichten Orte hervorbringen – Orte eben nicht nur durch mobile und immobile Dinge definiert werden. Orte und Individuen konstituieren sich daher wechselseitig und prozesshaft.

Um den Bogen zum vorliegenden Kapitel zu schlagen: Mit der Analyse biographischer Verläufe lässt sich nicht nur etwas darüber herausfinden, wie sich einzelne Individuen auf Basis ihrer räumlichen Orientierungen gegenwärtig in Amman verorten. Vielmehr eröffnet dies auch die Möglichkeit, etwas über die Orte selbst zu sagen bzw. die Orte zu rekonstruieren, deren Teil sie waren oder sind. Dabei gehe ich davon aus, dass Individuen Orte in einer solchen Weise mit ihren Verortungen ko-konstituieren, dass neben der leiblichen Präsenz auch Handlungs- und Deutungsmuster und lebensgeschichtliche Erfahrungen einfließen. Dass also jemand, der/die sich zuvorderst in einem bestimmten Viertel verortet oder täglich im selben Café ist, dies auf Basis lebensgeschichtlicher Erfahrungen tut, aber damit diese Orte auch (immer neu) mit herstellt. Die Analyse von Orten und die Analyse von biographischen Verortungen werden auf diese Weise voneinander untrennbar.

Diese Konzeptionierung von Verortungen lehnt sich an sozialkonstruktivistische Positionen an. Sie ist sozusagen eine raumsoziologische Wendung der grundlegenden biographietheoretischen Frage nach dem Wechselverhältnis und der gegenseitigen Konstitution von Gesellschaft und Individuum (Fischer/Kohli 1987; vgl. Rosenthal 1995). Dass es also nicht, einer determinierenden Einbahnstraße folgend, nur darum geht, wie Individuen von der jeweiligen gesellschaftlichen Situation bestimmt sind – sondern auch darum, nachzuvollziehen, wie zudem das Handeln von Individuen gesellschaftlich wirksam werden kann (Berger/Luckmann 1969). So ist auch die gegenseitige Konstitution von Orten und Verortungen zu lesen: Nicht nur Orte haben einen Einfluss auf ihre Mitglieder, sondern diese konstituieren die Orte stets mit ihren Verortungen mit. Die gegenseitige Konstitution von Ort und Verortungen nimmt Bezug auf eine weitere methodologische Diskussion in der Biographieforschung: wie verhindert werden kann, dass lediglich die „subjektive" Wahrnehmung einer „objektiven" sozialen Realität Gegenstand der Biographieforschung sei (Apitzsch/Inowlocki 2000: 53 ff.). Das dynamische Verhältnis von Orten und Verortungen kann als Diskussionsbeitrag zu dieser Frage im Kontext der Raumsoziologie gesehen werden. Dieser ist zu lesen als Aufforderung, keine subjektiven

[2] Wie es in der Biographieforschung zum Beispiel für soziale Milieus herausgestellt wurde (Hildenbrand/Müller/Beyer/Klein 1984: 30).

Raum- oder Ortswahrnehmungen „objektiven Verhältnissen“ gegenüberzustellen – sondern deren dynamisches Verhältnis zu thematisieren.

3 Geschichte und Aufbau der jordanischen Hauptstadt Amman

Amman ist eine junge Stadt, die insbesondere durch zahlreiche Flucht- und Migrationsbewegungen und durch ihre Rolle als Hauptstadt eines neuen Staatswesens geprägt wurde. Tscherkess*innen und Tschetschen*innen aus dem Kaukasus-Gebirge, die aus dem damaligen Russischen Reich geflohen oder vertrieben worden waren, gründeten 1878 die erste moderne Siedlung Amman. Inzwischen hat die Stadt mehr als vier Millionen Einwohner*innen. Diese Migrationsbewegung wird später am Beispiel eines etablierten tscherkessischen Jordaniers in einer der Falldarstellungen wieder relevant werden (Kap. 5.3).

1921 wurde Amman als Hauptstadt definiert und begann zu wachsen – durch den Zuzug von Handelsfamilien und Verwaltungsbeamten aus anderen Gebieten des Nahen Ostens und durch Binnenmigration. Die zunehmende Land-Stadt-Migration hatte mit dem Status der Stadt als Handelszentrum, aber auch als Hauptstadt zu tun und konnte mit der Etablierung familialer Verbände im staatlichen System verbunden sein, wie das Beispiel von Hashims Familie weiter unten zeigt (Kap. 5.1). Gewachsen ist die Stadt aber insbesondere durch den Zuzug von Geflüchteten. Sie sind in unterschiedlichen historischen Perioden seit der Gründung in die Stadt gekommen.[3] Es wird geschätzt, dass Amman um das Jahr der Unabhängigkeit Jordaniens 1946 zwischen 33.000 und 70.000 Einwohner*innen hatte. Als Folge des ersten israelisch-arabischen Krieges zogen bereits 1948 ca. 70.000 palästinensische Geflüchtete nach Jordanien und viele von ihnen nach Amman – sie erhielten die jordanische Staatsbürgerschaft. 1967 kamen ungefähr 440.000 Palästinenser*innen vor allem aus dem zuvor jordanischen Westjordanland, als dieses von Israel besetzt wurde; die allermeisten von ihnen besaßen bereits die jordanische Staatsbürgerschaft (Al Husseini 2013). Diese quantitativ bedeutsamen Migrationsbewegungen insbesondere nach Amman bewirkten, dass die Stadt in der jordanischen Bevölkerung auch als „palästinensische Stadt“ bezeichnet wird.

Daneben waren weitere größere und kleinere Flüchtlingsbewegungen nach Amman stadtgeschichtlich bedeutsam. So kamen irakische Geflüchtete bereits während des Zweiten Golfkriegs 1990/1991, und seither zogen bis in die Gegenwart weitere Geflüchtete zu, die während des Dritten Golfkriegs 2003/2004, während der US-amerikanischen Besatzung oder im Zuge der Eroberungen des sogenannten Islamischen Staates den Irak verlassen hatten. Zu ihnen gehört die Familie von Abu und Um Uthman, deren räumliche Orientierungen und Verortungen in Amman

[3] Dieser Teil basiert auf Becker 2019b. Für eine detailliertere Einführung siehe z.B. Ababsa 2013; Chatelard 2010; El-Abed 2014.

ich später analysiere (Kap. 5.2). Insgesamt wird von bis zu einer Million Menschen gesprochen, die aus dem Irak nach Jordanien gezogen sind. 1990/1991 kamen auch 300.000 Palästinenser*innen, die bis dahin langfristig in Kuwait gelebt und gearbeitet hatten, im Zuge ihrer Flucht oder Ausweisung von dort nach Jordanien. Die meisten von ihnen besaßen bereits die jordanische Staatsangehörigkeit (Chatelard 2010). In westlichen Medien etwas breiter thematisiert wurde, dass in den Jahren nach 2011 zwischen 650.0000 und 1,3 Millionen Menschen aus Syrien nach Jordanien migriert sind, bevor die Landgrenze 2015 geschlossen wurde (Lenner 2016).[4]

Dass auch anders gerahmte Mobilität eine zentrale Rolle gespielt hat, liegt an der geographischen und geopolitischen Lage Jordaniens, insbesondere im Zusammenhang mit dem Prozess der Staatsgründung im Kontext der Regionalgeschichte. Die jordanische Bevölkerung war stark nach außen orientiert, besonders, was Handel und wirtschaftlichen Austausch betraf. In den jeweils gegebenen historischen Kontexten gab es vielfältige Migrationen in die umliegenden Länder oder darüber hinaus innerhalb der arabischen Welt, aber auch in den „Westen“, gerade in den oberen Schichten der Bevölkerung. Der Einfluss der panarabischen Bewegung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und die weiterbestehende Wirksamkeit der vor der Staatsgründung relevanten räumlichen Zusammenhänge trugen dazu bei, dass es noch bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wenige legale Beschränkungen gab, als Staatsbürger*in eines arabischen Landes in einem anderen dauerhaft zu wohnen (mit Ausnahme der Golfstaaten). So kam etwa Azima – siehe die Fallanalyse in Kap. 5.4 – 2006 als Migrantin aus Syrien nach Jordanien, war aber später gezwungen, sich als Flüchtling registrieren zu lassen. Arbeits-, Studien- und Familienmigration (und andere Migrationsformen) sind über Generationen hinweg in Jordanien bekannte Handlungsmuster. So brachte der sukzessiv erfolgende Aufbau des Staates nach 1946 mit sich, dass erst 1962 die erste jordanische Universität in Amman eröffnete und bis dahin jegliche universitäre Bildung im Ausland hatte aufgenommen werden müssen. Mit dem Ölboom in den 1960er Jahren begann die Arbeitsmigration in die Golfstaaten, die den quantitativ größten Teil der transnationalen Migrationen von Jordanier*innen ausmachte – zur Hochzeit dieser Migrationsbewegung Anfang der 1980er Jahre waren mehr als 40 Prozent der jordanischen Arbeitskräfte im Ausland (Barham 2017; Chatelard 2010).

Als Folge dieser historischen Entwicklung werden in Amman Migration und Migrationserfahrungen genauso wie die Bedeutung regionalräumlicher oder transnationaler Zugehörigkeiten im Alltag verhandelt, und sie werden in den Verortungen wirksam.

[4] Neben diesen größeren Gruppierungen gibt es weitere, z.B. aus dem Sudan, dem Libanon, aus Libyen oder Somalia.

4 Begriffe räumlicher Orientierung und die Analyse von Lebensgeschichten und Verortungen

Dieses auf unserer Forschung in Amman beruhende Kapitel hat Bezüge weit über den begrenzten lokalen Kontext hinaus, in zahlreiche weitere heutige Nationalstaaten oder historische Regionen des Nahen Ostens und weltweit. Im Lokalen zeigen sich auch hier die globalen Verhältnisse – mit einem Fokus darauf, wie sie über biographische Verläufe, den im Rahmen dieser ausgebildeten räumlichen Orientierungen und den daraus sich konstituierenden Verortungen in die Stadt eingebunden sind. In der Analyse der von uns in Amman geführten 82 biographischen und familiengeschichtlichen Interviews haben sich in dieser Hinsicht Herausforderungen ergeben: Für manche Interviewpartner*innen waren der nationalstaatliche Rahmen und die nationalstaatliche Zugehörigkeit zentral, für andere hingegen regionale Orientierungen, transnationale Ausrichtungen oder auch translokale Orientierungen (hier im Sinne von Verflechtungen verschiedener Orte auf Basis regionaler Zusammenhänge vor der Periode der Nationalstaatsbildung). Diese Orientierungen sind individuell und gesellschaftlich geprägt, nicht immer „bewusst" und tragen zur Strukturierung von Lebensverläufen bei. Sie sind Ausdruck des Erlebens bestimmter historischer Perioden in unterschiedlichen Lebensaltern und abhängig von bestimmten biographischen und familialen Verläufen und gesellschaftlichen Etablierungschancen. Die den Verortungen zugrundeliegenden räumlichen Orientierungen der vier unten vignettenhaft vorgestellten Fälle lassen sich in diesem Sinne in typifizierender Zuspitzung als 1) regional/lokal, 2) national, 3) national/transnational und 4) translokal beschreiben. Diese Konzepte, die somit auch in loser Referenz zur Diskussion um verschiedene räumliche Maßstabsebenen stehen (Glick Schiller/Çağlar 2009), stelle ich im Folgenden bereits verbunden mit ihrer praktischen Relevanz für die Biograph*innen kurz vor.

Die lokale/regionale und die nationale Orientierung deuten auf *einen* räumlichen Bezugspunkt hin, der eine zentrale Stellung für die Biographin bzw. den Biographen hat. So ist die *nationale Orientierung* ein auch räumlicher Bezugspunkt. Auf die Etablierung der Nationalstaaten im Nahen Osten im 20. Jahrhundert folgte eine Phase derer Verfestigung und der „Herstellung" nationaler Subjekte. Für Teile der Bevölkerung war dies mit Aufstiegsmöglichkeiten verbunden aufgrund von Selbst- und Fremdzuschreibungen z.B. als Alteingesessene und als Mitglieder bestimmter familialer Verbände. Damit einher ging eine Fokussierung der Orientierung auf den Nationalstaat, wie am Beispiel von Hashim zu sehen sein wird: Seine aus der ländlichen Umgebung stammende Familie etablierte sich in den 1960er Jahren in Amman. Seine Verwandten siedelten sich am damaligen Stadtrand an und gründeten dort eine kleine Nachbarschaft für den familialen Verband. Von dort aus wollten sie mehr Zugang zu nationalen Institutionen erlangen. Diese Nachbarschaft bildete für Hashim lange Zeit das Zentrum seiner Verortungen in Amman.

Als Beispiel für die Relevanz einer *lokalen Orientierung* für Verortungen in Amman stelle ich den familiengeschichtlichen Verlauf einer irakischen Flüchtlingsfa-

milie vor. Die Familie Abu und Um Uthmans stammt aus einem ländlichen Teil des Iraks und war dort im großfamilialen Verband integriert. Ihre Flucht sowohl in eine benachbarte irakische Region als auch nach Amman war mit starken Fremdheitsgefühlen verbunden. Nach Ankunft in Amman war die Verortung dort eine große Herausforderung für die Familie. Das lag nicht nur am urbanen Kontext, sondern auch am Erleben von Fremdheit und dem Verlust familialer Einbindung. Auf sich als Kernfamilie zurückgeworfen, fokussierten sich die Verortungen auf die Wohnungen der Familienmitglieder und auf die Sicherung des Nahraums im unmittelbaren Wohnumfeld in Amman.

Die beiden Kurzvignetten zu translokalen oder transnationalen Orientierungen verweisen hingegen auf räumliche Verflechtungen in Lebensgeschichten jenseits nationaler oder regionaler Formationen: „Migrations appear as counter-narratives to nation and ascribed national identity; mobile life trajectories and multi-locality counter bordered territoriality of unsatisfactory (home?) states and unsustainable lives in them.“ (Hoerder 2012: 84) Ich gehe davon aus, dass die Begriffe translokal und transnational unterschiedliche Bedeutungskonnotationen transportieren und daher in der folgenden empirischen Analyse nebeneinander gebraucht werden können.

Ansätze des *Transnationalen* (Glick Schiller/Basch/Blanc-Szanton 1992; Pries 2019) bezeichnen Wechselwirkungen von (Gruppierungen von) Migrant*innen mit Herkunftsgesellschaften. Von Interesse sind anhaltende familiale, politische oder wirtschaftliche Verflechtungen ebenso wie Prozesse der Aushandlung kultureller Zugehörigkeiten im transnationalen sozialen Raum. Die Zuordnung von Subjekten zu als Containern definierten Nationalstaaten wird aufgebrochen (Wimmer/Glick Schiller 2002; Beck 2000). Im Fall des ehemaligen Piloten Ali zeigt sich dahingehend ein Konflikt zwischen seiner transnationalen und seiner nationalen Orientierung. Teile seiner Familie – insbesondere seine Brüder – wurden im Staatsbildungsprozess Teil der jordanischen Elite. Ali, der bereits als junger Mann viele Jahre im Ausland gelebt hatte, wurde Pilot bei der staatlichen jordanischen Fluggesellschaft und machte sich Hoffnung auf weitergehende Etablierung in der jordanischen Elite. Als diese scheiterte, ging er wieder ins Ausland, kehrte aber später zur jordanischen Fluggesellschaft zurück. Verheiratet war er mit einer Französin und hatte an mehreren Orten der Welt Wohnsitze. Diese transnationale Orientierung war mit einer strikten Ausrichtung an einer „westlichen“ und der Abwertung einer „arabischen“ Lebensweise verbunden. Seine Verortungen in Amman sind Elitetreffpunkte und Inseln etablierter „oberklassiger“ Westlichkeit.

Bei der transnationalen Orientierung bleibt die Nation die Referenzgröße, in der Austausch gesehen wird. Andere sozio-historische Zusammenhänge werden von diesem Begriff nicht direkt erfasst. Die postkoloniale Nationalstaatsbildung im Nahen Osten hat z.B. Grenzen geschaffen, die nicht den vormals etablierten räumlichen Definitionen der dort Lebenden entsprachen. Deren differente Raumkonzeptionen wurden aber als Orientierungsmuster nicht gänzlich oder umgehend außer Kraft

gesetzt, sondern behielten ihre Relevanz auf der Ebene familialer Verbindungen und in kollektiven Gedächtnissen. Die Nationalstaaten wurden jedoch in den darauffolgenden Jahrzehnten zunehmend handlungsrelevant, insbesondere für soziale oder räumliche Mobilität. Dieses Verhältnis von Nationalstaaten als Handlungsräumen und zeitlich vorhergehenden – und teilweise weiterhin wirksamen – Beziehungen lässt sich am besten anhand des Begriffes der Translokalität fassen. Auch eine *translokale Orientierung* kann in Biographien und Lebensgeschichten wirksam sein und für Verortungen im urbanen Alltagsleben relevant. Sie wirkt als Korrektiv für die angenommene Vorherrschaft nationaler Grenzen und verweist auf Interdependenzgeflechte, die über Transnationalität und den damit adressierten Bezugsrahmen politischer Ordnungen hinausweisen:

> "The concept of translocality assumes a multitude of possible boundaries which might be transgressed, including but not limiting itself to political ones, thus recognising the inability even of modern states to assume, regulate and control movement, and accounting for the agency of a multitude of different actors." (Freitag/von Oppen 2010: 12)

Im Nahen Osten spiegelt sich das darin wider, dass regionale Wir-Bilder oder Beziehungen zwischen Städten in unterschiedlichen Staaten trotz Grenzen weiterhin relevant sind. Dazu gehören Zugehörigkeitsbezeichnungen historischer Regionen (z.B. Bilad ash-Sham oder Großsyrien) oder sich fortsetzende Verbindungen von zentralen Städten (z.B. Hebron in Palästina und Karak in Jordanien, Damaskus in Syrien und Beirut im Libanon etc.). Auch politische Ideologien wie der Panarabismus kritisierten die bestehende Einteilung in Nationalstaaten im Nahen Osten.

Das Beispiel der Syrerin Azima zeigt die anhaltende Wirksamkeit dieser translokalen Perspektive. Sie stammt aus einer Familie, deren Geschichte mit umfangreicher Migration im Raum des Bilad ash-Sham (im Gebiet der heutigen Länder Libanon, Jordanien, Syrien, Palästina, Israel) verbunden war und mit umfangreichen translokalen Verbindungen in der Region. Zwar wurden diese Migrationen durch die zunehmenden nationalstaatlichen Beschränkungen beschnitten, im Familiengedächtnis bleiben aber Migrationen als Handlungsstrategie zur Problemlösung stets präsent. Azima erlebte ihre eigene Migration von Damaskus nach Amman als gewöhnlichen Umzug und wurde sich erst durch den syrischen Bürgerkrieg der „nationalen“ Dimension ihrer Migration stärker im Alltag bewusst. Sie verortet sich in Amman in einem liberal-linken Nachbarschaftsmilieu, was mit der Betonung von panarabischen Konzepten einhergeht.

5 Räumliche Orientierung und Verortung: Vier Beispiele

In den folgenden Abschnitten gehe ich auf die soeben umrissenen Fälle ausführlicher ein.

5.1 Nationale Orientierung: Die Gründung einer Nachbarschaft zur familialen Verankerung im neuen Nationalstaat und ihre transgenerationalen Folgen

Hashim (geb. 1982) und seine Familie repräsentieren die familiengeschichtlich geformte Fokussierung auf den Nationalstaat im Kontext der Sicherung einer etablierten Position im Staatswesen.[5] Das ist verbunden mit einer Verortung in Amman in der Nachbarschaft, die von Mitgliedern des eigenen großfamilialen Verbandes zur Durchsetzung dieser Position errichtet wurde und eine geographisch-räumliche Präsenz im staatlichen Zentrum herstellen sollte. Hashim wurde gänzlich in diese Nachbarschaft hineinsozialisiert, die seine Weltsicht begründete bzw. die Basis dafür darstellte. Obwohl er es versucht, fällt es ihm schwer, diese Bindung abzuschwächen und eine andere oder modifizierte Ausrichtung anzunehmen.

Vor ungefähr drei Generationen wurden beide Seiten von Hashims Familie sesshaft, zuvor hatten sie wenigstens teilzeitlich nomadisch gelebt. Sie siedelten in Dörfern und betrieben zunächst Viehzucht, bevor sie auch in Handelsaktivitäten einstiegen. Hashims Großvater entschied sich in der ersten Hälfte der 1960er Jahre – in Abstimmung mit dem familialen Verband –, Land am damals unbebauten Rand der Stadt Amman zu kaufen. Schließlich siedelten dort über fünfzig Familien, die größtenteils aus dem gleichen Dorf stammten. Da das gekaufte Land nicht ausreichte, „besetzte“ die Familie angrenzende Flächen des Militärs, aber wegen der Regimetreue hoffte sie (letztlich erfolgreich) auf Legalisierung. Dieser Umzug vom Land in die Stadt hatte insbesondere damit zu tun, geographisch näher an den Entscheidungszentren zu sein, wie Hashim ausführt: „This demographically will support you in front of the other communities, in front of the government, once you would like to ask the government [something, you can say]: oh I have my own community, please support me.“

Diese Nachbarschaft wurde zur stetig wachsenden Basis der Familie. In den ersten Jahrzehnten wohnten ausschließlich Angehörige des großfamilialen Verbandes dort. Im jordanischen Bürgerkrieg von 1970/1971 kulminierten die Konflikte zwischen dem jordanischen Staat und palästinensischen Organisationen unter Führung der PLO, die in den Jahren zuvor stark zugenommenen hatten. Im stark palästinensisch geprägten Amman stellten sich die Bewohner*innen der Nachbarschaft auf die Seite der jordanischen Armee, bewaffneten sich und verteidigten eine nahegelegene strategisch wichtige Straße gegen Milizen aus benachbarten palästinensischen

[5] Ich habe in Hashims Familie im Herbst 2018 und Winter 2018/19 zahlreiche Interviews geführt – teilweise gemeinsam mit Hendrik Hinrichsen –, neben den zwei Interviewtreffen mit Hashim auch mit seinen Eltern, mit einem Bruder, einer Schwester und zwei Nichten sowie einem Onkel und einem weiter entfernten Verwandten, vgl. Becker/Hinrichsen/Worm im Druck.

Flüchtlingslagern bzw. Stadtteilen. An der Position dieser Nachbarschaft wurde die konflikthafte Figuration zwischen Palästinenser*innen und Jordanier*innen räumlich sichtbar wie auch an den zahlreichen Toten in der Nachbarschaft.

Diese konflikthafte Figuration blieb auch in Hashims Kindheit in den 1980er und 1990er Jahren sehr relevant. Er wurde 1982 als Sohn eines Busfahrers und einer Hausfrau geboren. Hashim berichtet von einer Kindheit, die geprägt war von der Einbindung in die jordanische Nachbarschaft der Familie und von der jordanisch-palästinensischen Konfrontation. Immer wieder gab es Streitereien und Kämpfe zwischen Kindern und Jugendlichen, die auch blutig enden konnten – symbolisch ausgetragen als Konflikte verfeindeter Fans des palästinensischen und des jordanischen Fußballvereins in Amman (al-Wihdat und Faisaly).

Im Laufe der 1990er Jahre verlor die Familie in der Nachbarschaft trotz individuellem Erfolg zunehmend an politischem Einfluss. Während, wie Hashim berichtet, zuvor regelmäßig Parlamentsabgeordnete oder Mitglieder des Königshauses zu Besuch in die Nachbarschaft gekommen waren, hätten diese Besuche danach stetig nachgelassen:

> "I don't know why, maybe the main power rules are completely different currently – financial power, informational power, political power. It's completely different in front of the past but it's, we lost such kind of effect, such kind of influence. […] In our local area ok we still have this kind of respect, but we are not more influential in terms of government now, we don't have more connections, more access to the government."

Das Aufwachsen im Schoß der Nachbarschaft und die Ausrichtung an der familialen räumlichen Orientierung im jordanischen Nationalstaat wurden während Hashims Wirtschaftsstudium ab 2002 an einer prestigeträchtigen Universität erschüttert. Er schloß mit Angehörigen anderer Gruppierungen Freundschaften. Dies nahm in seinem Interview einen prominenten Platz ein: „Everything completely changed because I'm with new people. I discovered, I looked to Jordanians from different backgrounds, different culture." Als Hashim an von Palästinenser*innen organisierten Kundgebungen in Amman teilnehmen wollte, untersagte ihm seine Familie das, weil er damit die Etablierung anderer Familienmitglieder in staatsnahen Positionen hätte gefährden können – hierfür stand die Loyalität der gesamten Familie auf dem Prüfstand. Zwar ging Hashim nach seinem Studienabschluss für ein Promotionsstudium in die USA, aber es war im Gegensatz zu vielen anderen Interviewpartner*innen nie sein Ziel, dort zu bleiben. Vielmehr sollte die im Ausland erlangte Qualifikation ihn dabei unterstützen, nach seiner Rückkehr eine zentralere Position *in* der jordanischen Gesellschaft einzunehmen und die Familie zu stärken. Inzwischen arbeitet Hashim in einer mittleren Leitungsposition in der jordanischen Industrie- und Handelskammer.

Die jüngeren Familienmitglieder wie Hashim, die in den 1970er bis 1990er Jahren geboren wurden, versuchen, durch Bildungsaufstiege, berufliche Professionalisierung und erweiterte Netzwerke eine etablierte Position im jordanischen Staat

zu erlangen, weil dafür die räumliche Präsenz in der Nachbarschaft nicht mehr genügt. Damit geht eine gewisse Diversifizierung der Verortungen einher, da die Ausrichtung des gesamten Lebens an der Nachbarschaft nicht mehr ausreicht und mehrere Kontexte verortungsrelevant werden. Auch der Charakter der Nachbarschaft habe sich stark verändert, so Hashim. Zuvor seien alle Bewohner*innen aus der gleichen Familie gewesen, inzwischen nur noch 20 Prozent, weil die meisten Hausbesitzer*innen ihre sehr einfachen Häuser vermietet hätten und in bessere Gegenden gezogen seien. Stattdessen sei die Nachbarschaft nun „accessable for those lower income and poor people", „you will pass our street you will meet people you don't know them".

Dennoch bildet die familiale Basis der Nachbarschaft (und über Amman hinausgehend auch das Herkunftsdorf) weiterhin das Fundament; aus dieser Verortung werden alle anderen abgeleitet. So beschreibt Hashim seinen Auszug aus dieser Nachbarschaft in eine zehn Kilometer entfernte Mehrfamilienanlage für die Mittelschicht nach seiner Heirat 2016 nur *in Abgrenzung* von der Nachbarschaft: „I'm 36 now, about 30 years of my life has been within my family, with my dad, my mum, my sisters, my brother, with my local community. […] But once I married I moved […to] a good place and I started a new chapter in my life." Er setzt seine jetzige Verortung von seinem alten Lebenskontext ab:

> "Every day, every night we [were] together, we have to speak, we have to drink a tea, we have to have a lunch or dinner with each other, but currently, honestly speaking, the last time I was calling my sister: three days ago (3), the last time I met my friends in this local area: two weeks have gone, the last time I have a sit with my cousins: one month ago. This is not because I feel bad about them or I don't like them, but this is our **new life**, we are working (under) the pressure of (time), under the pressure of a lot of responsibilities."

Trotz seiner langsamen Entfernung von der Nachbarschaft war es Hashim wichtig, mir diese zu zeigen. Denn während sich die Kontakte zu anderen einschränken, besucht er seine Eltern noch beinahe jeden Tag – sein Vater ist der Nachbarschaftsvorsteher (Mukhtar). Dabei steht das damit einhergehende „Prestige" in starkem Gegensatz zum Zustand des Elternhauses, das zu den in den 1960er Jahren errichteten gehört. Diese Häuser haben den Charakter sehr einfacher Dorfbauten und sind städtebaulich relativ ungeplant. Das Ensemble der Gebäude im Zusammenhang mit den unterschiedlich breiten oder engen Straßen erweckt eher den Eindruck eines alten Dorfes als den einer urbanen Nachbarschaft. Die Häuser selbst muten ärmlich an, was aber nicht unbedingt dem sozio-ökonomischen Status der Eigentümer*innen entspricht. Heute wohnen mehrere Tausend Menschen in diesem Viertel, das zwar noch von Hashims familialem Verband dominiert, aber nicht ausschließlich von ihm bewohnt wird – beispielsweise sind Häuser an syrische Geflüchtete vermietet.

In Amman gibt es zahlreiche solcher Nachbarschaften, die durch den Umzug von größeren Familien oder Dorfverbänden in die Stadt gebildet wurden. Sie belegen deren Versuch, stärkeren Einfluss zu nehmen und sich räumlich „bemerkbar" zu machen. Sie sind daher ein Anreiz zu einer starken Verortung. Diese dient der Selbstversicherung der Position der Familie, selbst derjenigen Mitglieder, die schon von dort weggezogen sind – wie Hashim und weitere erfolgreichere Familienmitglieder. Damit ergibt sich ein Spannungsverhältnis zwischen der Verortung in der Nachbarschaft und der häufig ersehnten Emanzipation von der Familie. Die Nachbarschaft wird nicht mehr als einzig möglicher Bezugspunkt der Etablierung im Staat gesehen. Dennoch ist sie eine wichtige alltägliche und repräsentative Komponente und symbolisiert als Verortung das Sich-Festsetzen der Familie in der Hauptstadt des jordanischen Staaates.

5.2 Herausgerissen aus dem lokalisierten Milieu und wenig verortet in Amman: Prekär lebende irakische Geflüchtete

Die Familie von Abu und Um Uthman, Flüchtlinge aus dem Irak, lebt in den armen Vierteln Ost-Ammans. Alle interviewten Familienmitglieder[6] berichteten von Ausbeutung in illegalen Arbeitsverhältnissen und in den Nachbarschaften, in denen sie leben. Ihre Wohnverhältnisse sind äußerst beengt: Teilweise schliefen elf Familienmitglieder in einer stickigen und schimmeligen Drei-Zimmer-Wohnung. Für die Familie von Abu und Um Uthman war es wohl undenkbar, dass sie einmal in einer Stadt unter solchen Bedingungen leben würden. Die Mitglieder der erweiterten Familie waren bereits seit mehreren Generationen als Bauern in der irakischen Provinz Diyala ansässig. Alle, auch die, die in naheliegende Städte gezogen waren, blieben dieser Lebensform verbunden, z.B. dadurch, dass sie im Nebenerwerb weiter Land bewirtschafteten. Die Familie gehörte einem „bäuerlichen Milieu" an. Der irakische Nationalstaat hatte im Vergleich zur regionalen, an die Bewirtschaftung des Bodens gebundenen Zugehörigkeit eine sehr geringe Relevanz.

Nach dem Dritten Golfkrieg (2003-2004) und dem Beginn der Besatzung des Iraks entwickelte sich ein komplexer Fluchtprozess, durch den sich die Mitglieder der Kernfamilie der zunehmenden Gewalt im lokalen und regionalen Kontext ihrer ethnisch-religiös „gemischten" Region entzogen. Sie wechselten mehrfach die Orte innerhalb des Iraks, bevor sie nach Amman kamen. Charakteristisch ist für die Familienmitglieder, dass sie bereits im Irak starke Erfahrungen der Fremdheit machten: Als sie sich in einer benachbarten Provinz niederließen, nahmen sie die Ausgrenzung durch die dort Wohnenden wahr und waren mit dem mangelnden Wissen um die Beschaffenheit des dortigen Bodens konfrontiert. Darüber hinaus

[6] Eine detailliertere Analyse dieses Interviews findet sich in Becker/Hinrichsen 2020. Im Herbst 2018 interviewten Hendrik Hinrichsen und ich den Vater Abu Uthman, die Mutter Um Uthman sowie die Töchter Aya und Samar sowie den Sohn Uthman. Die Interviews umfassen insgesamt 15 Stunden. Die Interviews wurden auf Englisch und Arabisch geführt und teilweise von Samira Qatuni und Marwan Nabil Muhammad übersetzt.

machten sie in diesem Zeitraum traumatisierende Gewalterfahrungen. Zunächst ging daraufhin Abu Uthman aus dem Irak nach Amman, seine Frau und seine Kinder folgten ihm nach und nach (wenn auch manche zunächst in Form einer Pendelmigration). Amman war nicht als Endpunkt der Migration geplant, sondern als Station auf dem Weg in die USA. Da diese Pläne scheiterten, wurde die Stadt zum dauerhaften Lebensmittelpunkt der Familie.

Die Familie von Abu und Um Uthmans war es zuvor gewohnt, in den großfamilialen Verband eingebunden zu leben. Doch dieser Radius reduzierte sich beginnend mit der Binnenmigration auf die Kernfamilie – die Kontakte zur erweiterten Familie wurden weniger und manche Verbindungen wurden sogar im Streit gekappt; soziales Kapital ging verloren. Die Flucht hatte zudem zur Folge, dass die Kinder keine zusammenhängende Schulbildung hatten, Ehefrau und Kinder arbeiten mussten, um die Familie mitzuversorgen. Auf diesem prekären Niveau ergaben sich für Frau und Kinder im Fluchtverlauf zwar auch Chancen auf Autonomiegewinne. Dennoch waren mit der Migration insgesamt schleichende Verluste ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitals verbunden, und die seelischen und körperlichen Folgen der Flucht verfestigten sich. In Amman waren sie auf einer formalen Ebene zudem mit restriktiven Aufenthaltsregeln konfrontiert. Alles zusammengenommen bedeutete dies, dass sie in Amman Teil der urbanen Unterschicht wurden, was ein starker Gegensatz zum Herkunftsmilieu im Irak war. Zunächst stand die Familie vor der Herausforderung, mit dieser prekären Situation zurechtzukommen und sich bis zu einem gewissen Grad in Amman „einzurichten".

Was bedeutet diese Konstellation für Verortungen in Amman? Diese beschränken sich auf Orte bloßer Notwendigkeiten, insbesondere auf die Wohnsituation und die Arbeitsplätze, die nicht als sicher interpretiert werden, sondern ständig „in Gefahr" sind. Insbesondere Um Uthman detailliert im Interview die Figuration mit den Nachbar*innen im Mietshaus und der umliegenden Nachbarschaft, die sie über die Zuwendung zu oder Ausgrenzung ihrer Familie definiert. Bei dieser Verortung im Haus und in näherer Umgebung ist zu beachten, dass die Familienmitglieder in dieser Konstellation in einer stets schwachen Machtposition sind, was sich im Charakter der durch sie mitgebildeten Orte niederschlägt: Sie sind diejenigen, die die Außenseiterposition einnehmen. Dies stellt sich sowohl durch die Interaktionen als auch durch die räumliche Position ihrer Wohnungen (Souterrain, Hinterhäuser) und deren Zustand her. Bei denjenigen Familienmitgliedern, die längere Zeit den gleichen Job haben, lassen sich Verortungen rekonstruieren, die von der Hoffnung auf Etablierung am Arbeitsplatz und der gleichzeitigen Angst vor Diskriminierung in den meist illegalisierten Arbeitsverhältnissen bestimmt sind. Die Positionierung wird ausgehandelt am Level der Akzeptanz bzw. offenen Ablehnung der Familienmitglieder in diesen Arbeitskontexten.

Prägnant bringt Abu Uthman diese prekäre und stets gefährdete Verortungssituation seiner Familie im Interview mit ihm zum Ausdruck:

> „Ich habe sowieso keine Zeit für Freundschaft und so oder Leute kennenzulernen, nein. Ich sitze bei mir zuhause und habe keinen keinen keinen Kontakt zu den Leuten. […] Du hast Elektrizität, Wasser und Sicherheit. Abgesehen davon betrachte dich selbst im offenen Gefängnis. Weil du absolut keine Rechte hast. Wenn du mit einem sprichst, [sogar] mit einem Jungen auf der Straße, wird er dir sagen: Sei still, sonst lasse ich dich abschieben."

5.3 Die nationale Elite im transnationalen Kontext: Absonderung und Beschränkung auf Eliteorte

Ali (geb. 1938), ein pensionierter Pilot der staatlichen jordanischen Fluggesellschaft, hat eine „tscherkessische" und eine „türkische" Familienseite.[7] Der tscherkessische Großvater väterlicherseits kam als Flüchtling in das Gebiet des heutigen Jordaniens, der Großvater mütterlicherseits war türkischer Offizier im Osmanischen Reich, der ins Gebiet des heutigen Jordaniens versetzt worden war. Verheiratet war Ali mit einer Französin, deren Verwandte wiederum aus unterschiedlichen Weltregionen kamen. Mehrere seiner Geschwister wurden ab den 1940er Jahren als hohe Militärs oder am königlichen Hof in den jordanischen Staatsaufbau eingebunden, sie gehörten zur Top-Elite. Damit verbunden war eine Moderneorientierung, die die damalige jordanische Elite kennzeichnete und die mit einem Fokus auf „westliche" Lebensweisen in Bezug auf Familienplanung, Mode, Bildung und Mobilität einherging. Ali, der selbst keine Militärkarriere machte, arbeitete als junger Mann zunächst sechs Jahre im Ausland – in den Golfstaaten und in Großbritannien, wo er sich als Pilot ausbilden ließ, ein emblematischer Ausdruck der Moderneorientierung der Familie. König Hussein, der mit seinen Brüdern verkehrte, rekrutierte Ali 1968 persönlich als Piloten für die staatliche Fluggesellschaft. Er wurde Teil einer mobilen jordanischen Elite, die sich in den Hauptstädten Westeuropas genauso zuhause fühlte wie in den komfortablen Wohnungen und Häusern in den besseren Gegenden Ammans. Allerdings wurden seit dem Beginn der 1970er Jahre mehrere herausragende Mitglieder seiner Familie in Elitekreisen „ausgetauscht" – der Elitenwechsel ist typisch für Kooptation in autoritären Regimen. Alis zwei erfolgreichste Brüder verloren ihre einflussreichen Posten. Und Ali selbst wurde nach Intrigen bezichtigt, seine Flugfähigkeit verloren zu haben, und vom Dienst suspendiert. Er arbeitete danach sieben Jahre lang für die staatliche Fluggesellschaft des ostasiatischen Landes, in das einer seiner Brüder als jordanischer Botschafter versetzt worden war. Danach kehrte er Anfang der 1980er Jahre auf Anordnung des Königs zur jordanischen Fluggesellschaft zurück, obwohl dies nicht seinem eigenen Wunsch entsprach. Sein Hauptwohnsitz blieb in Amman, während Frau und Kinder parallel auch in Frankreich wohnten. Seine

[7] Siehe hierzu Becker 2021b. Mit Ali führte ich im Herbst und Winter 2018 ein biographisch-narratives Interview, das sich bei sieben Treffen über 24 Stunden erstreckte.

Familie hat im Laufe der Jahre jedoch den Zugang zum Königshaus gänzlich verloren und die Elitepositionen größtenteils eingebüßt.

Alis räumliche Orientierung ist einerseits geprägt von der Einbindung der Familie ins Staatsbildungsprojekt und hat somit eine eindeutig nationale Komponente. Diese ist verbunden mit einem starken Elitebewusstsein. Der familiale Aufstieg in die Elite als Angehörige einer Minderheit bedeutete ein besonderes Maß an Loyalität gegenüber dem Herrscherhaus und den staatlichen Institutionen wie der Armee. Damit verbunden sind negative Fremdbilder von Beduinen und Bauern, die Ali als unmodern bezeichnet und die er unter dem für ihn abwertenden Begriff „Araber" verhandelt. In einem ambivalenten Verhältnis mit dieser nationalen Komponente steht der transnationale Anteil seiner räumlichen Orientierung, der generell mit den eher selbstbestimmten Perioden und Teilen seiner Lebensgeschichte zusammenfällt.

Was bedeutet dies für Alis Verortungen in Amman? Ali verortet sich in Orten, die als westlich und elitär gelten. Diese Orte verbindet er mit seinem Auto. Er vermeidet den öffentlichen Raum oder andere Orte, so gut es geht. Zunächst zur Wohnsituation: Ali lebt schon seit Jahrzehnten in Jabal Amman, einem Stadtviertel, das in einigen seiner Teile als elitär galt, bevor weitere Stadtteile im Westen der Stadt gebaut wurden. Einige Straßenzüge sind gesäumt von modernistischen Villen, von den Gebäuden staatlicher Institutionen und von Palästen der Königsfamilie. Ali bewohnt eine Drei-Zimmer-Wohnung, die in direkter Nachbarschaft zum Palast eines Prinzen liegt, ein impliziter Ausdruck der noch immer erhofften Nähe zum königlichen Hof. Die Einrichtung seiner Wohnung ist betont westlich, insbesondere mit französischen Anleihen und einigen wenigen Artefakten aus der arabischen Welt. Er serviert Lipton-Tee und englische Kekse. Besonders auffällig sind die vielen Fotografien in der Wohnung, die Alis transnationale Mobilität und die Einbindung der Familie in den Königshof dokumentieren. Hier werden die nebeneinander bestehenden Ausrichtungen an der „modernen" nationalstaatlichen Elite Jordaniens einerseits und an einer transnationalen Perspektive andererseits deutlich.

Wie angedeutet, verbindet Ali mit dem Auto weitere „elitäre" Punkte in der Stadt. Das tscherkessische Restaurant, der Schneider, der die alte Elite bedient, das teure westliche Café, in dem er seine Memoiren schreibt oder Freunde trifft, die über ähnliche Orientierungen verfügen. Das heißt, er verortet sich in halböffentlichen Orten, die aber durch eine bestimmte Zusammensetzung von Menschen charakterisiert sind. Früher gehörte dazu auch der Innenhof des Hotels Intercontinental, doch den Besuch dieses Inbegriffs westlichen Lebens der 1980er Jahre kann er sich in der Gegenwart nicht mehr leisten.

Das von ihm stilisierte und befürchtete Gegenbild sind räumliche Manifestationen des Unzivilisierten, denen er nicht entrinnen kann, beispielhaft das geteilte Humus-Frühstück, das er bei seinen Kolleg*innen in der Fluggesellschaft „erleiden" musste: „Sitting with their humus, humus time it's the only thing the Arabs know, all in one room at 11am, this is something I'm totally against and if I would be king I would abolish this." Er versucht daher, durch die Autofahrten solche Situa-

tionen zu vermeiden, wie er sie „räumlich" bei und mit seinen Pilotenkollegen erleben musste. Doch der Weg mit dem Auto zwischen diesen vereinzelten Orten wird für ihn fast zur Tortur. Die Male, die ich ihn begleitet habe, fluchte er in einem fort über die unzivilisierten oder „wilden" Jordanier im Straßenverkehr und scheute sich nicht, andere Autofahrer aus dem Fenster als unzivilisiert, als „Araber" und als Abschaum zu beschimpfen oder auf Arabisch schreiend: „Du bist kein Mensch." Diese Verortung bedeutet, dass Ali Amman lediglich punktuell akzeptiert: die Teile, die er als westlich und hinreichend geschmackvoll wahrnimmt. Ansonsten sind seine Erinnerungen zentral mit seinen langen Auslandsaufenthalten verknüpft, und sein Blick ist über Amman hinaus in die Welt gerichtet.

5.4 Translokale Familiengeschichte und die Verortung in einer liberalen internationalen Nachbarschaft[8]

Azima wohnt als Syrerin in Amman, inzwischen offiziell registriert als Flüchtling. Sie lebte jedoch schon vor dem Krieg in der Stadt. Sie selbst und die Familienmitglieder vorheriger Generationen haben extensive Erfahrungen translokaler Migration in dem zunächst wenig durch Grenzen bestimmten Raum des Bilad ash-Sham – also im heutigen Libanon, Jordanien, Syrien, Palästina, Israel. In ihrer drusischen Familie sind Migrationserfahrungen das definierende Element der Familiengeschichte und werden im Familiengedächtnis ständig aktualisiert. Fluchterfahrungen werden hingegen an den Rand gedrängt. Azimas Selbstpräsentation, aber auch ihre Familiengeschichte und ihr biographischer Verlauf sind durch die translokalen Migrationsmuster in ihrer Familie geprägt. Die eigenen Mobilitätserfahrungen und diejenigen in der Familie stellt Azima als selbstbestimmte Migrationen dar. Dabei ist besonders relevant, dass das Überqueren von Landesgrenzen im Nahen Osten als selbstverständlich gesehen wird – der Austausch und die Mobilität zwischen Orten im Libanon, in Syrien und Jordanien entsprechen in dieser Lesart eben denen zwischen den *Orten* und nicht zwischen den unterschiedlichen *Staaten*. Erst im Laufe der Familiengeschichte wurden diese Orte stärker mit ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen Nationalstaaten assoziiert. Azima verortet sich in Amman in einem künstlerisch und links bzw. panarabisch geprägten Milieu, in dem die Nationalstaatsgrenzen in der arabischen Welt als kolonial gebrandmarkt werden. Mit diesem Milieu ist für sie ein bestimmtes, als liberal geltendes Stadtviertel verknüpft. Dieses Viertel gibt ihr außerdem eine gewisse Sicherheit in Bezug auf ihre vergleichsweise individualistische Lebensweise.

Azimas Großväter waren Brüder. Sie migrierten innerhalb des Bilad ash-Sham, vor allem im Siedlungsgebiet der Drusen, der religiösen Minderheit, zu der sich die Familie rechnet. Die Staatsgrenzen waren in den 1940er Jahren bereits festgelegt, aber noch nicht durchgesetzt. Mit den familialen Erinnerungen an diese Zeit ist

[8] Mit Azima habe ich im Mai 2017 bei zwei Treffen ein insgesamt fünfstündiges Interview auf Englisch geführt. Ich habe Azima außerdem mehrmals zu Folgegesprächen getroffen. Eine ausführlichere Analyse dieses Falls findet sich in Becker 2021a.

eine positive Rahmung der translokalen Praktiken in der Region verknüpft. Die Großväter migrierten zunächst als Jugendliche gemeinsam vom heutigen Libanon ins heutige Syrien, einer von ihnen weiter nach Palästina und von dort als Flüchtling in den 1946 neugegründeten Staat Jordanien. Azima präsentiert im Interview diese familialen Migrationen als selbstgewählt. Das entspricht dem Familiendialog, der im Interview immer wieder durchscheint. Selbst die Flucht des Großvaters aus Palästina erscheint als freiwillig. Migration wird in Azimas Familie als Mittel gesehen, Probleme zu bearbeiten – politische, finanzielle, persönliche und familiale.

Der Großvater, der nach Jordanien „migriert" war, heiratete dort eine ansässige Drusin, jedes der zehn Kinder der Eheleute migrierte auf die eine oder andere Art und Weise – sowohl innerhalb des Bilad ash-Sham als auch darüber hinaus. Die Familienmitglieder zeigten sich flexibel im Annehmen, Akkumulieren oder Ablegen von Staatsbürgerschaften. Azimas Mutter, die älteste Tochter ihres Großvaters in Amman, studierte in Beirut, heiratete Azimas Vater in Syrien, ging mit ihm nach Saudi-Arabien und kehrte dann nach Syrien zurück. Ihr Mann und einer ihrer Söhne zogen zeitweise nach Südamerika, ein weiterer Sohn nach Bulgarien, der erste dann wiederum nach Dubai. Azima schließlich migrierte von Syrien nach Jordanien.

Azima, die als Jugendliche politisch verfolgt wurde, genau wie ihr Vater, wurde während ihres Studiums wieder politisch aktiv. Sie war auf den Überwachungslisten des Geheimdienstes zu finden. Mit 23 Jahren migrierte sie 2006 nach einer schwereren Krankheit nach Amman – ein Schritt, der für eine Frau ungewöhnlich und häufig nur für Studium oder Heirat möglich ist. Azima jedoch zog zunächst zu Freundinnen, etablierte sich in Amman und lebte ein Leben, das relativ selbstbestimmt und unabhängig von dem ihrer Familie war. Für sie war die Migration nichts „besonderes", sondern eine selbstverständliche Handlung, die innerhalb der Familiengeschichte bereits etabliert war. Aufgrund der jordanischen Bestimmungen wurde es für Azima nach Beginn des syrischen Bürgerkrieges notwendig, sich als Flüchtling registrieren zu lassen. Dies entsprach aber nicht ihrer eigenen Verortung in Amman, die sie als freiwillig betrachtete: „I'm not a refugee, I'm not an asylum seeker, I'm just living in here." Ihre Position in Jordanien sieht sie als die einer normalen Einwohnerin, für die ihre Staatsbürgerschaft unerheblich ist. Erst die Folgen des Bürgerkrieges macht so ihre Staatszugehörigkeit als „Syrerin" deutlicher.

Azima hat sich nach ihrer Ankunft in Amman in einem Stadtviertel niedergelassen, das zu jener Zeit als künstlerisch, avantgardistisch und politisch linksorientiert galt. Außerdem wohnten dort verhältnismäßig viele Christ*innen und Expats. Die Atmosphäre war liberaler als in anderen Stadtgegenden, was für sie einerseits aufgrund der Zugehörigkeit zu einer religiösen Minderheit und andererseits wegen ihres eigenständigen Lebensstils vorteilhaft war. Sie wohnte als unverheiratete Frau in einer WG mit anderen Frauen, teilweise aus westlichen Ländern, mit einem christlichen Vermieter. Die WG erlaubte es ihr, in diesem teuren Stadtteil zu leben, während sie mit den Familienmitgliedern, die in Amman wohnen, relativ wenig Austausch pflegte:

> "I'm in the same house since ever. […] For me having flat mates is the kind of my financial support system so I am renting a very expensive house in a very good area, but I know like this I will feel better always. But it means that I need flat mates always and most of the flat mates that I had they were here for a very long time and this is also good for my self-system. […] There are two lovely flat mates now, we're like we are so close."

Gerade in künstlerischen oder politisch engagierten linken Kreisen ist der Austausch über die Landesgrenzen hinweg relativ selbstverständlich. Panarabische oder großsyrische Ideen jenseits der etablierten Staaten werden in diesem Milieu noch aktiv diskutiert. Das Verhältnis zu diesem dadurch geprägten Stadtteil wird auch in Azimas eigener Beschäftigung mit dessen Geschichte und Gegenwart deutlich, wie ich zum Beispiel an ihrer Präsenz in den sozialen Medien verfolgen konnte. Sie liest stadtgeschichtliche Werke und hat zahlreiche lokale Webseiten zur Geschichte und Gegenwart des Viertels in den sozialen Medien abonniert, sogar ein paar Gedichte zu ihrem Stadtteil online gestellt. Einen Teil ihrer Arbeitszeit in einer Organisation, die sich in der Flüchtlingshilfe engagiert, verbringt sie täglich in einem Café an einem zentralen Platz des Stadtviertels. Hier habe ich sie mehrmals zu Folgeinterviews getroffen. Das Café ist Treffpunkt der linksorientierten politischen Szene. Dort zeigt sich an der Vielzahl der kleinen Seitengespräche, die sie während unserer Treffen führte, wie gut vernetzt sie in diesem Kontext ist. Dies zeigt exemplarisch, wie sie sich auf Basis ihrer translokalen familiengeschichtlichen Orientierung in diesem Ort verortet und diesen dadurch mitkonstituiert.

6 Zusammenfassung

Wie kann die (Stadt-)Soziologie von der Analyse räumlicher Orientierungen und Verortungen profitieren? An den vier Beispielen ist in kursorischer Weise zu sehen, wie lebens- und familiengeschichtlich herausgebildete räumliche Orientierungen konkrete Verortungen in urbanen Kontexten mitkonstituieren. Diese Beispiele zeugen von der hohen Diversität von Positionierungen im urbanen Raum, jenseits relativ statischer Kategorien wie sozio-ökonomische Position oder ethno-religiöse Herkunft. Die Analyse von Lebensverläufen und Verortungen mag zunächst recht individualisierend anmuten. Doch durch die Annahme der gegenseitigen Konstitution von Orten und Individuen weitet sich dieser Blick und ermöglicht, die Relevanz von individuellen Orientierungen und Verortungen für städtische Orte zu erfassen. Darüber hinaus kann auf diese Weise untersucht werden, wie Menschen mit ähnlichen Orientierungen sich in der Stadt „zusammenfinden" und Orte herstellen, die als verortende Ausformungen ihrer Orientierungen gelten können. Das zeigte sich am Beispiel der Elitekontexte beim Piloten Ali oder beim linken, internationalistischen Milieu von Azima. Am Beispiel der Familie Abu und Um Uthmans und bei Hashim wurde deutlich, wie stark Orientierungen mit Fragen von Macht-

verhältnissen verbunden sind. Verortungen in Amman sind für Hashim stets mit dem Bedürfnis nach Etablierung im jordanischen Nationalstaat verbunden – auch wenn die Nachbarschaft als Ort hierfür an Bedeutung verloren hat. Bei Abu und Um Uthman wurde ersichtlich, wie sich die prekäre legale und räumliche Situation in Verortungen niederschlägt, deren Charakter durch Abschottung und Unsicherheit geprägt ist und die auf Herstellung von Sicherheit bedacht sind.

Deutlich wurde in der Zusammenschau der Fälle darüber hinaus, dass sich in diesen konkreten Verortungen finanzielle Ressourcen und die weitere Kapitalausstattung deutlich niederschlagen. Sie reichten von solchen zum Absichern des eigenen Daseins und der basalen institutionellen Einbindung bis zu herausgepickten, eklektizistisch anmutenden Verortungen, die nur wenigen in der jordanischen Gesellschaft auf diese Weise zur Verfügung stehen.

Das heißt, die sehr diversen Beispiele helfen, soziale Differenzierungen im Alltagsleben gegenwärtiger Städte in ihrer konkreten räumlichen Ausformung zu verstehen und sie in ihrer Genese zu erfassen. Auf diese Weise können gegenseitiges Unverständnis und Konflikte im öffentlichen und halböffentlichen Raum thematisiert werden bzw. auch rekonstruiert werden, in welchen Kontexten und warum es zu *keinen* Interaktionen zwischen Angehörigen verschiedener Gruppierungen im urbanen Raum kommt.

Die Annahme von Orten in Städten, die von ihren Mitgliedern ko-konstituiert werden, die nicht statisch, sondern prozesshaft und wandelbar sind und nicht immer mit sauberen räumlichen Grenzen versehen, kann ein Verständnis städtischer Wandlungsprozesse aus einer Bottom up-Perspektive ermöglichen. Die Analyse städtischer Gegebenheiten setzt mit einer solchen Sicht also bei der Rekonstruktion der Erzählungen über Orte an. Auf diese Weise können die stetigen Veränderungsprozesse beispielsweise in Stadtvierteln sozio-historisch rekonstruiert werden. Städtische Akteure stehen nicht vor dem konstanten Bühnenbild der statischen Stadt als „Hintergrundort" für die Lebenswelt von Biograph*innen. Vielmehr werden Prozesse der wechselseitigen Konstitution ins Zentrum gestellt.

Literatur

Ababsa, Myriam (Hg.) (2013): Atlas of Jordan. History, Territories and Society. Beirut: Presses de l'Ifpo.

Al Husseini, Jalal (2013): Jordan and the Palestinians. In: Ababsa, Myriam (Hg.): Atlas of Jordan. History, Territories and Society. Beirut: Presses de l'Ifpo, 230–245.

Apitzsch, Ursula/Inowlocki, Lena (2000): Biographical Analysis. A "German" School? In: Chamberlayne, Prue/Bornat, Joanna/Wengraf, Tom (Hrsg.): The Turn to Biographical Methods in Social Sciences. Comparative Issues and Examples. London: Routledge, 53–70.

Barham, Nasim (2017): Arbeitsmigration aus Jordanien in die Golfstaaten. BpB-Länderprofil Jordanien. Online: http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/laenderprofile/251248/arbeitsmigration-aus-jordanien <23.01.2019>.

Beck, Ulrich (2000): The Cosmopolitan Perspective. Sociology of the Second Age of Modernity. In: British Journal of Sociology, 51(1), 79–105.

Becker, Johannes (2017): Verortungen in der Jerusalemer Altstadt. Lebensgeschichten und Alltag in einem engen urbanen Raum. Bielefeld: transcript.

Becker, Johannes (2019a): Orte und Verortungen als raumsoziologische Perspektive zur Analyse von Lebensgeschichten. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 20(1), Art. 12. Online: http://www.dx.doi.org/10.17169/fqs-20.1.3029 <22.02.2021>.

Becker, Johannes (2019b): Die analytische Herausforderung mobiler Familien- und Lebensgeschichten von Flüchtlingen in Amman (Jordanien). In: Burzan, Nicole (Hg.): Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen. Online: http://www.publikationen.soziologie.de/index.php/kongressband_2018/article/view/1018/1271 <22.02.2021>.

Becker, Johannes (2021a): Refugees, Migration and the Tightening Borders in the Middle East. A Perspective from Biographical Research on the Re-figuration of Spaces and Cross-cultural Comparison. In: Forum: Qualitative Social Research, 22(2), Art. 8. Online: http://dx.doi.org/10.17169/fqs-22.2.3598 <22.02.2021>.

Becker, Johannes (2021b): Wie Kooptationen Familiengeschichten bestimmen. Auf- und Abstieg in der Periode des jordanischen Staatsaufbaus. In: Leviathan, 49(3), 314–336.

Becker, Johannes/Hinrichsen, Hendrik (2020): Transformatorische Fluchtverläufe. Migration aus lokalisierten Milieus und Etablierung in einem neuen Kontext am Beispiel irakischer Geflüchteter in Jordanien. In: Bahl, Eva/Becker, Johannes (Hrsg.): Global Processes of Flight and Migration. The Explanatory Power of Case Studies. Göttingen: Göttingen University Press, 163–181.

Becker, Johannes/Hinrichsen, Hendrik/Worm, Arne (im Druck): On the Emergence and Changing Positions of Old-established Groupings in Migration Contexts: A Process Perspective on Group Formation in Jordan. In: Current Sociology Review.

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/Main: Fischer.

Casey, Edward S. (1996): How to Get from Space to Place in a Fairly Short Stretch of Time. Phenomenological Prolegomena. In: Feld, Steven/Basso, Keith H. (Hrsg.): Senses of Place. Santa Fe: School of American Research Press, 13–52.

Chatelard, Géraldine (2010): Jordan. A Refugee Haven. Migration Information Source. Washington, DC: Migration Policy Institute. Online: http://www.migrationpolicy.org/article/jordan-refugee-haven <26.10.2018>.

El-Abed, Oroub (2014): The Discourse of Guesthood. Forced Migrants in Jordan. In: Häusermann Fábos, Anita/Isotalo, Riina (Hrsg.): Managing Muslim Mobilities. Between Spiritual Geographies and the Global Security Regime. New York: Palgrave Macmillan, 81–100.

Fischer, Wolfram/Kohli, Martin (1987): Biographieforschung. In: Voges, Wolfgang (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen: Leske & Budrich, 25–50.

Freitag, Ulrike/von Oppen, Achim (2010): Introduction. Translocality. An Approach to Connection and Transfer in Regional Studies. In: Freitag, Ulrike/von Oppen, Achim (Hrsg.): Translocality. The Study of Globalising Processes from a Southern Perspective. Leiden/Boston: Brill, 1–22.

Glick Schiller, Nina/Basch, Linda/Blanc-Szanton, Cristina (1992): Transnationalism. A New Analytical Framework for Understanding Migration. In: Annals of the New York Academy of Sciences, 645(1), 1–24.

Glick Schiller, Nina/Çağlar, Ayse (2009): Towards a Comparative Theory of Locality in Migration Studies. Migrant Incorporation and City Scale. In: Journal of Ethnic and Migration Studies, 35(2), 177–202.

Hildenbrand, Bruno/Müller, Hermann/Beyer, Barbara/Klein, Daniela (1984): Biographiestudien im Rahmen von Milieustudien. In: Kohli, Martin/Robert, Guenther (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 29–52.

Hoerder, Dirk (2012): Transnational – Transregional – Translocal. Transcultural. In: Vargas-Silva, Carlos (Hg.): Handbook of Research Methods in Migration. Cheltenham: Edward Elgar, 69–91.

Lenner, Katharina (2016): Blasts From the Past. Policy Legacies and Memories in the Making of the Jordanian Response to the Syrian Refugee Crisis. EUI Working Papers, Max Weber Red Number Series, 2016, 32. European University Institute.

Massey, Doreen (1994): A Global Sense of Place. In: Massey, Doreen (Hg.): Space, Place and Gender. Cambridge: Polity Press, 146–156.

Plessner, Helmuth (1981[1928]): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Pries, Ludger (2019): The Momentum of Transnational Social Spaces in Mexico-US-Migration. In: Comparative Migration Studies, 7, 7–34.

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main: Campus.

Weidenhaus, Gunter (2015): Soziale Raumzeit. Berlin: Suhrkamp.

Wimmer, Andreas/Glick Schiller, Nina (2002): Methodological Nationalism and Beyond. Nation-State Building, Migration and the Social Sciences. In: Global Networks, 2(4), 301–334.

Räume, Diskurse, Verortungen – Perspektiven auf Stadtgeschichte und Zugehörigkeitskonstruktionen in Ceuta und Melilla

Eva Bahl

Abstract: In meinem Beitrag nehme ich die Zusammenhänge zwischen Lebens- und Kollektivgeschichten, historischen Perspektiven und Zugehörigkeitskonstruktionen in ihrer Wechselbeziehung mit Machtverhältnissen und deren räumlichen Aspekten in Ceuta und Melilla in den Blick. Diese beiden spanischen Städte im Norden Afrikas wurden im Zuge der sogenannten Reconquista im 15. Jahrhundert erobert und gehören bis heute zu Spanien. Mit biographischen und ethnographischen Methoden habe ich untersucht, wie die konfliktreiche Geschichte dieser Grenzstädte von Mitgliedern verschiedener Gruppierungen erinnert bzw. thematisiert wird und in welchem Wechselverhältnis diese historischen Perspektiven mit ihren jeweiligen Konstruktionen von Zugehörigkeit stehen.

Keywords: Grenzen, Zugehörigkeiten, historische Perspektiven, Ethnographie, Figurationssoziologie

Bahl, E. (2022): Räume, Diskurse, Verortungen – Perspektiven auf Stadtgeschichte und Zugehörigkeitskonstruktionen in Ceuta und Melilla. In: Becker, J./Weidenhaus, G./Witte, N. (Hrsg.): Biographie und Raum. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 57–78. **https://doi.org/10.17875/gup2021-1869**

In diesem Artikel präsentiere ich einige Ergebnisse aus meiner Forschung in Ceuta und Melilla, zwei spanischen Enklaven in Nordafrika. Im Rahmen eines Forschungsprojektes zur sozialen Konstruktion von Grenzgebieten[1] interessierten mich besonders die Zugehörigkeitskonstruktionen und Perspektiven auf Stadtgeschichte verschiedener Akteur*innen in diesem marokkanisch-spanischen Grenzraum. In engem Wechselverhältnis mit diesen stehen die Figurationen (Elias 2010[1986]), d.h. dynamische Machtbalancen verschiedener interdependenter Gruppierungen und Gruppen in den beiden Städten.[2] Im Laufe der Forschung wurde deutlich, dass diese Fragen in Ceuta und Melilla stets auch in Zusammenhang mit stadträumlichen Gegebenheiten und deren Wahrnehmung und Gestaltung durch die Bewohner*innen stehen. Dementsprechend werde ich im Folgenden die Zusammenhänge zwischen Lebens- und Kollektivgeschichten, Perspektiven auf Geschichte und Zugehörigkeitskonstruktionen in Wechselbeziehung mit den sich (potentiell oder tatsächlich) verschiebenden Machtverhältnissen und deren räumlichen Aspekten in Ceuta und Melilla diskutieren. Dazu werde ich zuerst eine kurze Einführung in die spezifische geographische und historische Situation der beiden Städte geben und dann einige Überlegungen zum Zusammenhang von Zugehörigkeit, Verortung und Raum präsentieren. Im Anschluss werde ich anhand ethnographischer Skizzen räumliche und diskursive Strategien im Umgang mit kultureller Diversität und sozialer Ungleichheit analysieren und drei biographische Skizzen von Stadtbewohner*innen verschiedener kultureller, ethnischer, religiöser sowie professioneller Zugehörigkeiten diskutieren. Dabei fokussiere ich jeweils auf historische Bezüge, räumliche und diskursive Verortungen sowie Selbst- und Fremdbilder. Zusammenfassend werden zum Schluss einige Ergebnisse zum Wechselverhältnis von Biographie und Raum bzw. von lebensgeschichtlichen und räumlichen Verortungen vorgestellt.

1 Ceuta und Melilla – Städte im post/kolonialen Grenzraum

Ceuta und Melilla sind zwei spanische Städte im Norden Afrikas, beide haben eine Landgrenze mit Marokko. Die Stadtgrenzen stellen somit die einzigen Landgrenzen der EU mit dem afrikanischen Kontinent dar und sind in den letzten Jahren immer wieder medial sehr präsent gewesen, weil die inzwischen sechs Meter hohen

[1] Im Rahmen dieses DFG-geförderten Forschungsprojektes, das von Gabriele Rosenthal geleitet wurde (RO 827/19-1; siehe: www.uni-goettingen.de/en/477891.html), war ich mit dem Projektteam für insgesamt fünf Forschungsaufenthalte von jeweils ca. ein bis zwei Monaten Dauer in Ceuta und Melilla. Mit mir gemeinsam forschten u.a. Gabriele Rosenthal und Arne Worm zur marokkanisch-spanischen Grenze (Rosenthal/Bahl/Worm 2016, 2017) und Efrat Ben-Ze'ev und Nir Gazit zur Grenze zwischen Israel und Ägypten (Ben-Ze'ev/Gazit 2018, 2020). Für Transkriptionen und/oder Rückmeldungen zu diesem Artikel danke ich Gabriele Fischer, Bruno Serrano Navarro und Katharina Teutenberg.

[2] Dieser Artikel basiert in Teilen auf meiner Dissertation mit dem Titel: „Verflochtene Geschichten im postkolonialen Grenzraum. Biographien, Zugehörigkeitskonstruktionen und Erinnerungspraktiken in Ceuta und Melilla" (Bahl 2021).

Zäune, die sie umgeben, regelmäßig von Migrierenden aus zumeist westafrikanischen Ländern überwunden werden. Beide Städte wurden im 15. Jahrhundert im Kontext der sogenannten Reconquista[3] von der spanischen (bzw. im Fall von Ceuta von der portugiesischen) Krone erobert und gehören seitdem (bzw. Ceuta erst seit 1668) zu Spanien. Ab dem 19. Jahrhundert begannen beide Städte, die vorher vor allem aus Militärfestung und Gefängnis bestanden hatten, zu wachsen und zunehmend siedelte sich auch spanische und marokkanische Zivilbevölkerung an. Beide Städte spielten eine zentrale Rolle in der Zeit des spanischen Protektorats in Nordmarokko (1912–1956) und waren Schauplatz des Militärputsches, der 1936 zum Ausbruch des Bürgerkriegs führte. Während die Bevölkerung iberischer Herkunft (im lokalen Kontext zumeist als „Christ*innen" bezeichnet) lange Zeit die Bevölkerungsmehrheit stellte, haben sich die Mehrheitsverhältnisse in den letzten Jahren zugunsten der Bevölkerung marokkanischer Herkunft (im lokalen Kontext zumeist als „Muslim*innen" bezeichnet) verschoben. Die demographische Entwicklung deutet darauf hin, dass sich diese Tendenz verstärken wird. Kleine jüdische[4] (v.a. aus Marokko) und Sindhi[5]- (aus dem heutigen Pakistan) Gemeinden hatten sich Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts ebenfalls in Ceuta und Melilla angesiedelt. Diese Gemeinden, deren Mitglieder über eine lange Zeit mehrheitlich im Handel tätig waren, sind inzwischen deutlich geschrumpft. Für den weiter unten eingeführten Diskurs über „die vier Kulturen" sind sie jedoch nach wie vor sehr bedeutsam.

In meiner Forschung, in der ich mit biographischen und ethnographischen Methoden gearbeitet habe (Bahl/Worm 2018), untersuche ich, wie die konflikthaften Geschichten dieser beiden Grenzstädte von Angehörigen verschiedener Grupp(ierung)en erinnert werden bzw. wie diese Bezug auf welche historischen Ereignisse nehmen und in welchem Zusammenhang diese wiederum mit den jeweiligen Zugehörigkeitskonstruktionen stehen. Aus einer figurationssoziologischen Perspektive nehme ich die Frage in den Blick, „was es bedeutet, daß

[3] Im Jahr 711 hatten aus Nordafrika kommende Araber*innen und Imazighen fast die gesamte Iberische Halbinsel erobert. Es folgten acht Jahrhunderte, in denen das als Al-Ándalus bezeichnete maurisch-iberische Reich zu einem kulturellen und intellektuellen Zentrum wurde. Die Auseinandersetzungen zwischen christlich-iberischen und muslimisch-maurischen Truppen, die zu einer langsamen Verkleinerung des maurisch beherrschten Territoriums führten, wurden nachträglich als kohärenter Prozess der ‚Rückeroberung' umgedeutet. Meyer (2005: 56) betont den normativen Charakter dieses Begriffs, da er impliziert, ein „an sich christliches" Territorium sei zurückerobert worden, während die acht Jahrhunderte währende Periode muslimischer Herrschaft nur als „Fremdkörper" gedeutet wird.

[4] Die heutigen jüdischen Gemeinden von Ceuta und Melilla gehen vor allem auf zwei historische Ereignisse im Norden Marokkos zurück, die zu Fluchtbewegungen in die beiden Städte führten: 1. das Pogrom in Tetouan am 5. Februar 1860 und 2. die Verfolgung der Juden und Jüdinnen durch Bou Hamara und seine Anhänger in der Region Taza in den Jahren 1903/1904 (Leibovici 1984; Gil 2015; Weinstock 2019).

[5] Um die Wende zum 20. Jahrhundert begannen Händler, die aus der Region Sindh in der damaligen Kolonie Britisch-Indien im heutigen Pakistan stammten, britische Pässe besaßen und zumeist zuvor im britischen Gibraltar oder in marokkanischen Städten aktiv gewesen waren, Ceuta und Melilla für ihre kommerziellen Aktivitäten zu entdecken (Gómez Barceló 2009: 80 ff.).

Menschen eine Gruppe, zu der sie ‚Wir' sagen, von anderen abgrenzen, auf die sie als ‚Sie' verweisen" (Elias 1993[1965]: 50). Die Kombination von Daten aus biographisch-narrativen Interviews sowie teilnehmenden Beobachtungen und ethnographischen Interviews erwies sich dabei als gewinnbringend, da sowohl gegenwärtige Handlungspraktiken als auch deren lebens- und kollektivgeschichtliche Genese in den Blick genommen werden konnten.

2 Machtverhältnisse, Zugehörigkeit und Raum

Im Rahmen meiner Feldforschung in den Städten Ceuta und Melilla wurde der Zusammenhang von Machtverhältnissen, Zugehörigkeitskonstruktionen und Raumwahrnehmung bzw. -deutung immer wieder deutlich. Das Verhältnis von Orten und Zugehörigkeiten soll im Folgenden genauer beleuchtet werden. Der relationale Begriff der Zugehörigkeit, der Beziehungen und Interaktionen ins Zentrum stellt (Pfaff-Czarnecka 2013), hat immer auch eine räumliche Komponente. Raum verstehe ich hier als sozial konstruiert, d.h. er konstituiert sich durch menschliches Handeln, strukturiert dieses aber gleichzeitig auch (vgl. Löw 2018: 42). Dieser relationale Raumbegriff, der anerkennt, dass Räume virtuell sein können oder sich entlang familialer (oder anderer) Netzwerke transregional oder -national aufspannen, ist in den Sozialwissenschaften in den letzten Jahrzehnten zu einem wichtigen Bezugspunkt geworden. Mit ihm verbunden ist die „Erkenntnis, dass Raum nur unzureichend als materieller Hinter- oder erdgebundener Untergrund sozialer Prozesse entworfen werden kann" (Löw 2018: 25). Vielmehr müsse in den Blick genommen werden, so die Vertreter*innen dieser raumsoziologischen Wende, wie Raum und die Perspektiven und Interaktionen derer, die ihn nutzen, miteinander zusammenhängen und sich gegenseitig bedingen. Johannes Becker diskutiert die Verbindung von raumsoziologischen und biographietheoretischen Perspektiven und definiert „Verortung" als „Aufschichtung der Erfahrungen von Orten […], zu denen die Subjekte über kürzere oder längere Perioden ‚gehören' und sie mitkonstituieren." (2017: 54).[6]

Für eine Forschung in den Städten Ceuta und Melilla, die über ethnographische und biographische Zugänge die Konstruktionen von Zugehörigkeit und damit verbundene Ein- und Ausschlüsse, Wir- und Sie-Bilder zu erschließen sucht, werden Räumlichkeit und Raumnutzung besonders relevant: Wie organisiert sich das Zusammenleben auf engem Raum in einer von hohen Zäunen umgebenen „Käfigstadt",[7] in der Grenzziehungen sowohl symbolisch als auch territorial und architektonisch sehr präsent sind? Und in welchem Zusammenhang stehen diese mit

[6] Bereits Maurice Halbwachs formulierte, dass „Vergangenheit […] bisweilen sichtbare Spuren hinterlassen [hat], die man ebenso im Ausdruck der Gesichter wie im Aussehen der Örtlichkeiten wahrnimmt" (1991: 52).

[7] „Käfigstadt" (ciudad-jaula) ist eine häufig verwendete Bezeichnung für die beiden Städte. In der Zeitung El Faro in Melilla erschien 2013 ein Artikel über das „Käfigsyndrom", in dem Psycholog*innen

den ungleichen Machtchancen verschiedener Gruppierungen im Sinne von Norbert Elias (1987: 13)? Die Fragen von Legitimität und von (historisch oder anders erworbenem) Anspruch auf Rechte und Privilegien sowie auf das Territorium sind in Ceuta und Melilla (wie an vielen anderen Orten) stets eng verbunden mit Fragen von Raum und Zugehörigkeit. Die Ethnolog*innen Wolfgang Kempf, Toon van Meijl und Elfriede Hermann diskutieren diesen Zusammenhang und verweisen dabei auf den Aspekt der Machtverhältnisse und des Nicht-Dazugehörens:

> "The manner in which loyalties are articulated […] depends always on historical and political developments, as well as on power relationships. Accordingly, it is important to pick up not just on processes of 'identifying with a place,' but also on 'identifying against a place' and even on 'not identifying,' […]. In this context it is also crucial, by incorporating an analysis of power relationships, to study whether parts of a particular society deny to certain persons and groups the right of belonging to places, territories and communities (of whatever size)." (2014: 15)

Die hier thematisierten Interdependenzen von Zugehörigkeiten, Raum und Machtverhältnissen werden für mich höchst relevant, wenn ich Ceuta und Melilla in den Fokus nehme: Zwei Städte, in denen auf engem Raum eine sehr diverse Gesellschaft lebt, die von starken Machtungleichheiten geprägt ist. In beiden Städten stehen das ‚zu einem spezifischen Ort gehören' und die damit verbundenen Erfahrungen in engem Zusammenhang mit Bildern von ‚uns' und ‚den Anderen'.

3 Ethnographische Skizzen

Im Anschluss an diese Überlegungen sollen in diesem Artikel folgende Fragen diskutiert werden: Wie konstruieren die Bewohner*innen der beiden Städte ihre Zugehörigkeiten? Und wie steht das in Zusammenhang mit Versionen von Lokalgeschichte und Machtverhältnissen? Dazu werde ich nun zunächst anhand ethnographischer Beschreibungen auf räumliche und diskursive Aspekte des Zusammenlebens eingehen.

3.1 Räume: Leben in der „Käfigstadt"

Bei Gesprächen in Ceuta oder Melilla ist häufig die ‚gute alte Zeit vor dem Zaunbau' Thema. Der Zaun ist eine relative historische Neuheit und so hörte ich immer wieder die Geschichten von einem niedrigen Zaun, dessen Überwindung im wörtlichen Sinne ein ‚Kinderspiel' gewesen war, von Kino- und Einkaufsausflügen in die Nachbarstadt (in beide Richtungen) und von auch sonst in jeglicher Hinsicht unproblematischen Grenzübertritten. Der erste Zaun bei Melilla war 1971

---

zu den Auswirkungen dieses Lebens im Käfig auf die menschliche Psyche befragt wurden (Redacción El Faro 2013).

errichtet worden, als es in der marokkanischen Nachbarstadt Nador einen Cholera-Ausbruch gab, und er war einen Meter hoch (Acosta Sánchez 2014: 18). Viele meiner Gesprächs- und Interviewpartner*innen hatten also die Zeit der Bewegungsfreiheit zwischen den beiden Städten noch erlebt. Demgegenüber wird die heutige Situation der Grenze in mehrerlei Hinsicht als extrem beengend empfunden. Allerdings sind die hohen Zäune, die 1998 entlang der kompletten Landgrenzen[8] errichtet und seitdem fortlaufend erhöht und mit Überwachungstechnologien aufgerüstet wurden, eher selten Thema. Während es auf mich häufig bedrückend wirkte, Rennradfahrer*innen zu beobachten, die ihre Runden innerhalb der Stadtgrenzen zogen, oder wenn eigene Spaziergänge am Zaun endeten, scheint die räumliche Tatsache der „Käfigstadt" für viele Bewohner*innen stark normalisiert zu sein. Im alltagsweltlichen Diskurs erschien es oft eher so, als ob die Zäune und ihre Auswirkungen vor allem über die Medien und die internationale Aufmerksamkeit in den Fokus gebracht würden.

Anders ist das allerdings bei den Grenzübergängen: Die schlechte Organisation, die Verstopfung, das Chaos, die langen Warteschlangen sind Themen praktisch jeden Gesprächs. Das Gefühl der Isolation bei den Bewohner*innen der (400 km voneinander entfernt liegenden) Städte verstärkt sich dadurch. Die Grenze, die lange als sehr offen wahrgenommen wurde und sehr starker alltäglicher Nutzung unterlag, ist inzwischen zum einen von einer selektiven Schließung betroffen (zum rassistisch strukturierten Grenzregime vgl. Rosenthal/Bahl/Worm 2016), zum anderen ist sie selbst für die Menschen, die sich aufgrund ihrer Papiere theoretisch frei über die Grenze bewegen können, eine sehr reale Hürde geworden. Ein kurzer Shopping-Ausflug oder Verwandtenbesuch ist – zumindest mit dem Auto – sehr zeitaufwendig und zu Fuß aufgrund der Enge und der vom Gedränge häufig überforderten Polizist*innen unangenehm. Es gebe viele Menschen, so wurde mir von Guillermo Rivas[9] (siehe die biographische Skizze weiter unten) einmal mit großer Selbstverständlichkeit erklärt, die die wenige Quadratkilometer großen Städte nur einige Male im Jahr in Richtung Iberische Halbinsel verlassen. Sehnsüchtig warte man auf Feiertage und Ferien, an denen die Flüge dann teilweise ausgebucht seien, um Familie und Freund*innen in anderen Teilen Spaniens zu besuchen. Diese Haltung impliziert eine starke Abneigung, das unmittelbar benachbarte Marokko zu besuchen, für Freizeitaktivitäten zu nutzen und besser kennenzulernen. Besonders verbreitet ist dies sicherlich bei Menschen, die keine familialen Verbindungen nach Marokko haben. Aber auch Hawa Jabir (siehe die biographische Skizze weiter unten), eine Interviewpartnerin, deren Eltern aus Marokko nach Ceuta eingewandert waren und die noch Familienbesitz auf der marokkanischen Seite der Grenze hat, äußerte mir gegenüber, dass sie die Grenze kaum noch überquere. Der Aufwand

[8] Mit einer Gesamtlänge von acht (in Ceuta) bzw. zwölf (in Melilla) Kilometern.

[9] Alle Namen sowie weitere Persönlichkeitsmerkmale der Biograph*innen wurden aus Datenschutzgründen verändert.

sei zu hoch, die Enge und Wartezeit eine zu große Belastung für ihre Nerven und ihre Gesundheit.

Bei einer Fläche von 12 (Melilla) bzw. 18 (Ceuta) Quadratkilometern ist der für Alltagsleben und Freizeitaktivitäten zur Verfügung stehende Raum recht gering, wenn man nicht das marokkanische Umland miteinbezieht. Hier lässt sich ein Unterschied zwischen Ceuta und Melilla erkennen: Ceuta hat mit einer ähnlichen Einwohner*innenzahl (jeweils ca. 85.000) anderthalb mal so viel Fläche wie Melilla und zum Stadtgebiet gehört auch ein relativ großes Waldgebiet, das mit einem Aussichtspunkt, Zelt- und Picknickplätzen Erholung verspricht. Zudem ist Ceuta mit einer stündlichen Fährverbindung und einer Fahrtdauer von einer Stunde an die Iberische Halbinsel angebunden. So kommen zum einen Tagesausflügler*innen nach Ceuta, zum anderen können auch die Ceutíes relativ problemlos spontane Reisen nach Andalusien unternehmen. Das wirkt sich auch auf die Stimmung in der Stadt aus: Die Stadt wirkt offener und urbaner, es gibt mehr Tourist*innen und Geschäftsreisende auf der Durchreise. Melilla wirkt enger und ‚dörflicher', die soziale Kontrolle scheint stärker. Bei der Erkundung sticht ins Auge, dass das Stadtzentrum beider Städte von Tapas-Bars, modernistischer Architektur, spanischen Fahnen und Denkmälern der jeweiligen Eroberer (Heinrich der Seefahrer in Ceuta und Pedro Estopiñan in Melilla) sowie von Monumenten spanischer Schriftsteller (Miguel de Cervantes), Architekten (Enrique Nieto) und des faschistischen Diktators Francisco Franco geprägt ist. Man könnte sich also ‚mitten in Spanien' wähnen.[10] Je weiter man sich dann aber Richtung Zaun, d.h. in die Peripherie der Stadt bewegt, desto mehr bestimmen marokkanische Menschen und Migrant*innen das Straßenbild, desto „marokkanischer" wird die Architektur und in unmittelbarer Nähe des Zauns ähneln sich die Bauten auf spanischer und marokkanischer Seite deutlich und sind bis nahe an den Zaun heran gebaut.[11] Darija, das marokkanische Arabisch, und Tamazight, die Sprache der Imazighen,[12] sind zunehmend zu hören und das kommerzielle Angebot ist deutlich auf Kund*innen aus Marokko ausgerichtet. In der Peripherie der Städte befinden sich neben den lokalen Aufnahmelagern für Geflüchtete CETI (*Centro de Estancia Temporal para Inmigrantes*) Orte wie z.B. die Wasserreinigungsanlage (Kläranlage und Entsalzung), der Schlachthof

[10] Wobei korrekterweise hinzugefügt werden muss, dass sich nur an wenigen Orten Spaniens so viele faschistische Symbole im öffentlichen Raum befinden. Ein lokaler Vertreter der sozialistischen Partei PSOE bezeichnete Melilla im Jahr 2017 als spanische „Stadt mit der größten Zahl an verfassungsfeindlichen Straßen und Symbolen" (Carnicero 2017, Übersetzung E.B.).

[11] Vgl. Martina Löw (2018: 39) und Patsy Healey (2007: 214) zu Anthony Giddens' Konzept der von den Etablierten bewohnten und der Repräsentation dienlichen ‚front regions' sowie den von den Außenseitern bewohnten, eher versteckten und Besucher*innen kaum zugänglichen ‚back regions' einer Stadt.

[12] Imazighen ist die Selbstbezeichnung der Menschen in Nordafrika, die Tamazight sprechen und in europäisch-westlichen Kontexten meist unter dem Sammelbegriff „Berber*innen" verhandelt werden. Da dies eine Fremdbezeichnung ist, die abwertende Konnotationen beinhaltet, verwende ich die Selbstbezeichnung Amazigh, die mit „freier Mensch" zu übersetzen ist – dementsprechend den Plural Imazighen.

und Gewerbegebiete. Orte, die sich in den meisten Städten vermutlich an der Peripherie befinden.

Was ist nun das Besondere an dieser Anordnung? Die Strukturiertheit des städtischen Raumes verweist hier sehr deutlich und auf engstem Raum auf soziale Hierarchien und Machtverhältnisse. In den von der post/kolonialen Situation deutlich geprägten Städten, in denen Nachfahr*innen von Kolonisierten und von Kolonisator*innen zusammenleben, kann sich ein*e spanische*r Bewohner*in in ihrem/seinem Alltag weitestgehend bewegen, ohne – über den Kontakt zu in den Mittelklassehaushalten obligatorischen marokkanischen Hausangestellten hinaus – mit der ‚marokkanischen Peripherie' in Kontakt zu kommen. Auf sehr engem Raum finden sich in Ceuta und Melilla Stadtviertel, die von der Polizei kaum betreten werden und denen z.B. zugeschrieben wird, „das gefährlichste Viertel Spaniens" (Bárbulo 2003, Übersetzung E.B.) zu sein, ebenso wie von modernistischer Architektur geprägte und touristisch attraktive Innenstädte. Diese massive räumliche Segregation, die dazu führt, dass zahlreiche Viertel nur von einem eher kleinen Teil der Bevölkerung betreten und genutzt werden, steht in scharfem Kontrast zu dem omnipräsenten Diskurs über die *convivencia*, das harmonische Zusammenleben, den ich im Folgenden einführen werde.

3.2 Diskurse: Das harmonische Zusammenleben der vier Kulturen

> „Ich, zum Beispiel, bin so aufgewachsen, dass ich mit Juden, mit Christen, mit Muslimen, mit Hindus gespielt habe. Und wir haben nicht auf die Bräuche geschaut oder auf die Rasse. Wir haben die Person an sich gesehen, ihr Verhalten, ihre Bildung. Das ist das, was uns wirklich eint, nicht? Und die Unterschiede sind dann zweitrangig." (Interview mit Abdullah Ibrahim)[13]

In Ceuta und Melilla ist ein stereotyper Diskurs über das harmonische Zusammenleben der vier Kulturen, die *convivencia*, auf der Ebene von Alltagswissen und -gesprächen sehr präsent. Beispielhaft zeigt sich das an obigem Zitat aus meinem Interview mit Abdullah Ibrahim (siehe die biographische Skizze weiter unten). Die historische Phase, auf die dabei Bezug genommen wird, ist eine stark idealisierte „Epoche friedlichen Zusammenlebens von Muslimen, Juden und Christen im mittelalterlichen Spanien" (Goddar 2017: 35). Diese auch in Andalusien weit verbreitete Bezugnahme (Rubio 2009) wird in Ceuta und Melilla um eine „vierte Kultur" bzw. Religionsgemeinschaft erweitert: Neben Muslim*innen, Christ*innen und Jüdinnen/Juden werden auch Hindus[14] in einen Diskurs über das „harmoni-

[13] Alle Interviews wurden in spanischer Sprache geführt und transkribiert. Die Zitate wurden von mir ins Deutsche übertragen.

[14] Die überwiegend auf eine Sindhi-Händler-Diaspora zurückgehende Gruppe wird in den beiden Städten als Hindu-Gemeinde verhandelt. Dabei ist herauszustellen, dass Hinduismus eine homogenisierende und eurozentrische Fremdbezeichnung ist, die seit der britischen Kolonialzeit auf verschiedene religiöse Gruppierungen mit divergenten Entwicklungslinien und Ausrichtungen angewendet wird. „Was heute im öffentlichen Religionsdiskurs gemeinhin als ‚Hinduismus' bezeichnet wird, ist bei nä-

sche Zusammenleben der vier Kulturen“ einbezogen. Dieser begann in Ceuta und Melilla ab Mitte der 1980er Jahre eine Rolle zu spielen und wurde dann ab Mitte der 1990er zum elementaren Bestandteil eines stadtpolitischen Diskurses und des Stadtmarketings (Meyer 2005: 227 f.). Dies ist im Kontext der sozialen Kämpfe der muslimischen Bevölkerung um Anerkennung und Einbürgerung in den 1980er Jahren zu sehen (Carabaza/Santos 1992: 109 ff.). In den Autonomiestatuten der beiden Städte von 1995 wurden dann in der jeweiligen Präambel „Respekt, Verständnis und Achtung der kulturellen Pluralität der Bevölkerung“ (Boletín Oficial del Estado 1995a, b) festgeschrieben. Seitdem sind zahlreiche Initiativen entstanden, die den multikulturellen Charakter der Städte und deren Vorbildfunktion zelebrieren und für den Tourismus vermarktbar machen. So gibt es z.B. in Ceuta seit 1998 einen ‚*Convivencia*‘-Preis, mit dem Initiativen aus der ganzen Welt ausgezeichnet werden, die das Zusammenleben verschiedener Kulturen fördern,[15] und in Melilla eine Stadtführung, die als „Route der Tempel“ vom städtischen Tourismusbüro angeboten wird und bei der die Teilnehmer*innen eine Kirche, eine Synagoge, eine Moschee und einen Hindu-Tempel besuchen.[16] Weiterhin wird in Melilla an einem „Atlas des Immateriellen Kulturellen Erbes“ gearbeitet (Instituto de las Culturas Melilla 2018), der sich der Dokumentation der jeweiligen Riten, Bräuche, Essgewohnheiten und der Alltagskultur der „vier Kulturen“ sowie der Roma-Kultur, die inzwischen häufig als „fünfte Kultur“ angesehen wird, verschrieben hat.

Aber auch in eher alltagsweltlichen Diskursen wird von Stadtbewohner*innen das harmonische Zusammenleben immer wieder betont. Des Öfteren hatte ich in Interviews und Gesprächen den Eindruck, dass dieser Harmonie-Diskurs die ‚Maske‘ war, hinter der sich Gesprächspartner*innen versteckten. Wenn ich im Rahmen der narrativen Gesprächsführung (Rosenthal 2011: 161 ff.) nach konkreten Erlebnissen mit diesem jeweiligen Zusammenleben und nach persönlichen Kontakten und Begegnungen fragte, bekam ich meist eher allgemein argumentierende bzw. – wie sich an dem oben eingeführten Zitat von Abdullah Ibrahim zeigt – sehr stereotyp präsentierte Erfahrungen erzählt. Es gilt also, diesen Diskurs kritisch auf seine Wirkweisen für das städtische Zusammenleben sowie im Hinblick auf seinen spezifischen historischen Entstehungskontext zu hinterfragen.

In der Analyse der Interviews konnte ich herausarbeiten, dass die Betonung des harmonischen Miteinanders häufig der diskursiven Negierung oder Verschleierung von latenten oder sehr manifest sich äußernden Konflikten dient und eher von jenen betont wird, die selbst in einer privilegierten gesellschaftlichen Position sind – zumeist also von christlichen Spanier*innen (vgl. hierzu auch Zurlo

herer Betrachtung ein heterogenes Konglomerat verschiedenster religiöser Strömungen.“ (Foppa 2015: 1).

[15] Wobei der Ausschuss ganz überwiegend von christlichen Spanier*innen besetzt ist und – vor allem in der Anfangszeit – überwiegend christliche Initiativen ausgezeichnet wurden (Meyer 2005: 229).

[16] Vgl. hierzu die Webseite der Fundación Premio Convivencia (2019) bzw. die Informationen zur Ruta de los Templos der Touristeninformation von Melilla (Ciudad Autónoma de Melilla - Viceconsejería de Turismo 2014).

2005: 242). Von Ceutíes und Melillenses mit marokkanischem bzw. Imazighen-Familienhintergrund wurde die viel beschworene Harmonie mir gegenüber u.a. als „Scheisse", als „Lüge" und als „Märchen" bezeichnet. Das Zitat von Abdullah Ibrahim, das ich diesem Abschnitt vorangestellt habe, zeigt aber beispielhaft, dass auch etablierte Muslim*innen den Harmonie-Diskurs bedienen. Dies deutet auf dessen Verbreitung und Wirkmächtigkeit hin. Er ist gründlich einstudiert bei Menschen, die in Ceuta oder Melilla sozialisiert wurden, und er scheint die Funktion zu erfüllen, dass „unangenehme Themen" wie historische und gegenwärtige Konflikte und Hierarchien umschifft werden können.

4 Biographische Skizzen – Selbstverortungen und Geschichtsbezüge

Nach dieser Einführung in den Widerspruch zwischen der räumlichen Ordnung der beiden Städte und dem Harmonie-Diskurs über das Zusammenleben, werde ich im Folgenden drei biographische Fallstudien vorstellen, um die Deutungsmuster und Selbstverortungen der Stadtbewohner*innen in den Fokus zu nehmen. Die vorgestellten Biograph*innen sind alle in Ceuta bzw. Melilla geboren, haben den größten Teil ihres Lebens in ihren Geburtsstädten verbracht und sind seit Geburt spanische Staatsangehörige. Ihre Zugehörigkeitskonstruktionen und Perspektiven auf (Stadt-) Geschichte unterscheiden sich jedoch deutlich, wie ich im Folgenden aufzeigen werde. Die vorgestellten Fälle sind Teil eines größeren Samples aus insgesamt ca. 15 Stadtbewohner*innen, die ich (teilweise mehrfach) im Laufe meiner Feldforschung lebensgeschichtlich interviewt habe.

4.1 Guillermo Rivas

Guillermo Rivas wurde in den 1950er Jahren in Melilla in eine ausschließlich spanischsprachige Familie iberischer Herkunft geboren. Seine Familie war zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in der Blütezeit des spanischen Protektorats im Norden Marokkos, nach Melilla gekommen. Sein Großvater verschwand in den 1920er Jahren in einem Kolonialkrieg in der Region. Guillermos Vater wuchs folglich ohne seinen Vater auf und da dessen Leichnam nie gefunden wurde, war der Trauerprozess in der Familie deutlich erschwert und noch für einige Jahre von der Hoffnung auf Rückkehr geprägt. Guillermo, der mit diesem Wissen über seinen Großvater aufwuchs, hatte einen etablierten Beruf, der ihm ein hohes Ansehen in der Stadtgesellschaft verschaffte. Inzwischen ist er seit mehreren Jahren in Rente. Sein starkes, auch familiengeschichtlich bedingtes Interesse an Regional- und Stadtgeschichte führte dazu, dass er sich in verschiedenen historischen Institutionen der Stadt engagiert bzw. engagiert hat.

Bereits bei der ersten Begegnung bekamen meine Kolleg*innen und ich eine kurze Einführung in die Stadtgeschichte von ihm. Er präsentierte uns eine Kurzversion der hegemonialen spanischen Geschichtsschreibung zu Melilla, die in erster Linie auf Eroberungen und Kriege fokussiert. Dabei spielten die „Kampagnen", also spanische Kriegszüge im Umland von Melilla in der Zeit vor und während des Protektorats, eine zentrale Rolle. Aber auch die Eroberung Melillas im Jahr 1497 wurde thematisiert: Es habe sich gar nicht wirklich um eine solche gehandelt, da nur unbewohntes Land in Beschlag genommen worden sei. Ein thematisches Feld seiner Äußerungen, das sich durch das gesamte Material zieht, lässt sich – etwas zugespitzt – auf die Botschaft verdichten: *Wir Spanier haben uns immer gegen den muslimischen Feind vor unseren Toren verteidigen müssen.* Zum Schluss dieser ersten Begegnung warnte er uns, „die muslimischen Viertel" seien gefährlich und wir sollten sie besser meiden.

Abgesehen von diesen von spezifischen historischen Deutungsmustern unterfütterten und stereotyp-abwertenden Sie-Bildern über „Marokkaner" und „Muslime", die er stets mit dem rassistischen Begriff *moros* bezeichnete – und die er nicht als legitimen und gleichwertigen Teil der Stadtbevölkerung anzuerkennen scheint –, thematisierte Guillermo seine Zugehörigkeiten deutlich weniger als andere Gesprächspartner*innen. Dafür machte er wiederum sehr ausführlich seine Kollektivgeschichte, d.h. die Geschichte der iberisch-spanischen Präsenz in Nordafrika, zum Thema. Ein Grund dafür ist, dass er sich selbst eher als Experten verstand, der mir bei meiner Forschung behilflich war, mir Kontakte, historische Quellen und Literatur vermittelte und nicht als per se – mit seiner konkreten Biographie, seinen Handlungspraktiken und Deutungsmustern – Teil meiner Forschung. Ein weiterer Aspekt, der meiner Analyse nach dazu beitrug, dass Guillermo seine eigenen Zugehörigkeiten kaum thematisierte bzw. nur, indem er Abgrenzung formulierte, ist seine privilegierte Position in der Stadtgesellschaft. Er nimmt seine gesellschaftliche Stellung als der Norm entsprechend wahr und präsentierte seine Familien- und Lebensgeschichte als eng verstrickt mit der Stadt Melilla, deren spanischen Charakter er stets betonte. Aus einer figurationssoziologischen Perspektive analysiert, präsentiert Guillermo sich folglich als Teil einer – stark historisch begründeten – Wir-Gruppe von Spanier*innen iberischer Herkunft, während er sich von den Spanier*innen marokkanischer Herkunft, die er als Sie-Gruppe behandelt, abgrenzt und diesen den Anspruch aberkennt, ein gleichberechtigter Teil der Stadtgesellschaft zu sein.

Durch sein stadthistorisches Engagement verortet er diesen Anspruch auf die Stadt auch räumlich, wenn er sich beispielsweise immer wieder der Geschichte des „spanischen Nordafrikas" zuwendet. Dies wird besonders deutlich, wenn er historische Exkursionen in den Norden Marokkos organisiert, bei denen der Besuch von Orten und Spuren der spanischen kolonialen Präsenz in der Region im Mittelpunkt steht. Positiver Bezugspunkt bleibt bei dieser räumlichen Erkundung, die zumeist militärhistorisch kontextualisiert wird, die christlich-spanische Präsenz im Norden Afrikas.

4.2 Abdullah Ibrahim

Abdullah Ibrahim wurde in den 1970er Jahren in eine Imazighen-Familie geboren, die bereits seit vier Generationen in Melilla lebt. Abdullah spricht Tamazight, seiner Darstellung nach ist aber die in der Familie hauptsächlich verwendete Sprache Spanisch. Nach seinem Militärdienst trat er der paramilitärischen Polizeiorganisation Guardia Civil bei. Dies stellte einen deutlichen Bruch mit der Handelstradition der Männer in seiner Familie dar:

> „Ich habe mit meinem Vater im Laden gearbeitet und […] habe gemerkt, dass ich nicht für den Handel geeignet bin […] das Feilschen habe ich nicht ausgehalten […]. Mir würde es gefallen, eine Sache zu sagen, schwarz oder weiß, zwanzig Euro, dreißig Euro Punkt und Du nimmst es oder Du lässt es […] die Leute hier zum Beispiel da ist der Handel nicht wie auf der [Iberischen] Halbinsel oder in Europa, wenn Du in einen Laden gehst, sind alle Preise ausgezeichnet und Du kaufst es. Hier ist=ist das anders viele Käufer kommen aus Marokko und wollen feilschen und das habe ich nicht gut ausgehalten."

Abdullah war nach seinem Eintritt in die Guardia Civil in mehreren Städten auf der Iberischen Halbinsel stationiert, bevor er nach Melilla zurückkehrte. Er berichtet mehrfach über Situationen aus dieser Zeit, in denen er Exotisierung und „Othering" (Spivak 1985) erfuhr. So wurde er bei den Feierlichkeiten zum Dreikönigsfest am 6. Januar aufgefordert, als einer der „Drei Könige aus dem Morgenland" aufzutreten, oder ein Vorgesetzter kommentierte bei seiner Ankunft an einer neuen Dienststelle, „bei dem Namen" habe er erwartet, dass Abdullah „auf einem Kamel angeritten" komme. Abdullah, der in Melilla aufwuchs, einer Stadt, in der seine Familie eine relativ etablierte Position innehatte, und mit einem insgesamt hohen Anteil an muslimischer Imazighen-Bevölkerung, berichtete über diese Erfahrungen stets lachend. Er schien ihnen nicht die Bedeutung und Schwere verleihen zu wollen, die ihn zwingen würden, sich kritisch mit Rassismus in Spanien und vor allem mit seiner Organisation, der Guardia Civil, auseinanderzusetzen. Nach einigen Jahren im Einsatz in verschiedenen Städten Spaniens kehrte er nach Melilla zurück. Seine Rolle dort präsentiert er als „Brückenbauer", dessen Sprachkenntnisse bei seiner Arbeit mit den marokkanischen Arbeiter*innen an der Grenze sehr hilfreich sind.

Abdullah startet seine Selbstdarstellung mit den Worten „Ich bin ein Berber". Hierzu ist eine Kontextualisierung notwendig: Die Imazighen aus der Region des Rif-Gebirges im Norden Marokkos stellen in Melilla (nicht in Ceuta) die Mehrheit der muslimischen Bevölkerung. Die Imazighen und die nördliche Rif-Region haben in Marokko eine Geschichte der Marginalisierung durch den monarchischen Staat, aber auch des Widerstands gegen die – von Araber*innen dominierte – Regierung. Nach dem gewaltsamen Tod des Fischverkäufers Mohcine Fikri im Oktober 2016, für den Polizeikräfte verantwortlich waren, bildete sich die – teilweise

separatistische – Oppositionsbewegung *Hirak*, die wiederum von brutaler Repression durch die marokkanische Zentralregierung getroffen wurde (Amarir 2017). Abdullah spricht im weiteren Verlauf des Interviews nicht mehr über sein Zugehörigkeitsgefühl zu den Imazighen (oder irgendeinem anderen Kollektiv außer seiner Polizeiorganisation). Seine zentrale Positionierung als „Berber" zu Beginn des Interviews verweist jedoch auf diesen Kontext von historischer und gegenwärtiger Unterdrückungserfahrung und Widerständigkeit gegen den marokkanischen Staat.

Rassismuserfahrungen, die er u.a. in der Guardia Civil machte, erzählt er eher beiläufig und ironisierend, was sich u.a. über das starke und kontrollierte Wir-Bild der Guardia Civil erklären lässt (vgl. Bahl/Worm 2018). Seine Entscheidung, einer spanischen Polizeiorganisation beizutreten, kann als Ausdruck seines Willens interpretiert werden, ‚noch spanischer' zu werden. Zu dieser Interpretation trägt auch die Distanzierung von seiner Familie und deren Traditionen bei, zum Beispiel wenn er im weiter oben eingeführten Zitat deutlich macht, dass ihm das Feilschen und Handeln nicht lägen, er den „europäischen" Stil, Handel zu treiben, bevorzuge.

Abdullah präsentiert sich als Teil verschiedener Wir-Gruppen: Er beginnt das Interview mit den Worten, er sei „Berber" und verortet sich somit zum einen in einer Gruppierung, die in Melilla inzwischen die Bevölkerungsmehrheit stellt, zum anderen aber in Marokko – jenseits der Grenze – eine historisch marginalisierte Rolle innehat. Mit der Präsentation als Guardia Civil stellt er hingegen seine Zugehörigkeit zu einer „sehr spanischen" Organisation in den Fokus. Hier lassen sich Machtbalancen rekonstruieren, die Abdullah durch Entscheidungen verschoben hat (indem er Guardia Civil und nicht Händler wurde), und andere, die sich durch historische Prozesse verschoben haben (langsame Anerkennung der Imazighen in Marokko, veränderte Mehrheitsverhältnisse in Melilla). Räumlich und biographisch verortet Abdullah seine Tätigkeit an der Grenze zu Marokko. Dies wird besonders deutlich, wenn er seine Rolle als „Brückenbauer" an dem Grenzübergang, an dem er arbeitet, präsentiert. Er kann dort – so stellt er es dar – den marokkanischen Arbeiter*innen (spanische) Ordnung, Disziplin und Sicherheit vermitteln. Zentral dafür sind seine Zugehörigkeiten – im Sinne von Selbstdefinition aber vor allem auch Fremdzuschreibung – als Amazigh und Muslim sowie seine Sprachkenntnisse.

4.3 Hawa Jabir

Hawa Jabir wurde in den 1950er Jahren in Ceuta geboren. Sie spricht Darija, marokkanisches Arabisch, und Spanisch und wechselt häufig im selben Satz zwischen beiden Sprachen hin und her.[17] Ihre Eltern waren als junges Paar von einem in der Nähe gelegenen Ort auf der marokkanischen Seite der Grenze dorthin gezogen. Sie hat sieben Geschwister und wuchs in dem Viertel El Príncipe auf, das damals noch von Menschen verschiedener Zugehörigkeiten bewohnt wurde, heute aber bei großen Teilen der Stadtbevölkerung als „muslimisches Viertel" stigmatisiert ist und als

[17] Zum Code Switching siehe z.B. Auer (1984) und Cindark (2013).

Brutstätte für Radikalisierung und Zentrum des Drogenhandels gilt.[18] Sie verließ das Stadtviertel, als sie heiratete und zur Familie ihres Ehemanns zog. Ihr Ehemann arbeitete große Teile seines Berufslebens in anderen Ländern Europas und kam nur ein- oder zweimal im Jahr nach Hause. Hawa erlebte in dieser Beziehung vielfach Gewalt.

Hawa stellt in ihrer Präsentation in den Mittelpunkt, dass sie und ihre Familie und andere in ähnlichen Lebenssituationen „zwischen den Stühlen sitzen“: Einerseits würden sie von der marokkanischen Bevölkerung beiderseits der Grenze darum beneidet, die spanische Staatsbürgerschaft und alle damit verbundenen Rechte und Privilegien zu besitzen, und andererseits erlebten sie tagtäglich die Stigmatisierung und Diskriminierung als „Muslime“ durch die etablierte Bevölkerung iberischer Herkunft. Sie spricht darüber, dass sie das Kopftuch ablegt, wenn sie nach Andalusien fährt, um ihre Kinder und Enkel zu besuchen, da sie es nicht möge, wie sie dort angesehen und behandelt werde, wenn sie es trüge. In Ceuta sei der Rassismus verdeckter, weniger offen artikuliert, so sagt sie, und begründet dies damit, dass „wir [die Muslime, E.B.] hier die Mehrheit sind“. Während Hawa sich „sehr spanisch” fühlt, muss sie sich permanent mit Fremdzuschreibungen auseinandersetzen, die sie – als Darija sprechende und Hijab tragende Spanierin – homogenisierend mit Marokko identifizieren. Sie wehrt sich dagegen, denn zum einen möchte sie als Spanierin anerkannt werden, zum anderen ist Marokko ihr fremd geworden. Sie fühlt sich dort unsicher und in ihrer Freiheit eingeschränkt: „In ein Land, das nicht frei ist, fahre ich nicht, ein Land wo Du Deine Rechte nicht bekommst, da fahre ich nicht hin.“

Hawas Perspektiven auf Geschichte und deren Zusammenhang mit ihren Zugehörigkeitskonstruktionen sind sehr ambivalent. Sie stellt keine expliziten Bezüge zur Kolonialgeschichte her, kritisiert aber den Rassismus der nicht-muslimischen Bevölkerung sowie die Ghettoisierung und Marginalisierung der muslimischen Gemeinde in der Stadtgeschichte. Zugleich beschreibt sie aber Muslim*innen als bigott, falsch und heuchlerisch und sagt, dass sie „christliche Nachbarn bevorzugt“. Die Gewalterfahrungen, die sie und andere Frauen in ihrer Familie gemacht haben, stellt sie in direkten Zusammenhang mit der sozialen Struktur der muslimischen Gemeinde. Sie sagt: „Weil die Ehemänner sind die, die die Hosen anhaben […] heute die jungen Leute weniger […], aber die Älteren, fast alle eh, die Frau hat weder Recht noch Stimmrecht“ und an anderer Stelle drückt sie aus, dass „hier die meisten Männer Missbrauchstäter (*abusadores*) sind“.

In einem gemeinsamen Gespräch mit Hawa und ihrem Sohn Mahad amüsierte sich dieser über Hawas Marokko-Abneigung und erklärte uns, seine Mutter sei „eben eine Berberin“. In Ceuta ist das eine weniger naheliegende Feststellung als in Melilla, da dort weniger Imazighen-Bevölkerung lebt bzw. wenige Menschen

[18] Seit dem Erfolg einer Fernsehserie, die nach dem Viertel benannt ist und auf dem spanischen Sender Telecinco ausgestrahlt wird, ist das Viertel spanienweit berüchtigt. Für eine kritische Analyse der (Re)Produktion orientalistischer Stereotype in der Serie siehe Aidi (2015).

sich so definieren und Tamazight sprechen. Als ich interessierte Nachfragen stellte, erklärte er uns, die Sprache sei hier eben verloren gegangen. Aber für ihn sei ganz klar, dass das die Wurzeln seiner Familie seien. Es wurde deutlich, dass seine Bezugnahme auf diese Geschichte mit den oppositionellen *Hirak*-Protesten im Rif-Gebirge (siehe oben) begann. Der Kontext der Proteste und ihrer Repression hat ein verstärktes Wir-Gefühl, eine erneuerte Ablehnung des marokkanischen Königshauses und Staates und eine Selbstermächtigung der Imazighen-Bevölkerung mit sich gebracht. In dem Fall von Hawas Sohn lässt sich eine Konstruktion von Zugehörigkeit beobachten, die als (Neu-)Erfindung einer Tradition gedeutet werden kann: Ob es nun familiengeschichtlich plausibel ist oder nicht, die Identifikation mit der rebellischen Geschichte der Rif-Bevölkerung scheint attraktiv zu sein und eine Lösung zu bieten für die komplexen Verortungsanforderungen, der die arabischsprachigen, muslimischen Spanier*innen in Ceuta ausgesetzt sind. Hawa hingegen scheint dies nicht als eine für sich relevante Zugehörigkeitskategorie anzusehen.

In den Figurationen im Grenzraum befindet sich Hawa in einer höchst ambivalenten Position. Sie verfügt über die Privilegien und Rechte, die mit der spanischen Staatsbürgerschaft verbunden sind und hat gleichzeitig ihr Leben lang Ausschlüsse erlebt und Rassismuserfahrungen gemacht, die mit der ihr zugeschriebenen Positionierung als Muslimin in Zusammenhang stehen. Hawa verortet – im Sinne von Beckers Definition (2017: 54) – sich und ihre Familie im Stadtviertel El Príncipe. Sie präsentiert die Geschichte dieses ursprünglich von Christ*innen und Muslim*innen bewohnten Arbeiter*innenviertels, das von der Stadtpolitik zum muslimischen „Ghetto“ gemacht wurde, als paradigmatisch für das Zusammenleben bzw. Nebeneinanderleben von Christ*innen und Muslim*innen in Ceuta. Sie betont, dass das Zusammenleben in El Príncipe gut gewesen sei. Aber die Regierung habe dann Sozialwohnungen in anderen Stadtvierteln gebaut und diese der christlichen Bevölkerung aus El Príncipe angeboten. So seien die Christ*innen nach und nach in andere Viertel gezogen, während es in El Príncipe viel Zuzug aus Marokko gegeben habe. Heute gibt es dort praktisch keine Christ*innen mehr, es entwickelte sich eine zunehmende Trennung der Lebenswelten.

5 Zusammenfassung der Ergebnisse

In allen drei hier vorgestellten Fällen sind Perspektiven auf Stadtgeschichte, Lebens- und Familiengeschichten sowie Zugehörigkeitskonstruktionen eng miteinander verflochten und werden von den jeweiligen Akteur*innen immer auch in Bezug auf räumliche Verortungen präsentiert.

Martina Löw stellt heraus, dass „Räume […] Zugangschancen und Ausschlüsse steuern sowie […] zu Auseinandersetzungsfeldern im Kampf um Anerkennung werden [können]“ und so „über Raumkonstitutionen meist auch Macht- und Herrschaftsverhältnisse ausgehandelt“ (2018: 45) werden. Historische und geographi-

sche Verortungen, Wir- und Sie-Bilder sowie die Frage, wer zur Stadt gehört – und wer auch nicht bzw. zumindest nicht mit den gleichen Rechten –, stehen in Ceuta und Melilla also immer in Zusammenhang mit den Figurationen im Grenzraum, mit den sich verschiebenden Mehrheits- und – perspektivisch auch – Machtverhältnissen zwischen verschiedenen Gruppierungen.

5.1 Bezugnahmen auf und geteilte Deutungsmuster von Stadtgeschichte

Ein Ergebnis, das sich in den hier vorgestellten drei Fällen – aber auch über mein Sample hinweg – zeigt, ist der Zusammenhang zwischen Bezugnahmen auf Stadtgeschichte und gesellschaftlicher Position. Dabei lässt sich zugespitzt formulieren: Je etablierter die gesellschaftliche Position, desto größer die Wir-Gruppen-Kohäsion, desto stärker ausgeprägt das Wir-Bild und desto mehr explizite und öffentliche Bezugnahmen auf (und geteilte Deutungsmuster über) die gemeinsame Geschichte werden artikuliert.

Wenn diese Bezüge von Stadtbewohner*innen hergestellt werden, deren Familie von der Iberischen Halbinsel kommt, dienen diese häufig der Unterstreichung des spanischen Charakters der Städte, der immer wieder als bedroht wahrgenommen wird. Diese Betonung der spanischen Tradition kann als eine Selbstbehauptung verstanden werden angesichts von Ängsten, dass die Städte indirekt – durch marokkanische Einwanderung und die demographischen Entwicklungen in der Stadtbevölkerung – oder direkt – im Sinne der Forderungen der marokkanischen Regierung[19] – „(re-)marokkanisiert“ werden könnten.

Bei Menschen, deren Familien aus Marokko nach Ceuta oder Melilla gekommen sind, handelt es sich bei stadthistorischen Referenzen eher um eine diskursive Legitimierung und um die Forderung nach Anerkennung der eigenen – teilweise schon seit vielen Generationen währenden – Präsenz in diesen spanischen Städten. Die konkrete Forderung von muslimischen Stadtbewohner*innen, die Städte Marokko anzugliedern, ist mir in meiner Forschung aber nicht begegnet. Dies hängt sicherlich zum einen mit den Privilegien zusammen, die dadurch verloren gehen würden. Zum anderen kann aber – wie weiter oben dargelegt – die zumindest im Fall der Stadtbevölkerung von Melilla stärker ausgeprägte Identifikation als Imazighen eine Ursache für eine distanzierte bis feindliche Haltung zum marokkanischen Nationalstaat sein.

[19] Seit der Unabhängigkeit Marokkos fordert dessen Regierung offiziell, die Städte Ceuta und Melilla territorial einzugliedern. Obwohl diese Forderung nicht mit besonders viel Nachdruck verfolgt wird – die marokkanische Regierung profitiert von den Enklaven in verschiedenerlei Hinsicht –, führt sie immer wieder zu diplomatischen Verwicklungen zwischen Spanien und Marokko.

5.2 Vielschichtige Zugehörigkeiten und die Aushandlung von Diversität im Kontext asymmetrischer Machtbalancen

Zugehörigkeit ist vielschichtig: Religion, Ethnizität, Beruf, Geschlecht und andere Kategorien überschneiden sich mit der urbanen Zugehörigkeit, dem Gefühl an einen bzw. zu einem Ort zu gehören.[20] Wie diese Ortszugehörigkeit hergestellt wird, verändert sich im Laufe von Familien- und Lebensgeschichten. Auch die Frage, wer von den anderen Bewohner*innen als dem Ort zugehörig angesehen wird, ist einem stetigen Prozess der Aushandlung unterworfen. In Ceuta und Melilla lassen sich angesichts von asymmetrischen Machtbalancen, Positionierungsdruck und großer Diversität verschiedene Strategien der Selbstverortung beobachten, die ich im Folgenden darlegen werde.

Mehr Macht – mehr Rassismuserfahrung. Muslimische Ceutíes und Melillenses sind sich dessen bewusst, dass sie inzwischen in der Stadtgesellschaft die Mehrheit stellen und über zunehmende politische und symbolische Macht verfügen. Gleichzeitig wurde in meinen Interviews und Gesprächen immer wieder deutlich, dass sie zunehmend Rassismus und Diskriminierung erleben. Dies lässt sich u. a. damit erklären, dass die Muslim*innen in den beiden Städten weniger als Bedrohung wahrgenommen und entsprechend besser behandelt wurden, als sie noch geringere Machtchancen und oft noch gar keine spanische Staatsangehörigkeit hatten. Angesichts der veränderten Mehrheitsverhältnisse kommt es nun vermehrt zu einer Abwertung derer, die nun an Macht zulegen. Für den Umgang mit diesen Rassismuserfahrungen konnte ich folgende Strategien herausarbeiten:

- Anpassung, um sich rassistischen Adressierungen zu entziehen (z. B. je nach Kontext keinen Hijab zu tragen);
- die Präsentation eines (fragilen) Bewusstseins, zu einer (potentiellen) Wir-Gruppe zu gehören („Wir sind hier in der Stadt die Mehrheit“);
- der Diskurs über das harmonische Zusammenleben von Christ*innen und Muslim*innen wird als realitätsfern und entmächtigend zurückgewiesen.

Weiterhin präsentieren sich diejenigen Stadtbewohner*innen, die eine schwächere Position in den Machtbalancen haben, häufig in Abgrenzung zu noch schwächeren und noch machtärmeren Gruppierungen. So sprechen sowohl Hawa Jabir als auch Abdullah Ibrahim an verschiedenen Stellen über „die Marokkaner”, die nicht sehr gebildet seien, ein niedriges kulturelles Niveau hätten, falsch und heuchlerisch

[20] Die Analyse der Überschneidung verschiedener Ungleichheitskategorien wird unter dem Begriff der Intersektionalität (Crenshaw 1991) verhandelt. Biographieforschung hat durch ihre prozesshafte Perspektive das Potenzial, „von dem empirischen Fall […] ausgehend zu rekonstruieren, welche Ungleichheitsdimensionen in diesem spezifischen Fall im zeitlichen Ablauf und in ihren Wechselverhältnissen entwickelt wurden“ (Köttig 2015: 129).

oder übermäßig religiös seien. Die eigene Diskriminierungserfahrung wurde hier also weitergegeben, indem Stereotype, die einem (als muslimische Spanierin) immer wieder selbst zugeschrieben werden, auf andere übertragen werden. Muslimische Spanier*innen weisen so Zuschreibungen zurück, die sie homogenisierend mit Marokko identifizieren, und fordern gleichzeitig ein, als Spanier*innen anerkannt zu werden.

Diskursiv das Zusammenleben harmonisieren und die eigene Präsenz historisieren. Bei den etablierteren Stadtbewohner*innen lässt sich eine Tendenz herausarbeiten, die konfliktive Geschichte und Gegenwart der Städte zu harmonisieren. Dies findet unter anderem über den omnipräsenten Diskurs des harmonischen Zusammenlebens der „vier Kulturen" (*convivencia*) statt, der in deutlichem Widerspruch zu der realen räumlichen Segregation in den beiden Städten steht. Diejenigen, die machtstärkere Positionen im stadtgesellschaftlichen Gefüge innehaben, haben ein Interesse daran, (potentielle) Konflikte zu bagatellisieren oder zu negieren. Der Diskurs trägt dazu bei, kulturelle Differenzen zu essentialisieren und über die Betonung von Gleichheit und Harmonie die Aushandlung von historischen Konflikten und aktueller sozialer Ungleichheit zu erschweren.

Dieser Diskurs über das harmonische Zusammenleben ging bei Stadtbewohner*innen iberischer Herkunft oft mit der Artikulation eines Unwohlseins angesichts der sich verändernden Mehrheitsverhältnisse einher. Einige sind bereits weggezogen oder planen, die Stadt Richtung Iberische Halbinsel zu verlassen. Dies hängt in vielen Fällen damit zusammen, dass ihre gesellschaftliche Position sich schleichend verändert und potentiell machtärmer wird. Diese sich verändernden Machtbalancen sind interdependent mit dem steigenden Druck, die eigene Präsenz in den beiden Städten zu historisieren und Konflikte zu harmonisieren.

6 Fazit

Wie in diesem Artikel aufgezeigt wurde, stehen die Lebensgeschichten und ihre jeweilige Präsentation in Wechselwirkung mit historischen Deutungsmustern und stadträumlichen Gegebenheiten. Die Stadtbewohner*innen von Ceuta und Melilla konstruieren ihre Zugehörigkeit zu diesen Orten über familien- und lebensgeschichtliche sowie über länger zurückreichende kollektivgeschichtliche Verortungen. Dabei entstehen durch die „Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse" (Löw 2018: 43) der Stadtbewohner*innen Räume, die nicht nur als konkrete geographische Orte zu verstehen und dennoch häufig „verortet" sind.

Die verschiedenen Strategien der Selbstpositionierung und Abgrenzung, die ich herausgearbeitet habe, lassen sich im Kontext von sich verändernden Mehrheitsverhältnissen verstehen, in denen die machtstärkste Gruppierung ihre gesellschaftliche Position als langfristig gefährdet wahrnimmt. Das Spezifische daran ist, dass die Akteur*innen sich aufgrund der post/kolonialen Situation der Städte stets implizit oder explizit positionieren müssen, welcher der um Privilegien und Deutungsmacht

konkurrierenden Grupp(ierung)en sie angehören. Wir-Bilder und Sie-Bilder stehen dabei in einem engen Wechselverhältnis und „an den Ort gehören“ hängt immer mit weiteren Zugehörigkeitskonstruktionen zusammen.

Literatur

Acosta Sánchez, Miguel Á. (2014): Las fronteras terrestres de España en Melilla. Delimitación, vallas fronterizas y “tierra de nadie”. In: Revista Electrónica de Estudios Internacionales, 28, 1–34.

Aidi, Yasmina (2015): La serie „El Príncipe“. Los juegos de la convivencia. Online: http://www.eldiario.es/zonacritica/serie-Principe-juegos-convivencia_6_439266081.html <13.01.2020>.

Amarir, Sahar (2017): The Rise of the Hirak Protest Movement in Morocco. Online: http://globalvoices.org/2017/06/26/the-rise-of-the-hirak-protest-movement-in-morocco/ <10.07.2017>.

Auer, Peter (1984): Bilingual Conversation. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company.

Bahl, Eva (2021): Verflochtene Geschichten im postkolonialen Grenzraum. Biographien, Zugehörigkeiten und Erinnerungspraktiken in Ceuta und Melilla. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.

Bahl, Eva/Worm, Arne (2018): Biographische und ethnographische Zugänge zu Wir-Bildern, Sie-Bildern und Handlungspraktiken in einer Organisation. Die spanische Polizeieinheit Guardia Civil in Ceuta und Melilla. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung, 19, 233–251.

Bárbulo, Tomás (2003): El barrio más peligroso de España. Online: http://www.elpais.com/diario/2003/04/28/ultima/1051480801_850215.html <16.09.2016>.

Becker, Johannes (2017): Verortungen in der Jerusalemer Altstadt. Lebensgeschichten und Alltag in einem engen urbanen Raum. Bielefeld: transcript.

Ben-Ze’ev, Efrat/Gazit, Nir (2018): Juggling Logics on the Egyptian-Israeli Borderland: Soldiers between Securitization and Arbitrary Humanitarianism. Journal of Contemporary Ethnography, 47(2), 255–277.

Ben-Ze’ev, Efrat/Gazit, Nir (2020): The Fickle Zone: Borderland and Borderlanders on the Egyptian-Israeli Front. Journal of Borderlands Studies. Doi: 10.1080/08865655.2020.1847168.

Boletín Oficial del Estado (1995a): Ley Orgánica 1/1995, de 13 de marzo, de Estatuto de Autonomía de Ceuta.

Boletín Oficial del Estado (1995b): Ley Orgánica 2/1995, de 13 de marzo, de Estatuto de Autonomía de Melilla.

Carabaza, Enrique/de Santos, Máximo (1992): Melilla y Ceuta. Las últimas colonias. Madrid: Talasa Ediciones.

Carnicero, Salvador (2017): Melilla, un parque temático franquista. Online: http://www.infolibre.es/noticias/politica/2017/11/22/la_estatua_melilla_uno_los_ultimos_vestigios_franco_estas_son_las_huellas_borradas_las_que_quedan_por_borrar_72225_1012.html <03.04.2019>.

Cindark, Ibrahim (2013): Deutsch-türkisches Code-Switching und Code-Mixing in einer Gruppe von akademischen Migranten der zweiten Generation. In: Deppermann, Arnulf (Hg.): Das Deutsch der Migranten. Berlin/Boston: De Gruyter.

Ciudad Autónoma de Melilla – Viceconsejería de Turismo (2014): Ruta de los Templos/Route of the Temples. Online: http://www.melillaturismo.com/pdf/ruta_templos.pdf <27.09.2014>.

Crenshaw, Kimberle (1991): Mapping the Margins. Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color. In: Stanford Law Review, 43, 1241–1299.

Elias, Norbert (1987) Vorwort. In: van Stolk, Bram/Wouters, Cas (Hrsg.): Frauen im Zwiespalt. Beziehungsprobleme im Wohlfahrtsstaat. Eine Modellstudie. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 9–16.

Elias, Norbert (1993 [1965]) Zur Theorie von Etablierten-Außenseiter-Beziehungen. In: Elias, Norbert/Scotson, John L. (Hrsg.): Etablierte und Außenseiter. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 7–56.

Elias, Norbert (2010 [1986]): Figuration. In: Schäfers, Bernhard/Kopp, Johannes (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. 10. Auflage. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 75–78.

Foppa, Simon (2015): Überlegungen zur kreativen Aneignung westlicher Konzepte wie ›Religion‹ und ›Hinduismus‹ in Indien. In: Zeitschrift für junge Religionswissenschaft, 10, 1–19.

Fundación Premio Convivencia (2019): El Premio. Online: http://www.ceuta.es/premioconvivencia/index.php/es/elpremio <02.05.2019>.

Gil, Severiano (2015): Los Judíos de Melilla. Online: http://memguimel.es/judaismoenmelilla/los-judios-de-melilla/ <10.09.2019>.

Goddar, Jeannette (2017): Modell für mehr Miteinander. In: Max Planck Forschung. Das Wissenschaftsmagazin der Max-Planck-Gesellschaft, 4, 34–41.

Gómez Barceló, José L. (2009): La Comunidad Hindú de Ceuta. In: Pereira Rodríguez, Teresa/Morales Lezcano, Víctor (Hrsg.): Voces del presente. Minorías culturales y religiosas en España: hindúes en Canarias, Ceuta y Melilla. Madrid: Universidad Nacional de Educación a Distancia, 79–85.

Halbwachs, Maurice (1991): Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt/Main: Fischer.

Healey, Patsy (2007): Urban Complexity and Spatial Strategies. Towards a Relational Planning for Our Times. London/New York: Routledge.

Instituto de las Culturas Melilla (2018): Plan anual de actuaciones del Instituto de las Culturas de Melilla. Online: http://www.melilla.es/melillaPortal/RecursosWeb/SITES/presup2018/pres2018/docpres/MEMORIA_2018_IC.pdf <13.01.2020>.

Kempf, Wolfgang/van Meijl, Toon/Hermann, Elfriede (2014): Introduction: Movement, Place-making and Multiple Identification. Multiplicities of Belonging. In: Hermann, Elfriede/Kempf, Wolfgang/van Meijl, Toon (Hrsg.): Belonging in Oceania. Movement, Place-making and Multiple Identifications. New York: Berghahn Books, 1–24.

Köttig, Michaela (2015): Mehrdimensionalität sozialer Ungleichheit. Intersektionalität als theoretische Rahmung und zur Analyse biografischer Erfahrung. In: Bretländer, Bettina/Köttig, Michaela/Kunz, Thomas (Hrsg.): Vielfalt und Differenz in der sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 123–133.

Leibovici, Sarah (1984): Aproximación hispano-judía en el Marruecos ochocentista (Tetuán, 1862-1896), Anales de Historia Contemporánea 3, 59-67.

Löw, Martina (2018): Vom Raum aus die Stadt denken. Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie. Bielefeld: transcript.

Meyer, Frank (2005): Städte der vier Kulturen. Eine Geographie der Zugehörigkeit und Ausgrenzung am Beispiel von Ceuta und Melilla (Spanien/Nordafrika). Stuttgart: Franz Steiner.

Pfaff-Czarnecka, Joanna (2013): Multiple belonging and the challenges to biographic navigation. Online: http://www.isa-sociology.org/uploads/files/EBul-PfaffCzarnecka-Mar2013.pdf <07.01.2020>.

Redacción El Faro (2013): Melilla y el síndrome de la jaula. Online: http://www.elfarodemelilla.es/melilla-y-el-sindrome-de-la-jaula/ <07.01.2020>.

Rosenthal, Gabriele (2011): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 3. Auflage. Weinheim/München: Juventa.

Rosenthal, Gabriele/Bahl, Eva/Worm, Arne (2016): Illegalisierte Migrationsverläufe aus biografietheoretischer und figurationssoziologischer Perspektive. Die Landgrenze zwischen Spanien und Marokko. Online: http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2686/4012 <07.01.2020>.

Rosenthal, Gabriele/Bahl, Eva/Worm, Arne (2017): Illegalized migration courses from the perspective of biographical research and figurational sociology: The land border between Spain and Morocco. In: Rosenthal, Gabriele/Bogner, Artur (Hrsg.): Biographies in the Global South. Frankfurt am Main/New York: Campus, 103–159.

Rubio, Javier (2009): La ensoñación de la convivencia de las Tres Culturas en Al Andalus. Online: http://www.elmundo.es/elmundo/2009/06/04/andalucia/1244134732.html <26.02.2019>.

Spivak, Gayatri C. (1985): The Rani of Sirmur. An Essay in Reading the Archives. In: History and Theory, 24, 247-272.

Weinstock, Nathan (2019): Der zerrissene Faden. Wie die arabische Welt ihre Juden verlor. 1947-1967. Freiburg: ça-ira.

Zurlo, Yves (2005): Ceuta et Melilla. Histoire, représentations et devenir de deux enclaves espagnoles. Paris: L'Harmattan.

Heimat und Geschichte: Lebensgeschichten und *Place-Making* in Observatory, Kapstadt, Südafrika

Talia Meer

Abstract: Die Lebensgeschichten von Bewohner*innen Observatorys, einem Viertel Kapstadts, Südafrika, zeigen auf, dass die „Bewegungen" von Individuen dorthin oder von dort weg (z.B. Umzüge) tiefgreifende Auswirkungen auf deren Lebensverläufe hatten. In diesem Kapitel fokussiere ich die Geschichten von drei Frauen, um diese Bedeutung „kleiner Bewegungen" aufzuzeigen – hinsichtlich ihrer individuellen Lebensverläufe und hinsichtlich eines kollektiv geteilten Verständnisses von Orten. Ich stelle die Vorstellung infrage, dass der Observatory zugeschriebene Status als „diverser Raum" einheitlich als positiv erfahren wird. Dieser Status als „diverser Raum" erlaubt es Einwohner*innen, ihre Biographien neu zu formen: Weiße Bewohner*innen legen ihre rassistischen oder konservativen Herkünfte und ihre Geschichte ab und bilden neue „post-Apartheid-Identitäten" aus. Schwarze Bewohner*innen erreichen Klassenmobilität und Zugang zum (Weißen) Stadtzentrum, um ein Leben außerhalb der unterdrückenden Auswirkungen von Segregation aufzubauen. Ich zeige auf, dass die Analyse der Biographien von Bewohner*innen dazu beitragen kann, das vorherrschende Verständnis von Orten und ihrer Geschichte zu thematisieren und zu hinterfragen. Dies trägt zu einer tiefergehenden Darstellung davon bei, wie alltägliche Unterschiede in diversen Räumen erlebt werden.

Keywords: Diversität, Südafrika, Mobilität, *place-making*, *race*

Meer, T. (2022): Heimat und Geschichte: Lebensgeschichten und *Place-Making* in Observatory, Kapstadt, Südafrika. In: Becker, J./Weidenhaus, G./Witte, N. (Hrsg.): Biographie und Raum. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 79–96. **https://doi.org/10.17875/gup2021-1870**

1 Einleitung

Das jüngst gestiegene Interesse an städtischer Migration, *place-making* und Identität hat sich weitgehend auf Fragen internationaler und regionaler Migration und Integration konzentriert. Weniger im Fokus steht, wie Menschen sich zwischen verschiedenen Räumen in Städten bewegen und wie ergänzend zu den größeren Bewegungen der transnationalen Migration kleine Bewegungen sowohl Lebensgeschichten als auch verschiedene Verständnisse eines Ortes prägen.[1]

Observatory wird in Kapstadt oft als inklusives Viertel in einer segregierten Stadt gesehen, wo *mixing* von *races* und Klassen zugelassen wird. Es wurde historisch als „Grauzone" beschrieben – weder als Schwarz noch Weiß, oder als beides während der Apartheid.

Die Lebensgeschichten von Bewohner*innen von Observatory wurden durch Tiefeninterviews (Legard/Keegan/Ward 2003) erhoben. Sie zeigen, dass die Bewegungen von Individuen nach Observatory und von Observatory weg häufig einen tiefgreifenden Einfluss auf ihre Lebensverläufe hatten. Der Stellenwert von Observatory als diverser Raum ermöglichte es Einwohner*innen, ihre Biographien umzugestalten: Weiße Bewohner*innen haben ihr Zuhause und ihre rassistisch oder konservativ geprägte Geschichte abgestreift, um neue Post-Apartheid-Identitäten in Observatory auszubilden; Schwarze Bewohner*innen erreichten Klassenmobilität und Zugang zum (Weißen) Stadtzentrum und den zaghaften Aufbau eines Lebens außerhalb der unterdrückenden Auswirkungen der Segregation.

In Observatory bleiben die Erfahrungen der Bewohner*innen *of colour*, deren Biographien oftmals Enteignung und Diskriminierung in diesem Stadtviertel umfassen, oftmals „unwirklich" (De Certeau 1998 [1980]; Skeggs et al. 2004). Ihre Erfahrungen des Raumes und ihre Sprache des Lebens (*language of life*), durch die sie ihren Erfahrungen einen Sinn verleihen, werden durch die lokalen Hegemonien in der Bedeutungsgebung nicht unterstützt oder stehen mit ihnen in Konflikt (Mbembe 2001). Die Erfahrungen Weißer Einwohner*innen hingegen, die Observatory als divers oder inklusiv bestätigen, werden als „wirklich" angesehen und durch die dominierenden Sprachen des Lebens unterstützt, durch die dieser Raum verstanden und charakterisiert wird. Dies bezieht sich einerseits darauf, in welcher Weise die eigenen und mehrgenerationalen Geschichten der Bewohner*innen *of colour* eben nicht mit den dominanten Vorstellungen von Observatory als diversem Raum übereinstimmen, und andererseits darauf, wie ihre gegenwärtigen Erfahrun-

[1] Aus dem Englischen übersetzt von Johannes Becker. Anmerkung des Übersetzers: Da zahlreiche im Text gebrauchte Begriffe im Englischen bereits mit einem stärkeren Charakter des Konstruierten konnotiert sind, werden sie in Kursivschreibung auf Englisch belassen. Insbesondere betrifft das zahlreiche Begriffe mit den Wortbestandteilen *race*, *mixing* und *colour*. Die Begriffe „Schwarz" und „Weiß" werden durch Großschreibung in ihrem konstruierten Charakter verdeutlicht. Für eine ausführlichere Auseinandersetzung mit diesem Thema siehe beispielsweise Khakpour et al. (2020): Vorwort des Editorial Boards zur Begriffsarbeit bei der Übersetzung von Stuart Halls Vertrauter Fremder. In: Stuart Hall, Vertrauter Fremder: Ein Leben zwischen zwei Inseln. Hamburg/Berlin: Argument.

gen des Lebens im Viertel, von Zuzug und Wegzug die Risse im glatten Narrativ von historischer und gegenwärtiger Diversität aufzeigen.

In diesem Kapitel greife ich auf meine zwei Jahre andauernde Archivforschung und ethnographische Feldforschung in Observatory zurück, insbesondere auf sich wiederholende Tiefeninterviews mit Bewohner*innen. In Anlehnung an ein narratives Format (Clandinin et al. 2009) interviewte ich zwischen den Jahren 2015 und 2017 zwanzig Personen jeweils zwei oder dreimal. Die Interviews waren biographisch ausgerichtet und legten einen Schwerpunkt auf Orte: sie thematisierten Identitätsbildung und Lebensgeschichten in ihrem Bezug zu den Räumen, die sie geprägt haben. Um ein räumliches Bewusstsein für die Gegenwart und die Vergangenheit zu bewahren, haben die Interviewten zwischen den Interviews Tagebücher geführt (Latham 2003). Die Interviewpartner*innen haben die Gespräche geleitet, aber ich habe oft nach Klärungen gefragt und Zustimmung oder Empathie geäußert, um zu einem dialogorientierteren Interviewstil beizutragen.

In diesem Kapitel folgt zunächst ein knapper Literaturüberblick über gegenwärtige Diskussionen über Diversität. Anschließend beschreibe ich Observatory in Bezug auf Diversität, der dominierenden Sprache des Lebens, durch die dieser Raum verstanden und charakterisiert wird (Mbembe 2001). Den Hauptteil dieses Kapitels bildet die Analyse der Lebensgeschichten dreier Bewohner*innen Observatorys – Farhana, Anette und Merle[2] – und der Weisen, wie sie eine Verbindung mit der Diversität dieses Raumes herstellen. Diese drei Darstellungen sind einerseits individuell und spezifisch, andererseits repräsentativ für die Arten der Beziehungen, die Bewohner*innen mit diesem Raum haben können. Ich versuche also nicht zu erkunden, welche Art von Diversität objektiv existiert, sondern vielmehr, wie sie gelebt wird – und wie Differenz erlebt wird. Diese Geschichten offenbaren die Bedeutung kleiner Bewegungen für das Gestalten von individuellen Leben aber auch von kollektiven Verständnissen von Orten. Sie hinterfragen zudem die Vorstellung, dass die Diversität von Observatory einheitlich als positiv erlebt wird. Vielmehr ist mein zentrales Argument, dass Biographien dazu beitragen können, vorherrschende Verständnisse von Orten und Geschichte zu entpacken und anzufechten und dadurch zu einer robusteren Darstellung dessen beitragen können, wie Differenzen im Alltag diverser Räume erlebt werden.

2 Das Unbehagen in der Diversität

Die Diversitätsforschung hat sich auf die Bewegung neuer ethnischer Communities in die Städte des Globalen Nordens fokussiert. Der Ausdruck „super-diversity“ ist entstanden, um die Komplexität gegenwärtiger globaler *flows* von Ideen, Kulturen und Menschen zu beschreiben (Vertovec 2007). Ein solcher Zugang, der gegenwär-

[2] Alle Namen sind Pseudonyme. Sie wurden so gewählt, dass sie die tatsächlichen Namen der Bewohner*innen in Bezug auf Klang, sprachlich-ethnische Herkunft und Geschlecht widerspiegeln, aber ihre Privatsphäre schützen.

tige Diversität als charakteristisch ansieht, wurde von postkolonialen Wissenschaftler*innen kritisiert, die argumentierten, dass tiefreichende und verdichtete Diversität seit langem ein Merkmal des Globalen Südens sei (Deumert 2018). Sie wollen so den „ethno-national group fetishism of migration studies" infrage stellen und auf Details von Diversität und deren stabilere Merkmale aufmerksam machen (Rogaly/Qureshi 2013: 421). Dieses Kapitel zeigt, dass im Fall von Observatory sowohl während der Apartheid als auch in der Gegenwart schon allein der Umzug über sehr kurze Distanzen – wie zum Beispiel vom Stadtrand ins Stadtzentrum – starke persönliche und soziale Auswirkungen hatte oder hat. Ähnlich einschneidend kann aber auch die Erfahrung sein, aufgrund von strukturellen Einschränkungen nicht umziehen zu können.

Einige Kritiker*innen von Diversitätsdiskursen haben darauf hingewiesen, dass diese Gefahr laufen, Identitätsdifferenzen überzubetonen und strukturelle Ungleichheiten zu vertuschen (Arnaut/Spotti 2015). Manche behaupteten auch, dass Diversitätsdiskurse explizit oder implizit Vorstellungen eines Kerns von (Weißer) Identität in sich tragen, gegenüber dem alle anderen definiert werden, um Vorstellungen von „uns" und „ihnen" zu konkretisieren (Ahmed 2000; Ndhlovu 2017; Rogaly/Qureshi 2013).

Dieses *race-* und Klassenprivileg solcher Kernidentitäten ermöglicht es den Inhaber*innen solcher Identitäten sich in Räumen, die sie sich aussuchen, „verortet" zu fühlen (Kern 2005). Privilegierte soziale Gruppen erleben und werden so erlebt, dass sie natürlicher im Ort sind, und sie neigen dazu, ganz und gar verortet zu sein. Dazu gehört etwa die hohe Wertschätzung lokaler Kulturinstitutionen und von kultureller/ethnischer Diversität (Hanquinet/Savage/Callier 2012). Zudem bedeutet das Vorhandensein von Differenz nicht unmittelbar die Akzeptanz von Differenz oder die Assimilierung dieser Differenz im Rahmen der Community (Ahmed 2007; Valentine 2013; Valentine/Sporton 2009).

Genau diese Diskussion von Macht, die in Diskussionen über Diversität so oft verdeckt wird, möchte ich in diesem Kapitel aufgreifen. Dafür ist es lohnenswert, darüber nachzudenken, wie wir das individuelle und kollektive Erleben von Ort und Identität verstehen können. So kann entpackt werden, wie Diversität im Alltagsleben und in Bezug auf die kollektive und persönliche Geschichte erlebt werden kann.

Ich verwende den Begriff Sprachen des Lebens (*languages of life*) um nach Achille Mbembe (2001) zu erfassen, wie Individuen sich auf verschiedene bestimmte Praktiken, Zeichen, Formen, Aberglauben, Bilder und Fiktionen stützen, um ihr Erleben in jedem Moment zu verstehen. Dieses Konzept bezieht sich auf Michel de Certeaus Überlegungen darüber, wie Individuen und Gruppen Raum verstehen und Ansprüche an ihn stellen. Für De Certeau (1998[1980]) ist es nur durch Repräsentation, also durch die ideologischen und symbolischen Elemente des Raumes – was Mbembe als Sprachen des Lebens bezeichnet – möglich, dass vielfältige und widerstreitende Absichten den eindimensionalen physischen Raum beleben können und ihn zu einem *wirklichen/realen* Ort machen.

Durch Gespräche in der Nachbarschaft und gemeinsames Erinnern werden kollektive Interpretationen des Ortes entwickelt, was zeigt, wie räumliche Identität und kollektive Identität gemeinsam konstituiert werden und wie bestimmte Formen der Bedeutungsgebung – Sprachen des Lebens – hegemonial werden können (Blokland 2001). In der subjektiven Erfahrung wird Raum durch die Praxis der Erdung der Interpretation geschaffen, um glaubwürdig zu sein (Skeggs et al. 2004). Zum Untermauern und Verorten der Interpretation der Vergangenheit und biografischer Erfahrungen gehören dann Ideen, Bindungen und Erfahrungen, die etablierte Repräsentationen des Raums sowohl herausfordern als auch bestätigen können. Menschen und Orte haben vielfältige, sich verändernde Identitäten, und die Vergangenheit und Gegenwart eines Ortes sind offen für unterschiedliche Verständnisse. Darüber hinaus hängen die Ansprüche über die gegenwärtige Beschaffenheit eines Raums weitgehend von bestimmten Interpretationen seiner Vergangenheit ab. Auf diese Weise beruhen soziale Tatsachen auf Interpretationen, und der Kampf um die Deutungshoheit macht urbane Räume zu kritischen Schauplätzen, an denen Identitäten, Kollektive und Geschichte(n) geschmiedet und angefochten werden.

3 Diverses Observatory?

In Südafrika prägt die während der Apartheid verankerte Segregation weiterhin die Stadtlandschaft, und hält *racialised* Ungleichheitsmuster, Zugang zu ökonomischen Möglichkeiten und zu politischen und sozialen Netzwerken aufrecht (Oldfield 2004). Kapstadt ist vielleicht die von allen am meisten *racially segregated* Stadt. Die vier unter der Apartheid definierten *racial groups* – Schwarz, Weiß, *coloured*[3] und Indisch – wohnen größtenteils noch in spezifischen Gebieten, die im Group Areas Act von 1950 festgelegt wurden. Diese Gebiete trennten die Bevölkerung räumlich in spezifische Gegenden für jede der *race groups*. Diese separaten *race groups* sind eine Fiktion der Apartheid, die dazu diente, Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe und anderer Merkmale zu trennen und einzustufen und diejenigen zu bevorzugen, die als Weiß eingeordnet wurden, und alle anderen Gruppen zu dominieren. Sie sind aber immer noch sehr wohl ein Teil der Art und Weise, wie die südafrikanische Gesellschaft heute funktioniert und ein Teil dessen, wie sich Individuen identifizieren. Aus diesem Grund werde ich diese Kategorien in meiner Beschreibung und meiner Analyse verwenden. Ich möchte sowohl anerkennen, wie diese Kategorien das Selbstkonzept von Individuen und Gruppen prägen, als auch, wie sie die Beziehungen zwischen ihnen und die Verräumlichung der Stadtlandschaft formen.

[3] In Südafrika bezieht sich der Begriff *coloured* auf Menschen mit einer *mixed* Herkunft, die oft europäische, afrikanische und asiatische Vorfahren einschließt

Heute sind die stärker entwickelten Gebiete Kapstadts, die unter der Apartheid für Weiße Menschen reserviert waren, weiterhin reich und ziehen zum Beispiel eine Vielzahl internationaler Tourist*innen an. Zugleich sind die ärmeren, weniger entwickelten Gegenden der Stadt eine Mischung aus Arbeiterbehausungen, kommunalen Häusern, Townships[4] und informellen Siedlungen.

Observatory, obwohl während der Apartheid für Weiße Menschen reserviert, ist bekannt dafür, dass es eine „graue" Gegend war, in der der Staat Segregation nicht systematisch durchsetzte (Unneberg 2005; Peck/Banda 2014). Das Viertel wurde in den späten 1800er Jahren als Schlafvorstadt gegründet, um britische Arbeiter für die nahegelegenen Hafenanlagen und Gießereien unterzubringen. Anschließend blieb es ein Ankunftsort für verschiedene Einwander*innen, arm und aus der Arbeiterschicht. Dazu gehörten vertriebene Juden, Südeuropäer*innen und arme Afrikaners, die versuchten, sich in Kapstadt ein Zuhause zu schaffen. Weil es einen Ruf als rau und günstig hatte, wurde Observatory seit den späten 1970er Jahren für Student*innen attraktiv, die die Segregationsgesetze weniger einhielten, was einigen als *coloured* eingestuften Menschen einen gewissen Zugang zum Viertel ermöglichte. Nun setzte sich auch die Bezeichnung der Grauzone durch. Die tolerante Atmosphäre von Observatory ermöglichte auch Aktivismus. Mehrere lokale Organisationen, die sich gegen die Apartheid engagierten, entstanden in der Gegend und trugen zur Überlieferung des Charakters als Grauzone bei. Ein Bewohner kommentierte die populäre Gleichsetzung von Observatory mit liberalem Aktivismus und *mixing*, indem er sagte, dass Observatory während der Apartheid „[was] where [people] could live the diverse country and future they wanted to create". Dies veranschaulicht die vorherrschende Art und Weise, wie Observatory verstanden wird als reich an Versprechungen von Diversität und *mixing*.

Diese Geschichte Observatorys durchdringt die Gegenwart stark, angepriesen von Bewohner*innen und Unternehmen, um die Gegend zu bewerben. Diese Sprache des Lebens ist überall in Observatory offensichtlich und darin, wie Menschen diesen Raum im gängigen Diskurs und in den Medien erinnern und beschreiben. Zwei anschauliche Beispiele, eines von einem in Observatory geborenen und aufgewachsenen Einwohner – im Rahmen einer Audiotour durch Observatory – und das andere von einer Immobilienwebseite:

> "Observatory was one of the few places categorised as a *grey area* during the apartheid regime. This meant that *people of all racial groups* could live and work here, while the rest of the city's suburbs were segregated. You can still

[4] In Südafrika bezeichnet der Begriff „township" die unterentwickelten städtischen Randgebiete, die vom späten 19. Jahrhundert bis zum Ende der Apartheid für Schwarze, Inder*innen und *coloured* reserviert waren und auch heute noch fast ausschließlich von diesen Gruppen bewohnt werden. Entsprechend der *racial hierarchy* der Apartheid waren *coloured* und Indische Townships in der Regel besser entwickelt als Schwarze und relativ näher an den Weißen Stadtzentren. Sie sind aber typischerweise durch eine dichte und unfreundliche Bebauung, einen Mangel an Ressourcen und sozialer Infrastruktur und durch die Lage außerhalb des Stadtzentrums gekennzeichnet.

> see the effects of this. Much of Cape Town is still segregated, but Obs is a *very mixed suburb*. It's also a very accepting place. Those marginalised by mainstream society have found refuge here." (Parsons 2015)

> "During the apartheid years, Observatory was one of the few so-called 'grey' suburbs, where South Africans from all race groups lived side by side. Aside from this *celebration of diversity*, which lives on in the present day, there are many other reasons to love, and consider living in, this laid back, bohemian neighbourhood." (Property Wheel 2017)

Diese an Tourist*innen bzw. potenzielle Bewohner*innen gerichteten Textbeispiele veranschaulichen, wie Observatory in- und außerhalb des Viertels verstanden und repräsentiert wird. Diversität als Sprache des Lebens fängt ein breites Publikum ein und spricht diejenigen an, die von ihrem Konsum profitieren würden, Business- und Immobilienentwickler*innen, Makler*innen sowie diejenigen, die sie selbst konsumieren wollen, um so Teil dieser Diversität zu werden.

Südafrikas spezielle Geschichte hat zu einer besonderen Sorge in Bezug auf *racial integration* geführt, und die Idee von Diversität ist hier besonders attraktiv. Im Gegensatz zu transnationalen Bewegungen kann Diversität hier so verstanden werden, dass sie geformt ist durch die kleinen Bewegungen ehemals exkludierter *people of colour* in die historisch Weiße Stadt, und deren Bestreben, die Geschichte der sozioräumlichen Homogenisierung zu überwinden. In diesem Zusammenhang wurden Orte, die *racially* divers sind, nun zu Repräsentanten dessen, was Sharon Patricia Holland (2012) als „beyond" bezeichnet – ein erstrebenswerter Ort, an dem die koloniale Vergangenheit Südafrikas nicht mehr die Gegenwart oder die Zukunft bestimmt.

Das Jenseits-Sein von Observatory, das in seiner außergewöhnlichen historischen Diversität begründet liegt, kann als dominante Sprache des Lebens (Mbembe 2001) betrachtet werden. Auf sie verlassen sich die Bewohner*innen um ihr Viertel und dessen Position in der Stadt zu verstehen. Blokland (2001: 272) beschreibt dieses tiefgreifende Verständnis von Ort als einen „container of stories about the past that one does not necessarily need to have lived through personally". Aber die Untersuchung dessen, was Menschen tatsächlich erlebt *haben*, kann etwas ganz anderes zum Vorschein bringen.

4 Drei kleine Bewegungen

Bewohner*innen mögen sich aus verschiedenen Gründen dazu entscheiden, in einem bestimmten Viertel zu wohnen. Ich richte mein Augenmerk auf drei verschiedene Gründe für die kleinen Bewegungen von Menschen nach Observatory bzw. weg von Observatory, wie sie von drei Bewohner*innen beschrieben wurden. Diese Frauen sind vor 6 bis 30 Jahren nach Observatory gezogen, und ihre spezifischen Biographien sagen viel darüber aus, wie Diversität von unterschiedlichen Menschen

unterschiedlich gelebt wird. Für einige *people of colour* ist es eine pragmatische Wahl, in Observatory zu leben. Sie wurde aus der Not heraus getroffen und war verbunden mit ihrem sozio-ökonomischen, beruflichen und wohnungsbezogenen Bedürfnissen – und so auch die Wahl – oder die fehlende Wahl –, wegzuziehen. Für Weiße Mittelschichtsbewohner*innen kann es auch einen ideologischen Imperativ geben, der mit der Idee der Diversität des Viertels verbunden ist und mit der Sehnsucht, an der kosmopolitischen, *mixed* Stadt teilzuhaben. Ich erkläre diese Motivationen durch die Geschichten weniger Menschen, doch diese zwei Gründe wurden von weiteren Bewohner*innen von Observatory häufig angeführt. Eine *coloured* Bewohnerin führt jedoch einen dritten Grund an: eine Familiengeschichte historischer Verbundenheit mit der Gegend. Das wirft ein Licht auf die Erfahrungen von *people of colour*, die durch die Apartheid aus Orten vertrieben wurden, die als Grauzonen galten.

Wichtig ist dabei zu berücksichtigen, dass sich Farhana und Merle mit der Kategorie der *coloured* identifizieren. Die Klassifikationen der Apartheid schufen eine Hierarchie von Menschen auf einer gleitenden Skala, die von denen, die als Weiß, als *coloured*, Indisch und als Schwarz klassifiziert wurden. *Coloured* hatten relativ gesehen mehr Zugang zu Observatory unter der Apartheid. Sie hatten einen relativ privilegierten Status und einige ausgewiesene *coloured* Gebiete befanden sich in der Umgebung. Ihre Erfahrungen sagen uns viel darüber, wie Diversität sich herstellt und von rassifizierten Menschen erfahren wird. Inder*innen sind eine sehr kleine Minderheit in Kapstadt und sind deswegen nicht in meine Analyse einbezogen; sie scheinen Observatory aber in ähnlicher Weise zu erfahren. Aber Schwarze Menschen erlebten stärkere Ausgrenzung, und ihre Bewegung in der Stadt war stärker überwacht. Sie haben eine vollkommen andere, verstecktere und schwierig nachzuvollziehende Beziehung zu Observatory, die ich in diesem Beitrag nicht ausführen kann.

Jede der Bewegungen, die in den folgenden Abschnitten beschrieben wird, beschäftigt sich mit der übergreifenden Sprache des Lebens – Diversität –, durch die Observatory als spezifischer Ort verstanden wird, mit einer Geschichte als Grauzone und gegenwärtiger Charakteristik als Ort, der Unterschiede fasst. Diese Bindungen/Engagements sind nicht immer so, wie wir sie erwarten mögen – Menschen erleben die Vorteile und Lasten des Lebens in einem diversen Viertel nicht einheitlich und universal/allgemein.

4.1 Pragmatische Bewegung: Farhanas Geschichte

People of colour wuchsen zur Zeit der Apartheid gewöhnlich je nach ihrer zugeschrieben *race group* in unterschiedlichen Gegenden auf – gemäß dem Group Areas Act von 1950 Indisch, *coloured* oder Schwarz. Daher hatten sie oft keine vorgefassten Vorstellungen von bestimmten Vierteln. Wenn sie einen Ort zum Leben fanden, tendierten sie dazu, den Fokus auf die notwendige Logistik des Lebens, Arbeitens und der Mobilität in einer neuen Stadt zu legen. Observatory bietet einen Über-

gangsraum für den Umzug aus Townships und ländlichen Regionen, weil das Viertel zentral gelegen ist, gut an öffentliche Verkehrsmittel angebunden, das billigste der zentralgelegenen Viertel ist und einen großen Bestand an bezahlbaren Mietwohnungen hatte – bis zum jüngsten Immobilienboom. Eine Bewohnerin fasste die strategische Lage Observatorys folgendermaßen zusammen: „It's central to many things. The houses are beautiful. Public transport is easy. I don't have a car, I rely on public transport. It's close to work for me. It's also close to the city centre, which is great."

Farhana, eine 58 Jahre alte *coloured* Frau, zog um 1990 aus einem *coloured* Township am Rande Kapstadts nach Observatory. Sie wollte ihr Leben in dem sich schnell verändernden Land Südafrika verbessern. Aus Sorge über den Mangel an wirtschaftlichen Möglichkeiten und die Gewalt in dem Township, in dem sie bisher gelebt hatte, zog Farhana nach Observatory, nachdem Freund*innen, die ohne Obdach in Observatory lebten, sie einluden, sich ihnen anzuschließen. Trotz seiner Reputation als Grauzone war Observatory damals noch durchaus mehrheitlich von Weißen Einwohner*innen bewohnt. Aber deren Wahl, in diesem von Ambiguität geprägten Raum zu leben und ihre Toleranz oder Förderung des *mixing* verliehen ihnen einen Hauch von „Gutheit" gegenüber der schlechten Weißheit der Apartheid in Südafrika.

Farhanas Freunde sagten ihr zum Beispiel: „It is a better life here in Observatory, because Observatory it is a fine place. If you need money you can just raise your hand, ask people and you can get." In ähnlicher Weise erinnert sie sich, dass die Menschen in Observatory offen und gastfreundlich waren und dass Obdachlosigkeit nicht so schwierig war wie es in anderen Weißen Gegenden gewesen wäre: „You can walk free, it is nice people, nicely, you know the people was very kind, they will say ja, it is not all about money, come to my house, wash. Have some a plate of food also."

Zunächst wohnte sie auf der Veranda des Hauses einer älteren Weißen Frau. Nachdem sie kurzzeitig Sexarbeiterin in Observatory gewesen war, begann Farhana als Hausangestellte zu arbeiten. Bald darauf ging sie eine romantische Beziehung mit dem alleinerziehenden Vater einer Weißen Familie ein, für die sie putzte. Sie wohnte einige Jahre mit ihnen, bis die Familie wegzog. Kurz danach lernte sie einen weiteren Weißen Afrikaans-Mann kennen. Die beiden zogen zusammen und sie lebten 20 Jahre lang davon, dass sie Hausmeistertätigkeiten ausübten. Obwohl sie für 20 Jahre zusammenlebten, gemeinsam kleine Hausmeistertätigkeiten übernahmen und ihr Zuhause teilten, konnte Farhana keinen dauerhaften Anspruch auf ihre Wohnung in Observatory erheben. Ihr Partner ist vor ein paar Jahren verstorben und seither ist sie im Streit mit dessen erwachsenen Kindern, die sie nicht als Teil der Familie sehen und die – nachdem sie erfolgreich Rechtsanspruch erhoben haben – den Besitz verkauft haben und ihn im wachsenden lokalen Immobilienmarkt und der sich steigernden Gentrifizierung des Viertels zu Geld gemacht haben. Farhana musste ausziehen und lebt nun in einer Unterkunft in einer benachbarten Gegend. Sie ist ungewiss ob ihrer Zukunft.

Dies verdeutlicht, wie unsicher die Zugehörigkeit zu und der Anspruch auf Observatory von *people of colour* ist – insbesondere, wenn sie an das Wohlwollen der Weißen Bewohner*innen gebunden sind. Zudem wird ersichtlich, wie für *people of colour* Marginalisierung und Verdrängung durch die Marktmechanismen des neoliberalen Kapitalismus fortschreibt, wie sie bereits durch Kolonialismus und Apartheid an Dynamik gewonnen hatte (Mohatt et al. 2014).

Trotz ihrer jüngsten Verdrängung spricht Farhana mit offensichtlicher Freude und Stolz über ihre lange Ansässigkeit in Observatory. Sie stellt fest: „Working very hard. That's how I stayed." Sie gesteht allerdings auch ein, dass ihre Klassenmobilität durch die Beziehungen ermöglicht wurde, die sie mit Weißen Männern in Observatory eingegangen ist. Diese hatten die *race* und Klassenposition sowie damit verbundene Ressourcen, um ihren Platz in der Gegend zu sichern. Sie scherzt: „Ja I was very very lucky with the white men. I pray God gives me another one!" Farhanas Geschichte bestätigt die Möglichkeiten der Diversität, Segregation und Unterdrückung der Apartheid und ihrer gegenwärtigen Auswirkungen zu überwinden, etwa persönliche Nöte wie Armut, städtische Ausgrenzung und Unsicherheit. Sie weist darauf hin, dass dies in anderen Gegenden Kapstadts möglicherweise nicht passiert wäre – Gegenden, die weniger offen sind für Neuankömmlinge, für unterschiedliche Klassen und *races*, und *racial-mixing*.

Pragmatische Gründe, die mit den relativen Ressourcen und der Zugänglichkeit Observatorys verknüpft waren, waren Farhanas Hauptgründe dafür, in das Viertel zu ziehen. Obwohl sie nicht besonders von Observatory als diversem Ort angezogen ist, hat sie das Viertel als zugänglich erlebt, als sie von den Außenbezirken in das historisch Weiße Stadtzentrum gezogen ist.

Ihre Schilderung der „nice white lady", die ihr geholfen habe, und ihrer Weißen Partner, die *interracial* Beziehungen eingegangen waren, als diese noch kriminalisiert und tabuisiert wurden, unterstützen die dominierende Sprache des Lebens, die Observatory als einladend und offen für *people of colour*, für Arme und Angehörige der Arbeiterklasse beschreibt, und als einen Ort des *mixing* von Klassen und *races*. Sie ist sich dessen bewusst, dass es teilweise diese Charakteristik des Viertels war, die es ihr ermöglichte, sich ein Leben für sich selbst aufzubauen und ihren Lebensweg zu gestalten. Diese Vorstellung ist zentral für die Geschichten der Bewegungen Weißer Bewohner*innen nach Observatory, die im nächsten Beispiel untersucht werden.

Aber wegen ihrer relativen Klassenposition, unsicherer ökonomischer Lage und unsicherer Wohnverhältnisse, hat Farhana nicht die Ressourcen, um in Observatory zu bleiben. Das ambivalente Verhältnis zwischen dem Versprechen eines besseren Lebens und der konstanten Unsicherheit und Ungewissheit in Bezug auf den eigenen Ort ist zentral für „the relationship that global cities develop with those they imperil" (Pettit 2018: 1050) und noch spezifischer für das Verhältnis, das „diverser" Raum mit *people of colour* unterhält. Einerseits ist die Gegenwart von *people of colour* wie Farhana das Wesentliche der Diversität. *Colour* begründet den historischen und gegenwärtigen Exzeptionalismus des Viertels, von dem nun weiße Ein-

wohner*innen einen Nutzen ziehen, um sich ihres guten Weißseins zu vergewissern, und Immobilienmakler und Reiseunternehmen, die das Viertel vermarkten. Andererseits fehlen *people of colour* die Ressourcen und die Glaubwürdigkeit, um ihre Ansprüche auf Zugehörigkeit in realen Raum zu erheben. Wenn sie jetzt über ihre Position nachdenkt, in der sie einerseits nicht in der Lage ist, weiterhin in dem von ihr seit 20 Jahre bewohnten Haus zu leben oder sich eine andere Behausung in Observatory zu leisten, aber andererseits weiterhin in das Viertel kommt, um Instandhaltungsarbeiten zu erledigen, sagt Farhana zu sich selbst: „Tomorrow you have work to do, 'Can you do the painting?' and I must just say yes. I can shake their hands and say yes, and I can shake their hands and stay heartbroken, sadness and that's it. What can I do, that is the story."

4.2 Ideologische Bewegung: Anettes Geschichte

Bevor sie nach Observatory zogen, hatten Weiße Bewohner*innen das Viertel als alternativen, offenen Raum verstanden und erfahren. Sie hatten die Läden, Restaurants und Bars frequentiert und die „unkonventionelle" und „mixed" Atmosphäre genossen. Dies spielte dann oft bei der Entscheidung eine Rolle, dort zu wohnen. Forschung im Globalen Norden zeigt, dass junge Menschen aus der Mittelschicht tendenziell dichter besiedelte, sozial diversere städtische Viertel suchen. Diese repräsentieren für sie das Ideal von Diversität in der Stadt – eine geographische, politische, kulturelle Distanzierung von den Vororten, die als konservativ und homogen angesehen werden (Lees 2008).

Möglicherweise wird der ideologische Imperativ des *mixing* in Südafrika wegen dem fortwährenden Einfluss der Apartheid noch intensiver wahrgenommen. Eine Weiße Bewohnerin beschrieb es so, dass sie, als sie begann, in Observatory auszugehen, sofort die Erleichterung verspürte: „There are black people too!" In diesem Sinne können wir Bewegungen beispielsweise von Farhana, ihre bloße Anwesenheit in Observatory, als etwas verstehen, das den *Unterschied macht*, oder als die Diversität der Nachbarschaft konstituierend. Diese *racial diversity* – Kontakt mit Differenz – wirkt stark auf die Sehnsucht junger Weißer Südafrikaner*innen, über die Vororte und Dörfer des Weißen Südafrika hinauszukommen, die als zentral bei der Erhaltung der Apartheid und als Enklave für die Fortführung Weißer Vorherrschaftsvorstellungen gesehen werden.

Anette ist gerade deswegen nach Observatory gezogen, weil es anders ist als dort, wo sie aufgewachsen ist. Als eine junge Weiße Frau aus einer relativ behüteten und sozialkonservativen Afrikaans-Familie, lebt Anette somit wissentlich außerhalb ihrer Wohlfühlzone. Als sie ihr Universitätsstudium begann, kauften ihre Eltern ihr ein Haus in einem historisch „weißen" Mittelschichtsvorort in der Nähe des Campus. In der Folgezeit aber entschied sie sich, in Observatory zu leben, um den Konservatismus und die Abgeschlossenheit der Afrikaans-Kultur ihrer Erziehung herauszufordern. Die Assoziation Observatorys mit Diversität in Vergangenheit und Gegenwart wird von ihr als ein guter sozialer und geographischer Standpunkt ge-

sehen, von dem aus sie neue Identitäten entwickeln kann – jenseits des Privilegs und der historischen Last Weißer Familien und Communities. Anette hofft, dass sie durch das „Jenseits-Sein“ von Observatory jenseits ihrer eigenen Teilhaberschaft im Weißsein kommt (Holland 2012).

Observatory ist für sie aber auch oft ein Ort des Unbehagens – beinahe täglich –, wenn der Unterschied des Viertels als Überfall auf die Sinne erlebt wird, voller Menschen, lauter Geräusche und Gerüche:

> “It’s like, I think what’s more intimidating about that space is like it’s so loud. You know, people are like screaming. And like someone will be like shouting at each other and like there’s that man like grilling those gross sausages. It’s like always like [Gestures frantically with her hands to show business or chaos]. You’re walking past but you don’t wanna smell them. It’s just a loud space.”

Das hektische Straßenleben in dieser Gegend steht in einem starken Kontrast zur ruhigen, weitläufigen Gegend, in der sie aufgewachsen ist. Besonders detailliert beschreibt sie den Weg zum Bahnhof durch eine geschäftige Durchgangsstraße für Pendler*innen, in der informelle Händler*innen nebeneinanderstehen und Essen, Getränke und Zigaretten verkaufen. Als ich sie frage, warum sie darauf besteht, trotz der Unannehmlichkeiten dort zu leben, sagt sie, dass sie versuche, die Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Weißen Mittelschichtlebens zu vermeiden:

> “I think there’s a sense of-of-of convenience that I’m-I don’t want in my life [pauses] Umm, even though I also do. But there’s a sense of like I really get angry at constantly shielding ourselves, particularly as white people, from everything. Umm…so that’s why we drive nice big cars and that’s why we do all these things and that’s why we never engage with anyone on the street-because we’re just driving big cars and never taking public transport cos it’s more convenient. […] And I’m like, no. This is fucked up. So, there’s a sense of not wanting to-there’s a sense of not wanting to convenience my life so that I end up living in a-actually just reproducing the white, nuclear, pretty like heterosexual …”

Auf diese Weise markiert Observatory eine scharfe Wende, heraus aus ihrer eigenen Geschichte und dem Lebensverlauf, die diese anzudeuten scheint. Für Anette ist Unbehagen Teil von Diversität. Sie erkennt an, dass zur täglichen Konfrontation mit Differenz Unbehagliches und Herausforderndes dazugehört, dass dies aber wiederum Teil ihres Transformationsprozesses ist. Die Zuschreibung zur Sprache des Lebens von Observatory als divers verleiht Anettes Bestrebungen Glaubwürdigkeit, ihre eigenen Ansprüche auf und Investitionen in Diversität wahrzumachen. Das heißt, so wie individuelle Interpretation und persönliche Berichte Diversität als Sprache des Lebens prägen können, genauso kann Diversität als Sprache des

Lebens individuelle Erlebnisse und Identitäten real werden lassen. Zum Zeitpunkt unseres Interviews bereitete sich Anette darauf vor, mit ihrer Partnerin ein Jahr in Europa zu verbringen und äußerte etwas Erleichterung, Observatory verlassen zu können. Anders als Farhana kann sie wählen, wann es an der Zeit ist, weiterzuziehen.

4.3 Rückgewinnungsbewegung: Merles Geschichte

Merle und ihr Partner, die sich beide als *coloured* identifizieren, sind vor acht Jahren nach Observatory gezogen. Sie wollten zusammenziehen und fanden bei ihrer Suche ein bezahlbares, attraktives kleines Haus in Observatory. Sie waren sich dessen bewusst, dass es für *people of colour* schwierig ist, Wohnraum in Weißen Gegenden zu finden, weil Immobilienmakler*innen und Vermieter*innen es bevorzugten, Weiße Mieter*innen zu haben. Das Haus war glücklicherweise Teil einer größeren Anlage, die von einem freundlichen Hausmeister betreut wurde, der auch *coloured* war und der an Merle Gefallen fand. Er wollte sie dabei unterstützen, sie „unterzubringen“, weil er auch wahrnahm, dass „white people get the best places to stay“. Er sprach in ihrem Namen mit dem Makler und Merle und ihr Partner erhielten den Mietvertrag.

Nachdem sie eingezogen waren und in dieser Gegend zum ersten Mal mitten unter Weißen wohnten, bemerkten sie, dass nicht alle sie willkommen hießen. Merle sagt:

> “I’m telling you we had issues there. We had the most horrible next-door neighbour. She would complain about everything and anything we did. […] When someone broke into one of the lady’s houses in the complex, she then said it could be one of our friends because of the people we were bringing there, “undesirables”. […] It was our first time living on our own, away from parents, living next to that kind of white people.”

Dieses Erlebnis kontrastiert mit der dominanten Vorstellung von Observatory als divers und zeigt stattdessen, wie Weiße Bewohner*innen gegen die Nähe von Differenz resistent sein mögen, wie sie von Menschen anderer *race groups* verkörpert wird. Merle weicht jedoch nicht zu stark von Diversität als Sprache des Lebens ab. Sie versichert mir im Interview ihren Optimismus in Bezug auf die Fähigkeit von Menschen, trotz Differenzen miteinander in Observatory klarzukommen. Sie sagt, dass die meisten sehr nett und offen seien. Sie genieße es, unter so vielen verschiedenen Menschen zu leben, und dies sei der Schlüsselfaktor in ihrer Entscheidung gewesen, im Viertel zu bleiben.

Sie sieht diese gegenwärtige Diversität aber nicht als Teil eines makellosen geschichtlichen Verlaufs dieser Grauzone. Sie weist darauf hin, dass auch Observatory den strukturierenden Kräften der Apartheid-Planung unterworfen war. Unter dem Group Areas Act wurden die Familien von Merle und ihrem Partner während der 1960er Jahre aus Observatory zwangsweise umgesiedelt, weil das Gebiet als nur

für Weiße ausgewiesen war. Beide wuchsen in ausgewiesenen *coloured* Townships auf, mit eingeschränkten Ressourcen und wenig Zugang zum Stadtzentrum. Daher ist Observatory für beide gleichzeitig ein Ort der Enteignung ihrer Familien und ein Raum der Diversität in der Gegenwart, an dem sie teilhaben wollen. Ihre Entscheidung, dorthin zu ziehen, war ein Akt der Rückforderung und ein Versuch, an Kosmopolitismus und den Möglichkeiten des städtischen Lebens teilzuhaben. Sie war auch dezidiert politisch – eine repräsentative und tatsächliche Rückkehr aus der städtischen Peripherie ins Zentrum.

Merle ist sich bewusst, dass sich ihre persönliche Erfahrung und Familiengeschichte außerhalb der dominierenden Sprache des Lebens bewegen, gemäß derer Observatory bekanntlich eine Grauzone war, die der Apartheidsegregation entkommen war. Die Enteignung des Eigentums von *people of colour* aus Observatory ist nicht gut dokumentiert worden und ist nicht breit bekannt. Das ist wahrscheinlich so, weil die Räumungen nicht so physisch zerstörend und gewalttätig waren wie die, die an anderen Orten stattfanden, wie etwa in Kapstadts berühmtem District Six, der in den 1970er Jahren von der Regierung dem Erdboden gleichgemacht wurde. Stattdessen scheint es so, dass *people of colour* in Observatory „einfach" vertrieben oder zum Verkauf gezwungen wurden und dass ihre Häuser ausschließlich an Weiße vermietet oder verkauft wurden. Merle erklärt für den Fall ihrer Familie: „They were all renting you must remember, so they were told to go, and they had no claim."

Das hat dazu geführt, dass wenig über diejenigen bekannt ist, die ihr Zuhause in Observatory verloren haben. Die Durchdringung der Diversität als einer Sprache des Lebens, durch die Observatory in Südafrikas Geschichte der Segregation situiert wird, bedeutet, dass die Räumungen kaum wahrgenommen werden und die Marginalisierung und das Trauma der Betroffenen unsichtbar machen. Diejenigen, die durch andere historische Darstellungen andere Räume geltend machen, tragen die Last gegen das zu arbeiten, was bereits etabliert ist. Diejenigen Bewohner*innen, die Observatory außerhalb von Diversität als Sprache des Lebens interpretieren oder erleben, sind weniger erfolgreich, ihre Ansprüche „real" zu machen, weil es marginalen Darstellungen an Glaubwürdigkeit mangelt (Skeggs et al. 2004). Merle ist sich ihrem Mangel an Glaubwürdigkeit bewusst und reflektiert traurig, dass sie sich dauernd dabei ertappt, wie ihr Gefühl gegen die allgemeine Stimmung geht, auch wenn sie oft nichts sage. Sie merkt an: „They [white residents] also like painting the picture that it was always (racially) integrated, but they weren't always integrated. But that's hard to prove."

5 Fazit

Die Berichte der Teilnehmer*innen in diesem Kapitel zeigen auf, wie Observatory in vielfältigen und manchmal konflikthaften Weisen erfahren wird. Nicht alle dieser Interpretation von Observatory sind in die dominante Konstruktion des Viertels

als divers eingeflossen – das heißt, nicht alle werden wirklich gemacht (Skeggs et al. 2004). Die Dominanz von Diversität als Sprache des Lebens überspielt die komplexen Beziehungen, die Menschen mit Räumen haben, und die unterschiedlichen Geschichten, die sie durchdringen. Der Fokus darauf, wie Teilnehmer*innen dazu gekommen sind, in Observatory zu leben, führt dazu, dass einige der rassifizierten und klassenbasierten Elemente dieser Erlebnisse zu Tage treten, die nicht ersichtlich werden, wenn Observatory einfach nur als von vielen unterschiedlichen Arten von Bewohner*innen konstituierter Ort verstanden wird.

Die Verflechtung bestimmter Geschichten, Identitäten und Bewegungen produzieren das wirkliche Observatory als stillstehend, als einen Ort mit einer relativ stabilen Diversität. Diese Anordnung hat das Verständnis des Raums Observatory in zweierlei Hinsicht geprägt: Es hat die Sicht versperrt auf die verschiedenen Wege, wie Privilegien es Menschen ermöglichen, sich in diesen Raum hinein- und wieder aus ihm herauszubewegen; und es hat wiederum auch das Weißsein in diesem Raum naturalisiert.

Im Kontext Südafrikas, vor dem Hintergrund der Geschichte der Weißen Vorherrschaft der Apartheid, schreibt der Diskurs der Diversität den Weißen Bewohner*innen von Observatory ein gewisses Wohlwollen zu. Im Gegensatz zu Bewohner*innen anderer Weißer Gegenden werden sie als viel akzeptierender gegenüber *racial difference* und *mixing* wahrgenommen. Wie in anderen diversen Räumen (Kern 2005) werden Weiße Bewohner*innen dieser Gegend, die in der Apartheid-Epoche Weiß war, einfach als immer rechtmäßig in Observatory „im Ort“ zu sein gesehen – ohne die Intervention durch diskriminierende Gesetze oder räumliche Trennung.

Auf diese Weise zentriert sich die Diversität Observatorys um einen Weißen Kern, der *people of colour* anzieht oder zulässt (Ahmed 2000). Weißsein wird in Observatory als allgegenwärtig angesehen, verbunden mit problemlosem Hin- und Wegziehen. *People of colour* können nicht so leicht umziehen und sie werden immer als ankommend wahrgenommen. Dies ignoriert, wie der stabile Ort der Weißen Bewohner*innen durch die Prekarität und Enteignung anderer *racial groups* produziert wurde. Durch das Untergraben konfligierender historischer Darstellungen wie der Merles ist die historische oder gegenwärtige Enteignung von *people of colour* nicht Teil der dominanten Sprache des Lebens. Obwohl sie durch die physische Präsenz von *people of colour* wie Farhana und Merle konstituiert wird, wird Diversität dann zum Produkt Weißen Wohlwollens, ohne Anerkennung dessen, dass Weiße Bewohner*innen eine zentrale Rolle bei der Enteignung anderer *racial groups* spielten und davon sicherlich profitierten. Das Weiße Wohlwollen und die Gelegenheit, sich mit Differenz zu arrangieren/interagieren, ist, was zum Beispiel Anette in die Gegend zieht, die versucht, ihre konservative Afrikaans-Erziehung abzulegen und das liberale wohlwollende Weißsein in Observatory anzunehmen.

People of colour erleben häufig sozioökonomische Prekarität und Wohnungsnot, was bedeutet, dass sie nicht wählen können, ob sie in Observatory bleiben oder es verlassen wollen. Die Nicht-Zuschreibung zu Diversität als Sprache des Lebens

kann jemanden in Widerspruch zur Gemeinschaft der Bewohner*innen bringen; die Zuschreibung garantiert aber nicht Inklusion. Sowohl Farhana als auch Merle nutzen beispielsweise Diversität als Sprache des Lebens, um ihren Ort in Observatory zu verstehen, Farhana schätzt sich glücklich, in den Schoß der Diversität aufgenommen worden zu sein, während Merle dies angesichts ihres Wissens und ihrer Familiengeschichte der Ausgrenzung als ihr Recht ansieht. Gleichzeitig verfügt Merle trotz einiger anfänglicher Zugangsbarrieren über die klassenbedingten Ressourcen, um ihr Haus zu kaufen und ihr Recht auf einen Verbleib in Observatory durch den Besitz von Eigentum durchzusetzen, während Farhana dies nicht kann.

Der Fokus auf Biografie offenbart, dass die Frage nach der Diversität nicht einfach lautet „Wer ist dort?“, sondern auch „Wie sind sie dorthin gekommen?“ und „Wohin werden sie gehen?“. Diese Fragen verweisen auf die Art und Weise, wie kleine Bewegungen das Viertel und die Konstitution und das Erleben von Diversität in ihm gestalten. Sie zeigen die widersprüchlichen persönlichen und kollektiven Erfahrungen, die durch homogenisierende Darstellungen des Raums verborgen werden, und maßgeblich auch, wie die Lasten geteilter diverser Räume nicht gleichmäßig verteilt werden.

Literatur

Ahmed, Sara (2000): Strange Encounters. Embodied Others in Post-coloniality. London: Routledge.

Ahmed, Sara (2007): The Language of Diversity. In: Ethnic and Racial Studies, 30(2), 235–256.

Arnaut, Karel/Spotti, Max (2015): Super-diversity Discourse. In Tracey, Karen (Hg.): The International Encyclopedia of Language and Social Interaction. London: John Wiley & Sons.

Blokland, Talja (2001): Bricks, Mortar, Memories. Neighbourhood and Networks in Collective Acts of Remembering. In: International Journal of Urban and Regional Research, 25(2), 268–283.

Clandinin, Jean D./Murphy, Shaun M./Huber, Janice/Murray Orr, Anne (2009): Negotiating Narrative Inquiries. Living in a Tension-Filled Midst. In: The Journal of Educational Research, 103(2), 81–90.

De Certeau, Michel (1998[1980]): The Practice of Everyday Life. London: University of California Press.

Deumert, Ana (2018): The Multivocality of Heritage. Moments, Encounters and Mobilities. In: Creese, Angela/Blackledge, Adrian (Hrsg.): The Routledge Handbook of Language and Superdiversity. An Interdisciplinary Perspective. London: Routledge, 149–164.

Hanquinet, Laurie/Savage, Mike/Callier, Louise (2012): Elaborating Bourdieu's Field Analysis in Urban Studies. Cultural Dynamics in Brussels. In: Urban Geography, 33(4), 508–529.

Holland, Sharon P. (2012): The Erotic Life of Racism. Durham: Duke University Press.

Kern, Leslie (2005): In Place and At Home in the City. Connecting Privilege, Safety and Belonging for Women in Toronto. In: Gender, Place and Culture. A Journal of Feminist Geography, 12(3), 357–377.

Latham, Alan (2003): Research, Performance, and Doing Human Geography: Some Reflections on the Diary-photograph, Diary-interview Method. In: Environment and Planning A, 35(11), 1993–2017.

Lees, Loretta (2008): Gentrification and Social Mixing. Towards an Inclusive Urban Renaissance? In: Urban Studies, 45(12), 2449–2470.

Legard, Robin/Keegan, Jill/Ward, Kit (2003): In-depth Interviews. In: Ritchie, Jane/Lewis, Jane (Hrsg.): Qualitative Research Practice. A Guide for Social Science Students and Researchers. London: SAGE, 138–169.

Mbembe, Achille (2001): On the Post-colony. Berkley: University of California Press.

Mohatt, Nathaniel V./Thompson, Azure B./Thai, Nghi D./Tebes, Jacob K. (2014): Historical Trauma as Public Narrative. A Conceptual Review of How History Impacts Present-day Health. In: Social Science & Medicine, 106, 128–136.

Ndhlovu, Finex (2017): A Decolonial Critique of Diaspora Identity Theories and the Notion of Superdiversity. In: Diaspora Studies, 9(1), 28–40.

Oldfield, Sophie (2004): Urban Networks, Community Organising and Race. An Analysis of Racial Integration in a Desegregated South African Neighbourhood. In: Geoforum, 35(2), 189–201.

Parsons, Chris (2015): An Exploration of Observatory. Online: http://www.voicemap.me/tour/cape-town/an-exploration-of-observatory/sites/florence-avenue <24.05.2018>.

Peck, Amiena/Banda, Felix (2014): Observatory's Linguistic Landscape. Semiotic Appropriation and the Reinvention of Space. In: Social Semiotics, 24(5), 37–41.

Pettit, Harry (2018): Hopeful City. Meritocracy and Affect in Global Cairo. In: International Journal of Urban and Regional Research, 42(6), 1048–1063.

Property Wheel (2017): Rawson Developers Launches The Winchester in Observatory. Online: http://www.propertywheel.co.za/2017/02/rawson-developers-launches-the-winchester-in-observatory-ct/ <25.05.2018>

Rogaly, Ben/Qureshi, Kaveri (2013): Diversity, Urban Space and the Right to the Provincial city. In: Identities, 20(4), 423–437.

Skeggs, Beverley/Moran, Leslie/Tyrer, Paul/Binnie, Jon (2004): Queer as Folk. Producing the Real of Urban Space. In: Urban Studies, 41(9), 1839–1856.

Unneberg, Espen (2005): Welcome to the Village. Fear of Crime and the Power of Identity in Observatory. Cape Town: University of Oslo.

Valentine, Gill (2013): Living with Difference: Proximity and Encounter in Urban Life. In: Geography, 98(1), 4–9.

Valentine, Gill/Sporton, Deborah (2009): How Other People See You, It's Like Nothing That's Inside. The Impact of Processes of Disidentification and Disavowal on Young People's Subjectivities. In: Sociology. The Journal Of The British Sociological Association, 43(4), 735–751.

Vertovec, Steven (2007): Super-diversity and Its Implications. In: Ethnic and Racial Studies, 30(6), 1024–1054.

Selbstverwirklichung in der „kreativen Stadt"? Lebensentwürfe von Kreativschaffenden in multikulturellen Nachbarschaften in Berlin und London

Sebastian Juhnke

Abstract: Dieser Beitrag befasst sich auf Grundlage qualitativer Interviews mit der Wechselwirkung zwischen Stadt und Biographie. Seit Floridas (2002) Thesen zur *creative class* werden Kreativschaffende als Ressource der Stadtentwicklung betrachtet, wobei ihre Vorliebe für Toleranz, Offenheit und Vielfalt ebenso wie ihr Streben nach Selbstverwirklichung auf bestimmte städtische Charakteristika angewiesen seien. Städtische Diskurse und Räume wirken, so das Argument dieses Beitrags, auf die (Re)Konstruktion der eigenen Biographie in dem Sinne, dass das Erleben von Vielfalt und ‚Authentizität' sowie die Teilhabe an einem kreativen Milieu als Möglichkeit der persönlichen Weiterentwicklung und Selbstverwirklichung und somit als Wendepunkt der eigenen Biographie gedeutet werden.

Keywords: Diversität, Authentizität, Creative Class, Biographie

Juhnke, S. (2022): Selbstverwirklichung in der „kreativen Stadt"? Lebensentwürfe von Kreativschaffenden in multikulturellen Nachbarschaften in Berlin und London. In: Becker, J./Weidenhaus, G./Witte, N. (Hrsg.): Biographie und Raum. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 97–116. **https://doi.org/10.17875/gup2021-1871**

1 Einleitung

Richard Floridas (2002) Thesen zur *creative class* und der wachsenden wirtschaftlichen Bedeutung der Kreativwirtschaft wurden in vielen Teilen der Welt von Stadtplanung und Politik handlungsleitend aufgegriffen, was einen nachhaltigen Einfluss auf die Entwicklung von Städten genommen hat. Aufgrund ihres kulturellen Geschmacks, angefangen von Kunst und Kultur bis hin zu Freizeitgestaltung und dem Lebensumfeld, den damit verbundenen Wohnort- und Konsumentscheidungen sowie, in Folge, der Ansiedlung von Unternehmen der Wissens- und Kulturproduktion, wird die *creative class* als ökonomische Wachstumschance für Städte betrachtet. Diese ökonomischen und kulturellen Erklärungsansätze für die zunehmende Bedeutung der *creative class* für die Stadt sollen in diesem Beitrag um eine lebensgeschichtliche Perspektive erweitert werden. Das ist für die Betrachtung der *creative class* gewinnbringend, so das Argument dieses Beitrags, da deren Mitglieder Wahl von Wohnort und Arbeitsumfeld nicht nur mit kulturellen Vorlieben und beruflichen Perspektiven, sondern auch eng mit individuellen Lebensentwürfen und der eigenen Biographie verknüpft ist: Bestimmte Nachbarschaftstypen sind innerhalb der *creative class* beliebt, da sie einen Mehrwert für die eigene Lebensgestaltung versprechen.

Um dies herauszuarbeiten wird der Blick auf die arbeits- und lebensweltlichen Vorlieben von Kreativschaffenden gelenkt und darauf, wie diese artikuliert und im Kontext der eigenen Biographie verankert werden. Dabei wird Biographie in Abgrenzung zum Lebenslauf nicht als eine Chronologie von Lebensereignissen mit ‚objektiven Daten' verstanden, sondern als subjektive Darstellung oder Erzählung der Lebensgeschichte (vgl. Lutz/Schiebel/Tuider 2018). In den Interviewdaten, insbesondere in Passagen zur Entscheidung für die jeweilige Nachbarschaft und der Identifikation mit ihr, finden sich wiederholt Bezugnahmen auf frühere Lebensabschnitte und Wohnorte. Deren Betrachtung aus der Perspektive des biographischen Forschungsansatzes heraus erlaubt einen Einblick in die heutigen Deutungsmuster und subjektiven Perspektiven der Interviewpartner*innen (vgl. Rosenthal 2010).

Die vorgestellten Ergebnisse basieren auf qualitativen Interviews aus einem Forschungsprojekt zu Kreativschaffenden in multikulturellen, von Gentrifizierung geprägten Nachbarschaften in London und Berlin und ihrem Erleben und Bewerten von ethnischer und kultureller Vielfalt.[1] Solche Nachbarschaften gehören zwar oft zu den ärmsten Stadtbezirken, sind gleichzeitig aber zunehmend beliebte Wohnorte und Reiseziele für die Mittelschicht, was Gentrifizierungsprozesse zur Folge hat. Neben ethnischen Ökonomien sind sie zunehmend von Räumen der Kreativwirtschaft geprägt, bspw. von Ateliers, Galerien und Bürogemeinschaften. Der

[1] Bei den erhobenen Daten handelt es sich um leitfadengestützte qualitative Interviews und nicht um (biographisch-)narrative Interviews, wie sie für die Biographieforschung vorgeschlagen werden (vgl. Griese 2010; Rosenthal 2010). Das zugrundeliegende Forschungsprojekt war nicht entsprechend der Biographieforschung aufgestellt, dennoch stellt diese einen wertvollen Rahmen für die Betrachtung einzelner Ergebnisse dar.

wachsende ökonomische, kulturelle und diskursive Nutzen von Kreativität wirkt sich jedoch nicht nur auf Städte und Arbeitsmodelle, sondern auch auf das Selbstverständnis der Angehörigen der *creative class* aus:

> „Aber nicht kreativ sein zu wollen, kreative Potenziale bewusst ungenutzt zu lassen, gar nicht erst schöpferisch Neues aus sich hervorzubringen oder zulassen zu wollen, erscheint als ein absurder Wunsch, so wie es zu anderen Zeiten die Absicht gewesen sein mag, nicht moralisch, nicht normal oder nicht autonom zu sein." (Reckwitz 2012: 9)

Dieser Beitrag geht der Frage nach, wie die positiv konnotierten Begriffe Diversität und Kreativität Einzug in die Lebensentwürfe von Kreativschaffenden halten. Es wird dargestellt, welche Art eines städtischen Umfelds Kreativschaffende suchen, um ein ‚kreatives' Selbstverständnis zu realisieren. Dieser Frage liegt ein Interesse an den diskursiven und materiellen Auswirkungen dieser Suche zugrunde. Ziel ist es, die Wechselwirkung von individuellen Biographien und Diskursen über Vielfalt und Kreativität im Kontext städtischen Wandels vertiefend zu diskutieren. Hierfür eignet sich die Perspektive der Biographieforschung, weil sie davon ausgeht, dass gesellschaftliche Modernisierungsprozesse mit Individualisierung und Subjektivierung als neuen Formen von Vergesellschaftung einhergehen und da sie verstehen will, wie gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Diskurse in Biographien aufgegriffen und bearbeitet werden (Lutz/Schiebel/Tuider 2018: 3 f.). Dabei ist sowohl von Interesse, wie sich das Leben in einem bestimmten städtischen Umfeld auf die Deutung der eigenen Biographie auswirkt, als auch, welchen Einfluss biographische Verläufe und die aktive Gestaltung der eigenen Biographie auf Stadt haben. Letzteres kann der Fall sein, wenn die aktive Konstruktion der eigenen Biographie als eine Reaktion auf den Bedeutungsverlust der Normalbiographie verstanden wird, die zunehmend ökonomischen Zwängen unterliegt (Lutz/Schiebel/Tuider 2018). Hier ist die biographische Selbstrepräsentation zu einem Medium von Anerkennungsprozessen geworden, wozu neben ökonomischer Kompensation auch die „aktive Anerkennung von Zugehörigkeit" (Apitzsch 2003: 103) (*belonging*) gehört. Diese Arbeit am Selbst ist auch Teil des von Reckwitz (2012) beschriebenen Kreativitätsdispositivs, welches sich neben der Arbeit auch auf die Lebensführung von Kreativschaffenden bezieht. Zudem vermitteln Kreativschaffende durch ihre Arbeit symbolische Bedeutung (Ley 2003), an welche auch Immobilienwirtschaft und Stadtpolitik im Rahmen von Aufwertungsprozessen anknüpfen (Holm 2010).

Kulturelle Geschmäcker und darauf basierende Entscheidungen sind eng mit der Idee einer ‚kreativen' Persönlichkeit verknüpft und haben soziale, kulturelle, ökonomische und politische Auswirkungen auf Städte und die Menschen, die in ihnen leben, wie bspw. die Gentrifizierung von Stadtvierteln und Verdrängung von ärmeren Anwohner*innen. Dieser Einfluss der *creative class* bzw. Kreativwirtschaft auf die Stadt erschließt sich nicht immer einfach, da sie als ein Beispiel für die neuen projektorientierten Arbeitsformen die Kapitalismuskritik und Symbole der

Gegenkultur der 1960er und 1970er Jahre in sich aufgenommen haben und sich selbst von einer konservativen Mittelschicht abgrenzen (Boltanski/Chiapello 2006), d.h. stark mit Bildern städtischer Vielfalt und Veränderung arbeiten. Zudem sind Kreativschaffende oft selbst von diesen Veränderungen betroffen. Dennoch widmet sich dieser Beitrag bewusst dieser im gesamtstädtischen Kontext wenig marginalisierten Gruppe: den überwiegend weißen und hochgebildeten Angehörigen der Kunst- und Kreativwirtschaft, auch wenn diese aufgrund der zunehmenden Projekthaftigkeit von Arbeitsverhältnissen selbst oft prekär leben (Manske 2016). Die soziologische Betrachtung von nicht per se marginalisierten Personengruppen kann zu einem besseren Verständnis der Marginalisierung anderer Gruppen beitragen, insbesondere wenn marginalisierte Gruppen einen hohen symbolischen Wert für ‚kreative' Mittelschichtsangehörige haben. Dies ist bspw. der Fall, wenn Kreativschaffende in ethnisch gemischten Nachbarschaften leben möchten, den mangelnden Kontakt zu den dortigen Bewohner*innen jedoch durch deren vermeintliche Selbstsegregation erklären, wie es das diesem Beitrag zugrundeliegende Forschungsprojekt belegt hat (vgl. Juhnke 2016).

2 Forschungsstand

Florida (2002) argumentiert, dass in der post-industriellen Gesellschaft nicht länger Menschen Arbeitsplätzen hinterherziehen, sondern dass sich Unternehmen der Wissens- und Kulturproduktion auf der Suche nach geeigneten Arbeitskräften dort ansiedeln, wo die *creative class* leben möchte.[2] Deren Wohnortwahl sei zunehmend von Fragen des Lebensstils und der drei Ts *talent*, *technology* und *tolerance* geprägt und könne regionales ökonomisches Wachstum stimulieren, was ein Grund für den Erfolg von Floridas Thesen bei Stadtpolitiker*innen ist. Neben der wissenschaftlichen Skepsis gegenüber dieser Popularität werden seine Thesen jedoch für die zugrundeliegenden Definitionen, Kriterien und Analysen kritisiert. Fraglich sei bspw. die Annahme, dass es sich bei der *creative class* um eine in ihren Werten und ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitalformen weitgehend homogene Klasse handelt (Catungal/Leslie/Hii 2009). Ein weiterer Kritikpunkt bezieht sich auf die Operationalisierung von ‚Toleranz' als einer Kombination der Anzahl von Haushalten gleichgeschlechtlicher Partner*innen (*Gay Index*), des Anteils der im Ausland geborenen Bevölkerung (*Diversity Index*) und des Anteils von Künstler*innen

[2] Florida unterscheidet bei der *creative class* zwischen 1) einer Kerngruppe aus in Wissenschaft, Architektur, Design, Bildung, Kunst, Musik und Unterhaltung Tätigen, deren ökonomische Funktion in der Schaffung neuer Ideen, Technologien und kreativer Inhalte liegt. 2) Jenen, die nicht kreativ tätig, aber wichtig für die Arbeit ersterer Gruppe sind, bspw. Finanzberater und Anwälte. Und 3) der Gruppe der Bohème, einer weniger ökonomisch als ästhetisch und soziopolitisch relevanten Fraktion, die aufgrund ihrer hedonistischen, ästhetischen und soziopolitischen Einstellungen von Bedeutung für die ersteren Gruppen ist. Ihre Vorliebe für Individualismus und ihr Ablehnen von Konformität, so Florida, beeinflusst den *look and feel* der Orte, die auch von anderen Mitgliedern der *creative class* gesucht werden.

(*Bohemian Index*) innerhalb einer Stadt. Die Existenz von Haushalten mit gleichgeschlechtlichen Partner*innen sagt jedoch noch nichts über deren Akzeptanz aus und auch das Geburtsland gibt nur unzuverlässig Auskunft über Ethnizität (Markusen 2006; Haisch/Klöpper 2015). Auch die Behauptung eines vorteilhaften Effekts einer dort vorhandenen *creative class* auf den ökonomischen Erfolg von Städten ist nicht allgemeingültig (vgl. Krätke 2010).

Peck (2005) wirft Florida zudem einen nihilistischen Blick auf die Beziehung zwischen *creative class* und der Arbeiterschicht vor, da ein Mangel an Kreativität in der Arbeitspraxis letzterer zunehmend niedrige Löhne legitimiere. Derlei soziale Ungleichheiten seien ein Effekt des Selbstverwirklichungsdrangs einer rund um die Uhr nach Unterhaltung suchenden *creative class* (Peck 2005: 756). Dieses Argument einer strukturellen Teilhabe an den Mechanismen der Reproduktion sozialer Ungleichheit ist besonders frappierend, da es im Kontrast zu den mit der *creative class* in Verbindung gebrachten Werten wie Toleranz und Vielfalt steht. Und auch auf institutioneller Ebene gibt es Inkongruenzen, bspw. wenn die Stadtpolitik in der Ansiedlung der Kreativwirtschaft eine Möglichkeit sieht, um Nachbarschaften zu revitalisieren und es dabei versäumt, Probleme wie Gentrifizierung, soziale Ungleichheit, Armut und rassifizierte Exklusionen in den Blick zu nehmen.[3]

Trotz dieser Kritik der *creative class*-Thesen ist die wachsende Bedeutung der Kreativwirtschaft nicht abzustreiten und auch auf personeller Ebene sind Kreativschaffende eine wachsende und einflussreiche Gruppe. Wie bei Gentrifizierer*innen, *neo-bohemians* (Lloyd 2010) oder *social preservationists* (Brown-Saracino 2004) kann auch der Kreativschaffenden Suche nach Authentizität in Verbindung mit ihrer spezifisch soziokulturellen Klassenpositionierung verstanden werden. In diesem Kontext gleicht ein Streben nach Authentizität in der Wahl von Arbeits- und Wohnumfeld der Suche nach einem singulären Ort und einer singulären Zeit abseits von Unsicherheit und kommerzieller Homogenisierung (Zukin 2011). Es kann zudem als Versuch gelesen werden, sich in Zeiten instabiler Klassenbeziehungen und zunehmender Unsicherheit sozialstrukturell zu positionieren. Die dabei stattfindende demonstrative Zurschaustellung von kulturellem Kapital kann als eine Bemühung zur Kompensation einer geringeren Teilhabe an ökonomischem Kapital verstanden werden (May 1996; Butler/Robson 2001). In gentrifizierten Orten führt die Mittelschicht dann einen ‚Krieg an zwei Fronten‘ (Jager 1986), wenn sie sich einerseits gegen den Druck der dominanten Oberschicht verteidigt und andererseits von der Unterschicht abgrenzt. Diese Widersprüchlichkeit und der Kompromisscharakter der neuen Mittelschichtsgruppe kommen in ihren ästhetischen Vorlieben zum Ausdruck. Als oftmals marginalisierter Teil der Mittelschicht werden Künstler*innen zudem dafür wahrgenommen, Bedeutung zu

[3] Für eine Diskussion der Folgen dieser ‚kreativen‘ Stadtpolitiken wie bspw. Gentrifizierung und Verdrängung siehe u.a. Bodirsky (2012); Borén/Young (2013); Evans (2009); Lanz (2013); Peck (2012); Catungal/Leslie/Hii (2009) und Rantisi/Leslie/Christopherson (2006).

schaffen („create meaning, apparently from nothing“, Ley 2003: 2529) und für das Abseitige, Alltägliche und Obsolete einzutreten.

Reckwitz (2012) weist ebenfalls auf die zunehmende Wichtigkeit von Kreativität in der Gesellschaft sowie die Rolle, die Habitus, kulturelles Kapitel und Geschmack dabei haben, hin. Die kreative Subjektposition sei nicht nur durch ihren sozioökonomischen Status und damit verbundene geschmackliche Präferenzen gekennzeichnet, sondern auch durch den starken Wunsch, als kreativ erkannt zu werden. Dabei seien die Auswirkungen, die dieser Kreativitätsdiskurs auf die Stadt habe, bspw. die Aufwertung bestimmter Stadtteile, besonders relevant.

Gehörten Akademiker*innen, Ärzt*innen, Anwält*innen, Ingenieur*innen und weitere Berufe, in denen Menschen eigenverantwortlich arbeiten, noch zu Floridas Definition der *creative class,* sind sie im gegenwärtigen Verständnis der Kunst- und Kreativwirtschaft in der Regel nicht mehr zu finden. Hier stehen Berufe und Tätigkeiten im Vordergrund, die konsumierbare ästhetische Produkte und Dienstleistungen hervorbringen. Dieser Beitrag spricht daher im Folgenden nicht von *creative class*, sondern verwendet den Begriff Kreativschaffende und bezieht sich auf Künstler*innen sowie Personen die in der Kunst-, Kultur- und Kreativwirtschaft bzw. deren Umfeld gestalterisch oder unternehmerisch tätig sind. Dabei repräsentieren sie ihr Arbeits- und Lebensumfeld oft in besonderem Maße und beeinflussen durch ihre Macht zu ästhetisieren (Ley 2003) gesellschaftliche Vorstellungen von Diversität und Ethnizität.[4]

Für die sozialstrukturelle Einordnung von Kreativschaffenden lässt sich für Deutschland und Großbritannien ein Trend erkennen, der deren zunehmende Betonung von Alltagsleben, Freizeit, Konsum und kulturellem Geschmack zusammenfasst. Die deutsche Lebensstil-Forschung identifiziert die Orientierungen Selbst-Ausdruck, Identität und Distinktion bei den Modernen Performern der Oberschicht und oberen Mittelschicht und den Experimentalisten des Hedonistischen Milieus der oberen Mittelschicht (Geißler 2006). Dies deckt sich mit den *new affluent workers* und *emergent service workers* des Great British Class Survey, für welche räumliche Bezugspunkte zur Zurschaustellung ihrer aufstrebenden kulturellen Kapitalformen an Bedeutung gewinnen: „Places and locations become subjects for aesthetic, social and cultural refinement.“ (Savage 2015: 264) Das Lebensumfeld hat für Kreativschaffende also eine besondere Bedeutung und Neukölln und Hackney sind Paradebeispiele für solche Stadträume. Trotz solcher Differenzierungen werden in diesem Beitrag die Sammelbegriffe Arbeiterschicht und Mittelschicht genutzt, welche einer gröberen sozialen Einteilung entsprechen und in der Literatur und von den Interviewpartner*innen selbst genutzt wurden, insbesondere in Großbritannien.[5]

[4] Bspw. wenn „exotische“ Stoffmuster in Modedesign aufgegriffen, Produkte multikultureller Straßenmärkte als Skulpturen inszeniert oder Zeichnungen, Fotografien und Filme vor Ort angefertigt werden und global zirkulieren.

[5] Hier wurden die Begriffe *working class* und *middle class* verwendet.

3 Untersuchungsorte und methodisches Vorgehen

Der Reuterkiez und Dalston sind zwei überregional bekannte, von Migration und Gentrifizierung geprägte Nachbarschaften in Berlin und London, in denen viele Individuen, Unternehmen und Institutionen der Kultur- und Kreativwirtschaft angesiedelt sind.[6] Der Reuterkiez liegt auf einer Fläche von ca. 0,7 km^2 im Berliner Bezirk Neukölln. 2011 lebten hier ca. 19.000 Menschen, die Bevölkerungsentwicklung weist einen Rückgang der ausländischen Bevölkerung und einen Anstieg der Bewohner*innen mit hohen Bildungsabschlüssen auf (vgl. Gude 2011). Aufgrund seiner zentralen Lage und Infrastruktur, seiner multikulturellen Atmosphäre, seines Altbaubestands und günstiger Mieten wurde der Reuterkiez ein Anziehungspunkt für viele junge Menschen. Zwischen 2004 und 2014 stieg die Durchschnittsmiete bei Neuvermietungen um 80 Prozent, die Quadratmeterpreise für Eigentumswohnungen liegen mittlerweile weit über dem Berliner Durchschnitt (Brennberger 2015). Dalston ist ein rund 2,5 km^2 großer Ortsteil im Londoner Bezirk Hackney und ebenfalls durch seine Einwanderungsgeschichte, alte Fabrikgebäude und Gentrifizierungsprozesse gekennzeichnet. Aufgrund einer niedrigeren Bebauung liegt die Einwohner*innenzahl Dalstons mit rund 14.700 trotz einer größeren Fläche unterhalb jener Neuköllns. Die nicht-weiße Bevölkerung macht 44,5 Prozent aus; sowohl die ärmsten als auch die reichsten Bevölkerungsgruppen der britischen Gesellschaft sind in Dalston überproportional stark vertreten.

In beiden Nachbarschaften wird das Straßenbild von türkischen, kurdischen und anderen migrantischen – in Dalston oftmals afrokaribischen – Restaurants und Supermärkten, von Pfandleiher*innen und Wettbüros, *corner shops* bzw. Kiosken, migrantischen Kultureinrichtungen und Internet- und Telefonläden bestimmt. Es gibt mehrmals wöchentlich stattfindende migrantisch geprägte Straßenmärkte, die auch Besucher*innen aus anderen Stadtteilen anlocken. Gleichzeitig nimmt die Zahl ‚hipper' Restaurants und Cafés, Bioläden, Kunstgalerien, Mode- und Second-Hand-Läden, Bars und Nachtclubs sichtbar zu. Die Ateliers, Büros und Co-Working-Spaces der Kunst- und Kreativwirtschaft sind in ehemaligen Ladengeschäften, alten Fabriken und Lagerhäusern zu finden. Seit vielen Jahren berichten Presse und Reiseführer enthusiastisch über den Reuterkiez bzw. Dalston. Für den britischen Guardian sind die unsanierten Altbauten, stilvoll heruntergekommenen Cafés und die Vielzahl an ‚Hipstern' Gründe, um nach Nordneukölln zu ziehen (Dyckhoff 2011), das ‚lebendige und tolerante' Dalston erinnert ihn an das Manhattan der 1990er Jahre (Flynn 2009). Die kulturelle und ethnische Vielfalt beider Untersuchungsorte ist Teil ihrer Attraktivität; Stadtplanung und -politik verstehen diese zusammen mit Kunst und Kultur als Motoren für die Stadtentwicklung (LBH 2013).

[6] Die geografische Eingrenzung der untersuchten Nachbarschaften erfolgte zum einen aus forschungspraktischen Gründen, zum anderen aufgrund der beschriebenen internationalen Bekanntheit beider Orte. Um die diskursive Raumkonstruktion des Reuterkiezes und Dalstons erfassen zu können, liegt diesem Beitrag zudem ein relationales Raumkonzept zugrunde (Löw 2001).

Die Kunst- und Kreativwirtschaft spielt in beiden Städten eine wichtige Rolle: In Berlin gehört jedes fünfte Unternehmen zu dieser Branche; jährliche Subventionen betragen hier 50 Millionen Euro (SenWTF 2014). Auch auf Quartiersebene werden zahlreiche Programme zur Ansiedlung der Kreativwirtschaft gefördert (Bernt/Fritsche 2005). In London gehört jeder achte Arbeitsplatz zu den *creative industries*, rund die Hälfte des Umsatzes der gesamtbritischen Kreativwirtschaft wird hier erzielt (Greater London Authority 2015). Wer hier arbeitet, ist überdurchschnittlich oft gut ausgebildet, weiß und männlich; Menschen mit Migrationshintergrund und aus der Arbeiterschicht sind stark unterrepräsentiert (Department for Digital, Culture, Media & Sport 2016; O'Brien et al. 2016). Innerhalb der Berliner Kreativwirtschaft sieht es ähnlich aus (vgl. Merkel 2011).

4 Ergebnisse der Feldforschung

Die Feldforschung in Berlin und London beinhaltete 48 leitfadengestützte Interviews mit Kunst- und Kreativschaffenden, welche transkribiert und mithilfe einer QDA-Software in Anlehnung an die Grounded-Theory-Methodologie (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2013: 209 ff.) kodiert und ausgewertet wurden. Interviewpartner*innen wurden durch persönliche Ansprache, Internetrecherchen, Aufrufe in sozialen Medien und Suchaushänge in Cafés rekrutiert. Zu ihnen gehören freie Künstler*innen und Menschen, die in der Kultur- und Kreativwirtschaft arbeiten, bspw. in den Bereichen Design, Film und Fotografie, Mode, Literatur, Werbung und Architektur. Darüber hinaus wurden Personen interviewt, die wichtige Rollen in den kreativen Szenen der Untersuchungsorte einnehmen, bspw. Betreiber*innen von Geschäften, Cafés, Nachtclubs und Co-Working Spaces. Neben den Arbeitsplätzen der Kunst- und Kreativschaffenden sind diese Orte wichtige Treffpunkte und prägend für das kreative Image der Nachbarschaften. Die Interviewpartner*innen waren zum Großteil weiße Mittelschichtsangehörige von Anfang 20 bis Mitte 40, in London überwiegend britischer, in Berlin zu gleichen Teilen deutscher und nichtdeutscher Nationalität. Nur drei Interviewpartner*innen sind in den Untersuchungsorten geboren und aufgewachsen, alle anderen im jungen Erwachsenenalter aus anderen Stadt- oder Landesteilen bzw. dem Ausland zugezogen. Zum Interviewzeitpunkt lebten sie im Durchschnitt seit vier Jahren vor Ort. Fast alle Gesprächspartner*innen interessierten sich für die vergleichenden Aspekte des Forschungsprojektes da sie den jeweils anderen Untersuchungsort aus Berichten oder von eigenen Reisen kannten; zudem haben zwei der Interviewpartner*innen im Reuterkiez zuvor selbst in Dalston gelebt.

In den Beschreibungen ihrer Nachbarschaften nennen die Kreativschaffenden in Berlin und London Ortseigenschaften, die sich mit den Thesen zur *creative class* decken (vgl. Markusen 2006). Dazu gehören günstige Mieten, die zentrale Lage und gute Infrastruktur, bestehende soziale Kontakte und die Konzentration der Kreativwirtschaft. Auch weniger greifbare Eigenschaften wie „lebendig", „auf-

regend", ja sogar „schmutzig" wurden – mit positiver Konnotation – genannt. Als Beispiele wurden die lokalen Gastroszenen, ethnische und kulturelle Vielfalt, das Nachtleben sowie die zeitliche und soziale Vermischung von Privatem und Beruflichem genannt, kurzum das, was laut Butler (2002) für den *metropolitan habitus* von Bedeutung ist. Gesprächspartner*innen aus dem Kunstfeld grenzten sich oftmals von als ‚nicht-kreativ' wahrgenommenen Berufsgruppen, bspw. aus der Werbung oder Informationstechnologie ab. Diese wurden im Gegensatz zum eigenen künstlerischen Ethos als überwiegend unternehmerisch motiviert wahrgenommen. Ihnen wurde ein späterer Zuzug in die Nachbarschaft, ein höheres Einkommen und grundlegend andere Verhaltensweisen unterstellt; alles Gründe, um sie in Abgrenzung zu sich selbst als Gentrifizierer zu beschreiben.

In Bestätigung der Beschreibung von Reckwitz (2012), dass sich das Kreativitätsdispositiv nicht nur auf berufliche Praxis, sondern auch auf Lebensführung bezieht, wurden die Untersuchungsorte durchgängig als inspirierend für Arbeit und Privatleben beschrieben. Auf Märkten, in Geschäften und Restaurants anderer Musik, anderen Sprachen, Gerüchen und visuellen Eindrücken ausgesetzt zu sein, erlaube es, die eigene Kultur, ‚Gegebenes' zu hinterfragen und wird als permanentes Moment der Inspiration beschrieben. Dies jedoch nur bis zu einem gewissen Grad: Denn die Verschiedenheit von Menschen wird als ebenso wichtig beschrieben wie die Anwesenheit von Peers – es ist somit offenbar der ‚richtige Mix', der Orte wie den Reuterkiez und Dalston interessant macht und zu verstehen hilft, warum sich Kreativschaffende weniger oft in anderen, günstige(re)n multikulturellen Nachbarschaften niederlassen. Diese werden als uninspirierend beschrieben, man könne dort nicht „man selbst" sein. Es lassen sich insbesondere zwei Narrative über die Bedeutung des Reuterkiezes und Dalstons für ein Selbstverständnis als kreativ herausarbeiten und zwar bezüglich der Bedeutung von (1) Authentizität und ‚Gewöhnlichem' sowie bezüglich der Rolle der Nachbarschaften als (2) Freiraum für einen kreativen Lebensstil und zur Selbstverwirklichung.[7]

4.1 Authentizität und das ‚Gewöhnliche'

Studien zu Gentrifizierung weisen auf die Suche der Mittelschicht nach Authentizität hin (bspw. Zukin 2011). Die Beschreibung „authentisch" wird auch von den Interviewpartner*innen häufig verwendet. Oftmals wird die Bedeutung von Authentizität dabei als die Suche nach etwas Ursprünglichem, Unverfälschtem, Rohem, Gewöhnlichem, ja sogar Hässlichem artikuliert. So beschreibt bspw. ein Londoner Künstler, weiß, Anfang 20, aus wohlhabendem Elternhaus, dass er und seine Kolleg*innen die Nähe zu Angehörigen der Arbeiterschicht suchten, da diese *nicht* aus der Kunstwelt kämen, sondern „ganz gewöhnlichen" Berufen nachgingen. Dass viele Menschen in diesen Nachbarschaften auf soziale Transferleistungen angewie-

[7] Es bleibt zu berücksichtigen, dass Authentizität, Kreativität und Diversität zu allgegenwärtigen Schlagworten geworden sind, die von Interviewpartner*innen möglicherweise zu einem gewissen Grad unhinterfragt aufgegriffen und reproduziert werden.

sen sind, dass auf der Straße Türkisch oder Arabisch gesprochen wird, sind weitere Beispiele für das ‚Gewöhnliche', welches im Wohnumfeld geschätzt wird. Künstler*innen hielten gezielt nach ‚Hässlichem' Ausschau, so mein Gesprächspartner, und suchten Inspiration an Orten, an denen andere Menschen vorbeischauten. So ziehen in beiden Nachbarschaften Kunstfestivals ihre Besucher*innen nicht nur in Kunstgalerien, sondern auch in temporäre, ‚gewöhnliche' oder gar ‚hässliche' und somit vermeintlich authentische Orte wie Shisha-Bars, Waschsalons oder Dönerläden, die durch die Umfunktionierung zu Ausstellungsflächen ästhetisch angeeignet werden.

Diese Konstruktion von Hässlichkeit und Gewöhnlichkeit im Kontext der Suche nach Authentizität funktioniert hier als eine doppelte Abgrenzung: gegenüber einer Arbeiterschichtkultur, die implizit mit ‚Gewöhnlichkeit' und ‚Hässlichkeit' assoziiert wird, sowie gegenüber konservativen Werten, für welche ‚Gewöhnlichkeit' und ‚Hässlichkeit' kein Versprechen von Authentizität tragen (vgl. Jager 1986). Solch eine Demonstration kulturellen Kapitals durch die Identifikation und Wertschätzung von Authentizität legt zudem nahe, dass die Träger*innen dieses Urteils am besten wüssten, wie mit dieser Authentizität umzugehen sei (Zukin 2011).

4.2 Freiraum für einen kreativen Lebensstil und zur Selbstverwirklichung

Wessendorf schildert, wie die weiße Mittelschicht das Leben im diversen Hackney als einen „sense of freedom" (2014: 59) beschreibt. Die hier interviewten Kreativschaffenden beschrieben auf ähnliche Weise einen „Freiraum" für ihren kreativen Lebensstil und für „persönliches Wachstum". Die örtlichen Kreativszenen böten eine Fülle an Arbeitsplätzen, möglichen Projekten und Angeboten zur Freizeitgestaltung. Auch die Möglichkeit, eigene Produkte aus Mode, Kunst oder Design in der Nachbarschaft zu verkaufen, macht für sie einen großen Reiz dieser Orte aus. Dieser an den Untersuchungsorten erlebte Freiraum wurde von Gesprächspartner*innen in Kontrast zu anderen Orten gesetzt und bspw. als das Gefühl beschrieben, innerhalb ihrer diversen und kreativen Nachbarschaft – im Vergleich zu anderen Stadtteilen – „frei durchatmen" zu können. Eine den migrantischen Bewohner*innen Neuköllns zugeschriebene „Gleichgültigkeit" gegenüber dem eigenen Lebensstil – im Vergleich zu einem höheren Grad sozialer Kontrolle in ‚deutschen' Nachbarschaften – sei ein weiteres Beispiel dafür. Dieser Freiraum wurde außerdem als Gelegenheitsraum für persönliches Wachstum, Selbsterkenntnis und -verbesserung sowie Reflektion beschrieben. Multikulturelle und ‚kreative' Nachbarschaften böten einen „Freiraum für den Geist", der es erlaube, aufgeschlossen zu bleiben. So berichtet bspw. eine Berliner Grafikdesignerin, weiß, Mitte 30, dass sie sich in anderen Berliner Bezirken weniger wohl fühle als in Neukölln:

> „Weil ich irgendwie einfach das Gefühl hab, man hat hier den Kopf freier. Also auch wenn ich hier spazieren geh, komm ich halt besser runter oder […] seh halt irgendwas, was mich wieder in meine Richtung bringt."

Die Nachbarschaften wurden wiederholt als „fruchtbarer Boden" für kreative Arbeit und eine kreative Persönlichkeit beschrieben. Dabei komme ihr multikultureller Charakter selbst dann zum Tragen, so ein amerikanischer Künstler in Neukölln, weiß, Ende 20, wenn es keinen direkten Kontakt zu türkisch- oder arabischstämmigen Menschen gebe, was zumeist der Fall sei. Allein dieser Vielfalt und Verschiedenheit ausgesetzt zu sein, wirke sich positiv auf die eigene Subjektivität aus:

> "I mean, maybe it makes you feel more free to go beyond the limits of your own culture or the own boundaries that you feel might have been imposed on you by your own culture. And so, in a multicultural neighbourhood you can sort of express yourself in more ways than you were maybe taught or imagined you could before. Maybe that's part of the creative influence."

Die ethnische, kulturelle und soziale Vielfalt der Stadtviertel wird aufgrund der ihr zugeschriebenen „Authentizität" als ein Vehikel zur Erfüllung eigener (kreativer) Lebensideale und zur Reflektion der eigenen Kultur beschrieben. Dabei dient die Suche nach Vielfalt und kreativen Räumen auch der Abgrenzung von ‚nicht-kreativen' Stadtviertelbewohner*innen sowie der Distinktion von sozialen bzw. räumlichen Herkunftsmilieus, wie die folgenden Fallbeispiele illustrieren.

5 Fallbeispiele

5.1 „You weren't gonna get people from where I'm from"

Gareth, ein weißer Brite, Ende 20, kommt aus einem Arbeitervorort von London.[8] Bis zum Ende seines Studiums pendelte er in die Hauptstadt. Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs lebt er seit rund vier Jahren in Hackney, wo er nach einer Reihe von „bad jobs" in der Werbung nun als Social-Media-Berater tätig ist. Der Umzug dorthin bot ihm die Gelegenheit, sein Arbeiterschichtumfeld hinter sich zu lassen:

> "The people I meet in Hackney generally are people who share a lot of similar values to me. They're attracted to Hackney, originally, like me, because it wasn't a mainstream place, you know. You weren't gonna get people from where I'm from, you know, or people from Essex coming here and shouting and puking up everywhere and fight. […] Everyone is very much unlike that. […] We're all interested in arts, we're interested in culture, we're interested in music, we're interested in society."

Wie der Mehrheit der Interviewpartner*innen ist es Gareth wichtig, in einem Umfeld mit ihm ähnlichen Menschen zu leben. In seiner Beschreibung einer erstrebenswerten, von distinktiven Formen kulturellen Konsums und politischem Bewusst-

[8] Aus Gründen der Anonymität wurden Namen und weitere persönliche Angaben verändert.

sein gekennzeichneten Lebensweise wird die Abgrenzung zu seinem Herkunftsmilieu und die Suche nach einem Raum, der es ihm erlaubt, diese Lebensweise umzusetzen, besonders deutlich:

> "I think it was more coming somewhere where I thought I fitted in […] I think I was very much attracted to the social aspects of the location […] I think once I moved there, I started to like the fact that it was quite multicultural."

Gareth stellt aufgrund seiner sozialen Herkunft eine Ausnahme innerhalb der stark mittelschichtsgeprägten Londoner Kreativwirtschaft dar. Dennoch hilft sein Fall, den Zusammenhang von kreativer Arbeit und der Anziehungskraft bestimmter städtischer Räume zu verstehen. Während sich die meisten Gesprächspartner*innen von einem eher konservativen Mittelschichtsmilieu abgrenzten (horizontale soziale Mobilität), handelt seine Erzählung von einem sozialen Aufstieg durch Bildung (vertikale soziale Mobilität). Für ihn spielt die Präsenz von „gewöhnlichen" Leuten und Diversität eine untergeordnete Rolle, sie wurde erst mit der Zeit ein wichtiger Pfeiler seines räumlichen Zugehörigkeitsgefühls. Somit veranschaulicht dieses Fallbeispiel, dass die von Florida und anderen beschriebene Vorliebe der *creative class* für kulturell vielfältige Wohnorte nicht zwingend Bedingung *für*, sondern auch Resultat *von* Wohnortentscheidungen sein kann, die eher biographisch begründet sind. Hier wirkt sich nicht (nur) die individuelle Biographie auf vielfältige und ‚kreative' Stadträume aus, sondern diese Räume samt ihrer Bewohner*innen und Symbole sind von Bedeutung für die aktive Gestaltung des eigenen Lebensstils und haben Teil an der (Re)Konstruktion der eigenen Biographie. Im zweiten Fallbeispiel steht ebenfalls eine Kombination aus sozialer und räumlicher Mobilität im Vordergrund.

5.2 „Ich hab […] mir hier mein Heimat-Gefühl sowas von eingerichtet"

Andreas Engagement in ihrer Neuköllner Nachbarschaft wirkt sich im Vergleich zum ersten Fallbeispiel deutlich auf das Straßenbild aus. Die Designerin, eine weiße Deutsche Anfang 40, lebt zum Zeitpunkt unseres Gespräches seit rund 15 Jahren in Neukölln, sie zog dorthin, als der Bezirk aufgrund von Gewalt und Armut noch als „No-Go-Area" galt und die Mieten günstig waren – „der Klassiker", wie sie ironisch anmerkt. Auch sie lernte die kulturelle Vielfalt ihres Bezirks erst mit den Jahren zu schätzen; heute sei sie ihr sehr wichtig. Als Designerin hat Andrea einen sehr sichtbaren Anteil am Wandel ihrer Nachbarschaft; in den vergangenen Jahren habe sie die Ästhetik vieler Geschäfte, Büros, Cafés und Bars mitgeprägt. Dieser Rolle ist sie sich durchaus bewusst:

> „Ich hab das Potential im Quartier gesehen […] und hab da auch meine Arbeit gesehen. Und das hab ich ja dann auch draus gemacht. Das war dann auch ein großes Glück […], weil für mich Leben und Arbeiten wirklich so

> dicht zusammenhängt, wie ich das hier dann auch umsetzen konnte, das war super.“

Auch sah sie sich schon häufiger mit dem Vorwurf konfrontiert, den Wandel ihrer Nachbarschaft mitangestoßen zu haben:

> „Ich hab ja auch ne Menge dazu beigetragen. […]. Ich hab mir, ganz ehrlich, ganz egoistisch, mein Stück Stadt genau so geschaffen, wie ich mir das immer gewünscht hab.“

Hier zeigt sich Andrea ihrer eigenen Rolle im Gentrifizierungsprozess bewusst, ohne diese zu problematisieren. Vielmehr beschreibt sie, wie ihr ein lebendiges, multikulturelles Umfeld dabei hilft, ihre Vorstellungen eines guten Lebens zu realisieren. Solche *place-making*-Strategien (Benson/Jackson 2013) können auch im Kontext ihres Aufwachsens außerhalb Berlins betrachtet werden:

> „Ich bin in einem winzig kleinen Dorf aufgewachsen, meine Eltern waren so ungefähr die einzigen in dem Dorf, die studiert haben. Das heißt, ich hab von dem Bildungshintergrund her mit den Nachbarn im Dorf wesentlich weniger geteilt als mit meinen Nachbarn hier. Und ich hab einfach hier im direkten Umfeld […] richtig viel Freundeskreis. Teilweise auch ehemalige Mitbewohner aus'm Studium, wo ich gesagt hab ‚Mensch, zieh doch bei mir um die Ecke, da sind die Mieten günstig.‘ Und das heißt, ich hab so im Laufe dieser letzten […] Jahre mir hier mein Heimat-Gefühl sowas von eingerichtet. Ich fühl mich hier schweinewohl.“

Diese Strategien – die Zusammenarbeit mit Unternehmer*innen in der Nachbarschaft, die Ansiedlung eines Freundeskreises, die bewusste Schaffung von „Heimat“ – können im Kontext ihrer Kindheit im Dorf betrachtet werden. Andrea blickt mit der Erfahrung ihres Lebens in der Großstadt auf den ländlichen Kontext ihres Aufwachsens und hebt dabei die Rolle von familiärer und eigener Bildung für ein „Heimat-Gefühl“ hervor. Aus dieser Perspektive können die aktive Mitgestaltung von Nachbarschaft und die Wertschätzung eines von Diversität und Kreativität geprägten urbanen Lebensstils auch als eine Umsetzung von Formen kulturellen Kapitals gelesen werden, die im Kontext ihres Aufwachsens außerhalb Berlins anscheinend weniger zum Einsatz kommen konnten.

Beide Fallbeispiele helfen zu verstehen, wie die Vorliebe von Kreativschaffenden für ‚kreative‘ und ethnisch vielfältige Nachbarschaften nicht nur im Kontext (neuer) gesellschaftlicher Diskurse/Dispositive und, damit verknüpft, beruflicher und lebensstilbezogener Ambitionen, sondern auch unter Einbeziehung biographischer Erfahrungen des Aufwachsens betrachtet werden kann. Für Gareth und Andrea stehen Dalston und der Reuterkiez im Kontrast zu weniger städtischen und weniger heterogenen Herkunftskontexten. Dabei darf nicht unberücksichtigt bleiben,

dass das aktuelle Erleben den Blick auf die eigene Biographie immer beeinflusst, d.h. die Lebenserfahrung in diesen Nachbarschaften die Deutung der eigenen Vergangenheit färbt. Rosenthal hat darauf hingewiesen, dass „sowohl die gegenwärtige lebensgeschichtliche Konstellation, die in der Gegenwart wirkmächtigen Diskurse als auch die gegenwärtige Interaktionssituation […] den Rückblick auf die Vergangenheit, den Erinnerungsprozess, die vorstellig werdenden Erinnerungen und deren Ausdrucksformen in der Kommunikation“ konstituieren (Rosenthal 2010: 197). Als lebensgeschichtliche Konstellation sind hier u.a. die vertikalen und horizontalen Formen sozialer Mobilität zu begreifen, der wirkmächtige Diskurs ist jener der kreativen Lebensführung (vgl. Reckwitz 2012). Und auch der Effekt der Interaktionssituation ist nicht zu vernachlässigen, fühlten sich doch neben Gareth und Andrea auch fast alle anderen Interviewpartner*innen durch die Ansprache als Kreative anscheinend geschmeichelt und (an)erkannt.[9]

6 Diskussion

Dieser Beitrag hat sich auf Grundlage von Interviews mit Kreativschaffenden in multikulturellen und im Gentrifizierungsprozess befindenden Nachbarschaften in London und Berlin mit der Wechselwirkung ihrer Lebensvorstellungen und ihrer Erwartungen an ihr räumliches Umfeld befasst. Es wurde gezeigt, dass Narrative über Authentizität und ‚Gewöhnlichkeit‘ der Abgrenzung von anderen Mittelschichtsangehörigen dienen und die ethnisch gemischten Nachbarschaften als Rückzugsort von einer „zu deutschen“ oder – in Großbritannien – „zu weißen“ Mehrheitsgesellschaft beschrieben werden. Der Reuterkiez und Dalston werden aufgrund ihres diversen Charakters als stimulierend für kreative Arbeit und Lebensführung sowie als Gelegenheitsraum zur Selbstverwirklichung beschrieben. Die unterschiedlich gelagerten Fallbeispiele (männlich, Arbeiterschicht, London sowie weiblich, Mittelschicht, Berlin) zeigen, dass die Bezugnahme auf individuelle Biographien zu einem vertieften Verständnis der Beliebtheit multikultureller Nachbarschaften bei Kreativschaffenden beitragen und somit Floridas starres Erklärungsmodell der *creative class* auflockern kann. Die Fallbeispiele zeigen außerdem, wie bedeutsam persönliche Lebensverläufe für das Verständnis von Wohnortwahl und *place-making*-Strategien der Kreativschaffenden sind. Dabei wurde deutlich, dass die Diversität von Nachbarschaften nicht immer ursächlich für die Wohnortwahl ist, mit der Zeit jedoch zu einem wichtigen Eckpfeiler des Zugehörigkeitsgefühls (*belonging*) werden kann.

Als zentrales Ergebnis dieses Beitrags lässt sich festhalten, dass das Einbeziehen individueller Biographien – also Verweise der Kreativschaffenden auf ihre subjektiv konstruierte Lebensgeschichte – für das Verständnis der Vorliebe für ‚kreative‘

[9] Dies zeigte sich bspw. an einer hohen Teilnahmebereitschaft, der häufigen Bezugnahme auf die eigene kreative Arbeit und in persönlichen Reaktionen.

und ethnisch vielfältige Stadtviertel einen Mehrwert gegenüber jenen Perspektiven bietet, die allein Fragen der Ökonomie und des kulturellen Geschmacks in den Mittelpunkt ihrer Analyse stellen. Denn die bei den in der Regel zugezogenen Kreativschaffenden populären Nachbarschaften erlauben es nicht nur, Erwerbsarbeit zu finden und Konsumpräferenzen nachzugehen, sondern auch, das Kreativitätsdispositiv aktiv auszuleben. Diese Selbstverwirklichung wird oftmals im Kontext der eigenen Biographie verortet: das Leben und Arbeiten in einem ‚kreativen‘, diversen und ‚authentischen‘ oder ‚gewöhnlichen‘ Umfeld wird mit sozialen und geographischen Orten kontrastiert, an denen ein ‚kreatives Selbst‘ anscheinend nicht realisiert werden konnte. Hier wird die Wechselwirkung zwischen Stadt und Biographie deutlich: Bestimmte städtische Diskurse und Räume wirken auf die (Re)Konstruktion der eigenen Biographie in dem Sinne, dass das Erleben von Vielfalt und ‚Authentizität‘ sowie die Teilhabe an einem kreativen Milieu als Möglichkeit der persönlichen Weiterentwicklung und Selbstverwirklichung und somit als Wendepunkt der eigenen Biographie gedeutet werden.[10] Gleichzeitig haben Biographie und Lebensvorstellungen einen Effekt auf den Stadtraum, wenn die bewusste Abgrenzung von sozialen und geografischen Herkunftskontexten die aktive Gestaltung und „kreative Aneignung“ von ethnisch gemischten und sozial marginalisierten Nachbarschaften motiviert.[11]

Dieser Beitrag hat deutlich gemacht, wie eng und teilweise selektiv die Selbstverwirklichung und Arbeitspraxis von Kreativschaffenden mit der Ortsidentität ihrer Nachbarschaften verbunden sind. Positionen zu ortspezifischen Fragen wie kultureller Vielfalt und Gentrifizierung erweisen sich dabei oftmals als ambivalent. Ein gelegentlicher Mangel an Sensitivität gegenüber Fragen sozialer Ungleichheit und wie diese sich in unterschiedlichen Formen von Nachbarschaftsnutzung und -Mitgestaltung widerspiegeln, erlaubt es Kreativschaffenden, ethnisch vielfältige Orte für die eigene Persönlichkeitsgestaltung und kreative Arbeit zu mobilisieren, ohne selbst repräsentativ für diese Vielfalt zu sein. Parallel zur Wertschätzung von ‚Hässlichem‘ wird Raum im Reuterkiez und in Dalston als mangelhaft und dysfunktional, als sein ‚Potential‘ nicht erfüllend betrachtet. Dieser Blick überträgt sich zum Teil auch auf die marginalisierten Bewohner*innen der Nachbarschaften, die für Kreativschaffende einen distinktiven und ästhetischen Mehrwert haben. Auch ist die Sehnsucht nach einem ‚kreativen‘ und diversen Umfeld mitunter selektiv in

[10] Diese Erfahrungen könnten auch eine Reinterpretation der eigenen Vergangenheit auf Grundlage neuer gesellschaftlicher Entwicklungen, neuer sozialer Diskurse und biographischer Wendepunkte darstellen; Rosenthal (2010: 206) verweist hier auf den Begriff „Interpretationspunkt“. Mit anderen Worten: Das Empfinden eines früheren sozialen Lebensumfelds als zu ungebildet, zu unkreativ und uninspirierend, zu weiß und homogen usw. könnte erst im Prozess des Erinnerns/Erzählens auftreten, jedoch nicht früher so erlebt worden sein. Hierüber können auf Grundlage der vorliegenden Daten jedoch keine zuverlässigen Aussagen getroffen werden (vgl. Fußnote 1).

[11] Hierbei ist zu beachten, dass Kreativschaffende zwar eine größere Ausstattung an ökonomischem und kulturellem Kapital haben als viele Bewohner*innen dieser Nachbarschaften, aber nicht per se für Gentrifizierung und Verdrängung verantwortlich gemacht werden können (vgl. Holm 2010).

ihrer Definition davon, wer zu ‚kultureller Vielfalt' gehört und wer nicht.[12] Die gesamtgesellschaftlich positive Konnotation von Kreativität verschleiert somit, dass der raumbezogene kulturelle Geschmack von Kreativschaffenden im Zusammenhang mit der Reproduktion von mitunter rassifizierten Stereotypen (bspw. in Darstellungen) und sozialer Ungleichheit (bspw. durch räumliche Verdrängung) stehen kann. Der Wunsch, sich ‚gewöhnlichen' Stadtraum im Rahmen der eigenen Selbstverwirklichung „kreativ anzueignen", macht das Machtgefälle zwischen alteingesessenen Bewohner*innen und neuhinzugezogenen Kreativschaffenden sowie die Verbindung von Biographie und Stadt besonders deutlich. Hier sind *place-making strategies* (Benson/Jackson 2013) vor allem *self-making strategies*.

Die Sehnsucht der Kreativschaffenden nach einem authentischen, gewöhnlichen, diversen aber auch kreativen Arbeits- und Lebensumfeld ist eng mit ihren individuellen Lebensentwürfen und Biographien verbunden, da das Leben in einer ‚hippen' multikulturellen Nachbarschaft stets in Bezug zu anderen Lebensphasen und -orten gesetzt wird. Bei Kreativschaffenden handelt es sich um eine demografische Gruppe, welche permanent am eigenen Lebensstil arbeitet. Ihre Suche nach Authentizität bezieht sich nicht nur auf bestimmte Personen, Objekte oder Erfahrungen, sondern darauf, wofür diese stehen. So ist die Wertschätzung von Diversität nicht (nur) eine normative, von Chancengleichheit und Toleranz gekennzeichnete Normalität, sondern wird stets als eine Gelegenheit beschrieben, um Authentizität zu erleben, dazuzulernen und sich weiterzuentwickeln – und somit den marktförmigen Anforderungen an das Kreativitätsdispositiv zu entsprechen.

Literatur

Apitzsch, Ursula (2003): Biographieforschung. In: Orth, Barbara/Schwietring, Thomas/Weiß, Johannes (Hrsg.): Soziologische Forschung. Stand und Perspektiven. Ein Handbuch. Opladen: Leske + Budrich, 95–110.

Benson, Michaela/Jackson, Emma (2013): Place-making and Place Maintenance. Performativity, Place and Belonging Among the Middle Classes. In: Sociology, 47(4), 793–809.

Bernt, Matthias/Fritsche, Miriam (2005): Von Programmen zu Projekten. Die ambivalenten Innovationen des Quartiersmanagements. In: Greiffenhagen, Sylvia/Neller, Katja (Hrsg.): Praxis ohne Theorie? Wissenschaftliche Diskurse zum Bund-Länder-Programm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die Soziale Stadt". Wiesbaden: VS Verlag, 202–218.

[12] Bezüglich dieser Frage zeigte sich eine Bandbreite von Ansichten, bspw. dass „türkische Herrencafés" unbedingt zur Nachbarschaft gehören, auch wenn sie nicht selbst genutzt werden, oder die Ansicht, dass die türkisch- und arabischstämmigen Bewohner*innen Neuköllns eine Monokultur verkörperten und es Zugezogene aus verschiedenen westlichen Ländern seien, die heute den multikulturellen Charakter der Nachbarschaft ausmachten (vgl. Juhnke 2016).

Bodirsky, Katharina (2012): Culture for Competitiveness. Valuing Diversity in EU-Europe and the 'Creative City' of Berlin. In: International Journal of Cultural Policy, 18(4), 455–473.

Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2006): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: Herbert von Halem Verlag.

Borén, Thomas/Young, Craig (2013): Getting Creative With the 'Creative City'? Towards New Perspectives on Creativity in Urban Policy. In: International Journal of Urban and Regional Research, 37(5), 1799–1815.

Brennberger, Iris (2015): Milieuschutz in Berlin-Neukölln. Mieten im Reuterkiez um 80 Prozent gestiegen. In: Berliner Zeitung, 05.10.2015. Online: http://www.berliner-zeitung.de/berlin/milieuschutz-in-berlin-neukoelln-mieten-im-reuterkiez-um-80-prozent-gestiegen-22697734 <15.08.2016>.

Brown-Saracino, Japonica (2004): Social Preservationists and the Quest for Authentic Community. In: City & Community, 3(2), 135–156.

Butler, Tim/Robson, Garry (2001): Social Capital, Gentrification and Neighbourhood Change in London. A Comparison of Three South London Neighbourhoods. In: Urban Studies, 38(12), 2145–2162.

Butler, Tim (2002): Thinking Global but Acting Local. The Middle Classes in the City. In: Sociological Research Online, 7(3). Online: http://www.socresonline.org.uk/7/3/butler.html <30.07.2016>.

Catungal, John P./Leslie, Deborah/Hii, Yvonne (2009): Geographies of Displacement in the Creative City. The Case of Liberty Village, Toronto. In: Urban Studies, 46(5–6), 1095–1114.

Department for Digital, Culture, Media & Sport (2016): Creative Industries: 2016 Focus on. Online: http://www.gov.uk/government/statistics/creative-industries-2016-focus-on <23.06.2016>.

Dyckhoff, Tom (2011): Let's Move to Kreuzkölln, Berlin. In: The Guardian, 19.03.2011. Online: http://www.guardian.co.uk/money/2011/mar/19/move-to-kreuzkolln-berlin <07.05.2013>.

Evans, Graeme (2009): Creative Cities, Creative Spaces and Urban Policy. In: Urban Studies, 46(5-6), 1003–1040.

Florida, Richard (2002): The Rise of the Creative Class. New York: Basic Books.

Flynn, Paul (2009): Welcome to Dalston. Now the Coolest Place in Britain. In: The Guardian, 27.04.2009. Online: http://www.theguardian.com/uk/2009/apr/27/dalston-cool-london-suburb <01.10.2014>.

Geißler, Rainer (2006): Die Sozialstruktur Deutschlands. Wiesbaden: VS Verlag.

Greater London Authority (2015): The Creative Industries in London. Online: http://www.london.gov.uk/sites/default/files/creative-industries-in-london.pdf <24.09.2016>.

Griese, Birgit (2010): Einleitung. In: Griese, Birgit (Hg.): Subjekt – Identität – Person. Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag, 7–17.

Gude, Sigmar (2011): Sozialstrukturentwicklung in Nord-Neukölln. In: TOPOS Stadtforschung. Online: http://www.quartiersmanagement-berlin.de/fileadmin/content-media/Nachrichten/Neukoelln/2011/NNK_TOPOS_End.pdf <21.05.2013>.

Haisch, Tina/Klöpper, Christof (2015): Location Choices of the Creative Class. Does Tolerance Make a Difference? In: Journal of Urban Affairs, 37(3), 233–254.

Holm, Andrej (2010): Gentrifizierung und Kultur. Zur Logik kulturell vermittelter Aufwertungsprozesse. In: Hannemann, Christine/Glasauer, Herbert/Pohlan, Jörg/Pott, Andreas/Kirchberg, Volker (Hrsg.): Jahrbuch StadtRegion 2009/10. Stadtkultur und Kreativität. Opladen: Verlag Barbara Budrich, 64–82.

Jager, Michael (1986): Class Definition and the Esthetics of Gentrification. Victoriana in Melbourne. In: Smith, Neil/Williams, Peter (Hrsg.): Gentrification of the City. Boston: Unwin Hyman, 94–107.

Juhnke, Sebastian (2016): Locating the Creative Class. Diversity and Urban Change in London and Berlin. Dissertation. University of Manchester. Online: http://www.research.manchester.ac.uk/portal/files/57431038/FULL_TEXT.PDF <22.11.2020>.

Krätke, Stefan (2010): 'Creative Cities' and the Rise of the Dealer Class. A Critique of Richard Florida's Approach to Urban Theory. In: International Journal of Urban and Regional Research, 34(4), 835–853.

Lanz, Stephan (2013): Be Berlin! Governing the City Through Freedom. In: International Journal of Urban and Regional Research, 37(4), 1305–1324.

LBH (2013): Dalston Area Action Plan. Online: http://www.hackney.gov.uk/media/3256/Dalston-area-action-plan/pdf/Dalston-AAP-feb2013 <24.09.2016>.

Ley, David (2003): Artists, Aestheticisation and the Field of Gentrification. In: Urban Studies, 40(12), 2527–2544.

Lloyd, Richard (2010): Neo-Bohemia. Art and Commerce in the Postindustrial City. New York: Routledge.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Lutz, Helma/Schiebel, Martina/Tuider, Elisabeth (2018): Einleitung. Ein Handbuch der Biographieforschung. In: Lutz, Helma/Schiebel, Martina/Tuider, Elisabeth (Hrsg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer VS, 1–8.

Manske, Alexandra (2016): Kapitalistische Geister in der Kultur- und Kreativwirtschaft. Kreative zwischen wirtschaftlichem Zwang und künstlerischem Drang. Bielefeld: transcript.

Markusen, Ann (2006): Urban Development and the Politics of a Creative Class. Evidence From a Study of Artists. In: Environment and Planning A, 38(10), 1921–1940.

May, Jon (1996): Globalization and the Politics of Place. Place and Identity in an Inner London Neighbourhood. In: Transactions of the Institute of British Geographers. New Series, 21(1), 194–215.

Merkel, Janet (2011): Ethnic Diversity and the „Creative City”. The Case of Berlins Creative Industries. In: Eckardt, Frank/Eade, John (Hrsg.): The Ethnically Diverse City. Future Urban Research in Europe. Vol. 4. Berlin: BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, 559–578.

O'Brien, Dave/Laurison, Daniel/Miles, Andrew/Friedman, Sam (2016): Are the Creative Industries Meritocratic? An Analysis of the 2014 British Labour Force Survey. In: Cultural Trends, 25(2), 116–131.

Peck, Jamie (2005): Struggling With the Creative Class. In: International Journal of Urban and Regional Research, 29(4), 740–770.

Peck, Jamie (2012): Recreative City. Amsterdam, Vehicular Ideas and the Adaptive Spaces of Creativity Policy. In: International Journal of Urban and Regional Research, 36(3), 462–485.

Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2013): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. 4., erweiterte Edition. München: De Gruyter Oldenbourg.

Rantisi, Norma M./Leslie, Deborah/Christopherson, Susan (2006): Placing the Creative Economy. Scale, Politics, and the Material. In: Environment and Planning A, 38(10), 1789–1797.

Reckwitz, Andreas (2012): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Rosenthal, Gabriele (2010): Die erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Zur Wechselwirkung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen. In: Griese, B. (Hg.): Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag, 197–218.

Savage, Mike (2015): Social Class in the 21st Century. London: Pelican.

SenWTF (2014): Dritter Kreativwirtschaftsbericht. Entwicklung und Potenziale. Online: http://www.berlin.de/sen/kultur/kulturpolitik/kulturwirtschaft/dritter_kreativwirtschaftsbericht.pdf <05.03.2022>.

Wessendorf, Susanne (2014): Commonplace Diversity. Social Relations in a Super-Diverse Context. Place: Palgrave Macmillan.

Zukin, Sharon (2011): Naked City. The Death and Life of Authentic Urban Places. Oxford: Oxford University Press.

Biographisch relevante Raumkonstitutionen sichtbar machen

Nicole Witte

Abstract: In diesem Beitrag geht es um das komplexe Wechselverhältnis von einerseits biographisch sich etablierenden Deutungs- und Handlungsmustern im Möglichkeitenraum eines städtischen Lebenskontextes und andererseits der Herstellung dieses Möglichkeitenraums durch eben dieses Deuten und Handeln der Individuen. Insbesondere liegt der Fokus darauf, mit welchen methodischen Zugängen das genannte Wechselverhältnis erschlossen werden kann. Der Beitrag basiert auf einer Forschung in verschiedenen städtischen Räumen in Israel und den palästinensischen Autonomiegebieten. Es wird ein methodischer Ansatz vorgestellt, in welchem mit Hilfe einer Kombination von durch Interviewpartner*innen erstellten Zeichnungen/Skizzen ihres Lebenskontextes mit biographischen Fallrekonstruktionen latente Deutungsmuster sichtbar zu machen sind, um der Interrelation von Biographie und Stadt näher zu kommen. Dabei wird u.a. deutlich, dass die Auffassung der Biograph*innen von ihrem Lebensumfeld und des eigenen Einflusses darauf vom Grad der Agency abhängig ist, die die Individuen sich selbst zuschreiben.

Keywords: Stadtsoziologie, Methodenkombination, Biographietheorie, visuelle Soziologie, Israel

Witte, N. (2022): Biographisch relevante Raumkonstitutionen sichtbar machen. In: Becker, J./Weidenhaus, G./Witte, N. (Hrsg.): Biographie und Raum. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 117–134. **https://doi.org/10.17875/gup2021-1872**

1 Einleitung

Warum sichtbar machen?[1] Im Rahmen soziologischer Forschung, die sich stets in der einen oder anderen Art und Weise mit dem Zusammenleben von Menschen beschäftigt, wird die Frage nach den räumlichen Bedingungen dieses Zusammenlebens erstaunlich selten gestellt, wie schon in der Einleitung zum vorliegenden Band beschrieben. Diese Lücke wird zunehmend erkannt; stellt doch nicht nur der vorliegende Sammelband einen Versuch dar, räumliche und damit insbesondere auch materiale Umstände und Bedingungen menschlichen (Zusammen-)Lebens in den (forschenden) Blick zu nehmen. Insbesondere für mich als soziologische Biographieforscherin, die auf Interviews als zentrales Datenmaterial zurückgreift, stellte und stellt sich dabei das Problem, dass sich explizite (biographisch bedeutsame) Konzeptualisierungen konkreter räumlicher Lebensumwelten in biographisch-narrativen Interviews nur ausgesprochen selten finden – die räumlichen Lebenswelten für die Interviewees aber selbstverständlich von enormer Bedeutung sind.[2] Königsweg ist hier mit Sicherheit die ethnographische Beobachtung zur Sichtbarmachung des (vielfach routinierten) Handelns im Raum. Was aber tun, wenn es wie in der soziologischen Biographieforschung um in der Gegenwart nicht mehr vorhandene Lebensräume geht – im wahrsten Sinne des Wortes beispielweise um das Kinderzimmer im längst verkauften Elternhaus? Der Versuch sich Räumliches erzählen zu lassen, ist schon allein aufgrund seiner (nicht selten statischen) Verfasstheit ausgesprochen schwierig. Hinzu tritt noch, dass Interviewees nur sehr selten ihre Perspektive auf etwas Räumlich-Materiales sichtbar machen, bzw. diese nur sichtbar machen können, wenn deren Wirkmächtigkeit für ihr Handeln ihnen überhaupt ‚auf- bzw. einfällt'.

Wo und wann sichtbar machen? Das im Folgenden dargestellte Verfahren – oder besser gesagt: der Vorschlag für ein forschungspragmatisch sinnvolles Vorgehen – entstand vor dem Hintergrund dieser Herausforderungen an uns Forschende im Rahmen des trilateralen DFG-geförderten Forschungsprojektes mit dem Titel *Außenseiter und Etablierte zugleich: Palästinenser und Israelis in unterschiedlichen Figurationen* (vgl. Rosenthal 2015b), in dem der Mitherausgeber Johannes Becker und ich selber von 2010 bis 2015 mitarbeiteten. Das Projekt wurde gemeinsam mit Kolleg*innen aus Israel und den Palästinensischen Autonomiegebieten durchgeführt. Wir erforschten dabei Zugehörigkeitskonstruktionen bzw. deren Aufruf und Aktualisierung sowie Interaktionsdynamiken zwischen Menschen unterschiedlicher Zugehörigkeiten oder eben mit unterschiedlichen

[1] Große Teile des hier vorliegenden Artikels erschienen bereits im Band ‚Biographie und Kollektivgeschichte'. Dieser als Festschrift für Gabriele Rosenthal gedachte Sammelband erschien herausgegeben von Michaela Köttig und mir im Jahr 2021 im Beltz Verlag. Ich danke dem Verlag an dieser Stelle herzlich für die Möglichkeit der erneuten Publikation.

[2] Ich danke meinen Mitherausgebern Johannes Becker und Gunter Weidenhaus für die fruchtbaren Diskussionen und die ausgesprochen hilfreichen Anmerkungen bei der Überarbeitung dieses Beitrags.

Zugehörigkeitskonstruktionen (vgl. u.a. Rosenthal 2015b, 2016; Becker 2017; Hinrichsen 2020; Becker/Hinrichsen/Worm 2021; Witte 2021). Im Rahmen dieser ethnographisch gerahmten Forschung kamen neben Beobachtungsmethoden und einer biographietheoretischen Herangehensweise noch verschiedene weitere Methoden der interpretativen Sozialforschung (z.B. Videoanalysen, Fotoanalysen, Gruppendiskussionen, teilnehmende Beobachtungen) zum Einsatz. Die Auswertungen wurden dabei zunächst innerhalb der jeweiligen Methodik vorgenommen, eine Kombination fand erst auf Ergebnisebene statt (vgl. Köttig 2005; Witte 2010, 2018). Das Projekt wurde in sieben städtischen Räumen in Israel und Palästina durchgeführt. Diese räumliche Anlage der Untersuchung machte es unabdingbar, sich auch die Frage nach den lebensräumlichen Bezugnahmen unserer Interviewees zu stellen und vor allem, wie wir diese sichtbar machen könnten. Unsere Überlegungen führten uns zu dem vorgestellten methodischen Vorschlag.

Wie sichtbar machen? Es handelt sich dabei um gezeichnete Skizzen, die unsere Interviewpartner*innen nach Abschluss der biographisch-narrativen Interviews von ihrer *Lebenswelt*[3] anfertigten.[4] Wenn wir diese darum baten die Skizzen zu erstellen, kamen nicht selten Rückfragen, was mit *life world* oder *space to live* gemeint sei. Wir beantworteten diese Fragen im Sinne größtmöglicher Offenheit, indem wir ausführten, dass dies ihnen überlassen sei, wir aber auf ihre räumliche (spatial) Welt abzielen würden. Durch die hermeneutische und rekonstruktive Auswertung der Zeichnungen oder Skizzen erhielten wir Einblicke in manifeste und latente Repräsentationen räumlicher und/oder materialer Handlungskontexte der Zeichnenden. Diese Handlungskontexte bzw. die städtischen Agglomerationen, in denen die drei hier vorgestellten Biograph*innen leben, sind sehr unterschiedlich, auch wenn sie wie z.B. in den Fällen von Jamal (Bethlehem) und Huda (Altstadt, Jerusalem) kaum 15 km auseinander liegen; nach Haifa, wo Samira lebt, sind es ‚immerhin' knapp 170 km. Gerade auch diese Nähe in der Differenz – im unmittelbaren Zusammenhang mit der eingeschränkten, mindestens aber erschwerten Möglichkeit für die Handelnden, das nahe liegende Andere unmittelbar zu erfahren – macht die Forschung zu spatial conditions of living in Israel und Palästina so gewinnbringend.

Im Folgenden werde ich nun nach einer kurzen allgemeinen Einführung die Skizzen von Jamal, Huda und Samira vorstellen. Dabei möchte ich darstellen, wel-

[3] Die Lebenswelt wird hier ganz im Sinne Alfred Schütz' konzeptualisiert als diejenige Umwelt, in der jeder Mensch (in ‚natürlicher Einstellung') denkt, handelt und interagiert. Sie ist als intersubjektive Kulturwelt immer bereits vorinterpretiert (vgl. Schütz/Luckmann 2003). Wir zielten bei unseren Skizzen darauf ab, insbesondere auch latente Sinngehalte in der manifesten Lebens- und Alltagswelt sichtbar zu machen.

[4] Spätestens seit den späten 1960er Jahren und in der Folge der konzeptuellen Arbeiten des Stadtplaners und Architekten David Lynch (The Image of the City, 1960/dt. Neuauflage 2001) wird in den Sozialwissenschaften mit mental maps gearbeitet. Einen sehr guten Überblick über relevante Konzepte bietet bspw. Jens S. Dangschat (2014).

chen Herausforderungen wir als Forscher*innen uns in diesem Zusammenhang und bei der Anwendung der genannten Methode gegenübersahen, aber darüber hinaus auch, welche konkreten Erkenntnisse der Ansatz insbesondere in Kombination mit soziologischer Biographieforschung bereithält. Zu diesem Zweck werde ich die von uns ausgewerteten lebensweltlichen Skizzen in Bezug auf die sozialräumliche und lebensgeschichtliche Verortung der Interviewpartner*innen hin diskutieren.

2 (Verbale) Leerstelle Raumbezug

Die Abwesenheit dieser ‚Raumbezüge' in biographischen Interviews ist keine Seltenheit und damit auch keine Besonderheit in dieser Weltregion, jedoch hier in gewisser Weise überraschender, da es im Nahostkonflikt ja nicht zuletzt um ‚Raum' oder das ‚Recht auf Raum' geht: Wer darf wo leben, wem ‚gehört' das Land? Letztlich war diese Überraschung ausschlaggebend für unsere Überlegungen, wie ‚Raumbezüge' in unserem Datenmaterial ‚sichtbar' zu machen wären. Wir dachten somit über Möglichkeiten nach, die Interviewees in die Lage zu versetzen, implizite Wissensbestände zu explizieren. Implizite Wissensbestände, die in Handlungssituationen stets ko-präsent sind, etwa in der Fähigkeit, sich auf vollen Bürgersteigen oder in Fußgängerzonen so zu bewegen, dass man nicht mit anderen zusammenstößt, während man gleichzeitig mit einer begleitenden Person spricht. Fragten wir nach oder sogar in einer solchen Situation bspw. unsere lokalen Kolleg*innen, mit denen wir im Rahmen unserer Forschung oft gemeinsam unterwegs waren, danach, wie sie dies schaffen, wie sie die Enge wahrnehmen und was sie tun, um ein unfallfreies Navigieren zu gewährleisten, haben diese oft nicht einmal die Frage verstanden.[5] Eingeübt und Teil der Interpretations- und Interaktionsmuster können die Handlungen nicht verbalisiert werden[6] – geschweige denn die Raumbezüge in den den Handlungen zugrunde liegenden Perzeptionen. Diese Lücke in der Verbalisierung(smöglichkeit) wird in Zusammenhang mit materialen Bedingungen noch deutlicher, wenn wir als westliche Forscher*innen bspw. Einschusslöcher in Hauswänden anfänglich bemerken, und diese im Verlauf eines Aufenthaltes nach und nach quasi auch für uns verschwinden – unsere Kolleg*innen, aber auch die Interviewees nehmen sie schon lange nicht mehr wahr.[7]

[5] Auffällig wird das habitualisierte Handeln nur dann, wenn die Interaktion mit der/dem Begleiter*in nicht reibungslos gelingt, weil der jeweilige Umgang mit der Enge nicht zueinander passt und man entweder weit auseinandergetrieben wird oder aber man mit dem/der anderen zusammenstößt. Dies ist ein fast klassisch zu nennendes Beispiel für eine Handlungskrise im Schütz'schen Sinne (vgl. Schütz 1972).

[6] Anthony Giddens Begriff des Praktischen Bewusstseins adressiert u.a. dieses Phänomen, können doch institutionalisierte Raumkonstitutionen auf Subjektebene dort verortet werden.

[7] In jedem und mit jedem Augenblick erfassen wir visuell eine Fülle von Eindrücken, aus denen wir auswählen müssen, welche ins Zentrum unserer Aufmerksamkeit rücken, welche thematisch ko-präsent sind und welche zum unthematischen ‚Rand' gehören. Je nach Modifikation der Aufmerksamkeit ver-

Vor dem Hintergrund unseres Forschungsinteresses nach dem Zusammenleben unterschiedlicher Gruppierungen in verschiedenen (urbanen) Regionen in Palästina und Israel und der o.g. Virulenz von Raum- respektive Gebietsansprüchen für den Konflikt im Nahen Osten erschien uns die Explizierung von Raum-Perzeption und habitualisiertem Handeln im Raum, das ja immer auch Raumaneignung (mindestens) beinhaltet, ausgesprochen relevant. Zudem geht mit Handeln im Raum auch immer die (Re-)Produktion des Raums/der Raumkonstruktion einher. Bleiben wir bei den Einschusslöchern in einer Häuserwand, so wird aus einem Gebäude, in dem Menschen leben oder arbeiten, auch noch ein Zeugnis bewaffneter Auseinandersetzungen, vielleicht ein Erinnerungsort – jedenfalls anderes und mehr als ein schlichtes Haus. Bedeutung wird hier durch Wahrnehmen hergestellt, auf dessen Grundlage wieder gehandelt wird – bspw. dieses Haus darf nicht neu gestrichen werden – was wieder die Perzeption als ‚besonders' reproduziert usw. Hinzu tritt insbesondere in einem diskursiv so hoch aufgeladenen Feld wie dem Nahen Osten bzw. dem Israel-Palästina-Konflikt die Schwierigkeit, dass wenn sich sehr selten konkrete Bezüge zu Raum in Interviewmaterial auffinden lassen, diese häufig als Reproduktion der hegemonialen Diskursposition innerhalb der Gruppierung, der die Interviewees sich zugehörig fühlen, gelesen werden können und müssen. So findet sich in unserem Interviewmaterial mit jüdischen Israelis nicht selten eine Aussage, die – im Wortlaut stets ein wenig anders – postuliert, dass die Palästinenser*innen (die Araber*innen) das Land verkommen ließen (z.B. seien ihre Gärten ja nur Gestrüpp) und dass das Land nach der Ankunft der jüdischen Siedler erstmals richtig bestellt worden sei. Von Palästinenser*innen hörten wir hingegen immer wieder, dass die Israelis keine Achtung vor den Olivenbäumen hätten, diese einfach fällten, ohne zu beachten, wie lange diese zum Wachstum bräuchten, wie lange man auf eine Olivenernte warten müsse. Die Positionen ergänzen sich in gewisser Weise – ein ‚da war/ist ja nichts' steht einem ‚ihr achtet nicht, was da war/ist' gegenüber. Stets geht es bei solchen allgemeinen raumbezogenen Aussagen um eine Legitimierung des ‚Hier-Seins' und die Delegitimierung des ‚Hier-Seins' der jeweils anderen Gruppierung. Dass diese Äußerungen weniger mit dem konkreten Erleben, welchem wir uns mit Hilfe der Skizzen annähern wollten, denn mit einer stabilen Diskursposition zu tun haben, wird umso deutlicher, wenn sie von Menschen getroffen werden, die nicht einmal einen Garten ihr Eigen nennen bzw. deren Familien in den letzten Generationen bereits Städter*innen waren.

Mittels Beobachtungsmethoden – egal ob technisch durch eine Videokamera unterstützt oder ausschließlich mit Protokollierungen arbeitend – kann es gelingen, Handlungsweisen, -routinen oder -strukturen zu erschließen (vgl. z.B. Breidenstein et al. 2013; Witte 2018b). Begründungszusammenhänge für solcherart Handeln und damit eine historische (im Sinne einer genetischen) Perspektive sind jedoch

ändert sich, was zum Thema gehört und was nicht. Aus einer phänomenologischen Perspektive (vgl. Gurwitsch 1975) ‚wandern' die Einschusslöcher in den Wänden somit mit zunehmender Bekanntheit an den unthematischen Rand der Wahrnehmung.

durch die Analyse von Datenmaterial gewonnen aus Beobachtungen zumindest bei der relativen Kürze unserer Aufenthalte vor Ort nur sehr schwer zu formulieren.[8] Auch Diskurse reproduzieren sich im Handeln, fraglich bleibt jedoch auch hier, ob der/die Forscher*in dies bei kürzeren Aufenthalten zu erschließen in der Lage ist.

In einer Teamdiskussion vor Ort wurde zur Bearbeitung der genannten Herausforderungen dann die Idee geäußert – angelehnt an Methoden aus der Humangeographie (vgl. z.B. Denzer/Wiessner 2010) – unsere Interviewees im Anschluss an die Interviews Skizzen ihres space to live zeichnen zu lassen und sich in der Folge im Gespräch darüber etwas erzählen zu lassen, wenn die Gelegenheit gegeben ist, u.U. sogar verbunden mit einem gemeinsamen Spaziergang im skizzierten Umfeld. Wir begannen daraufhin, unsere Interviewees nach der Anfertigung einer solchen Skizze zu fragen – einige davon und die erzielten Auswertungsergebnisse sollen im Zentrum des vorliegenden Artikels stehen.

Bevor ich das Procedere der Auswertung und schlaglichtartig einige Ergebnisse darstelle, sei hier ganz kurz der geographische Raum beschrieben, in welchem unsere Forschungssubjekte leben oder: Wo sind diese Zeichnungen entstanden? Israel ist mit etwa 21.000 qkm exklusive der besetzten Gebiete etwa so groß ist wie Hessen. Das Westjordanland umfasst etwa 6.300 qkm[9]. Israel hat Stand 2019 etwa 9,14 Mio. Einwohner*innen (incl. Ost-Jerusalem und Golan; excl. etwa 400.000 jüdischen Siedler*innen im Westjordanland), wovon etwa 75% Jüdinnen und Juden und 20% Palästinenser*innen sind.[10] Das Westjordanland hat etwa 2,77 Mio. Einwohner*innen (Palästinenser*innen und jüdische Siedler*innen).[11] Beide Länder sind damit deutlich dichter besiedelt als etwa Deutschland.

Ich werde drei Zeichnungen von palästinensischen Interviewpartner*innen präsentieren und jeweils die Ergebnisse der Skizzenanalyse und der in allen Fällen ebenfalls unabhängig davon durchgeführten Biographischen Fallrekonstruktion vorstellen. Ich beginne mit dem Fall von Jamal, an welchem ich auch unser methodisches Vorgehen zumindest kursorisch erläutere.

[8] Ich selber war bspw. dreimal bis zu zwei Monaten im Feld. Mein Kollege und Mitherausgeber Johannes Becker lebte viele Monate in der Altstadt von Jerusalem (vgl. Becker 2017) und führte systematisch Teilnehmende Beobachtungen bspw. in einem kleinen Lebensmittelgeschäft durch. Die umfassende Formulierung von (Veränderungen von) materialen Begründungszusammenhängen für Perzeption und Handeln (innerhalb dieses Geschäftes) war aber auch ihm nur begrenzt möglich.

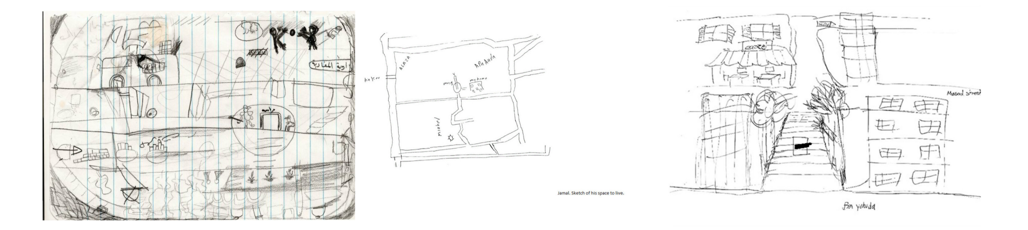
[9] Dabei ist die Größenangabe abhängig davon, welche Autonomiezonen einberechnet werden, ob Ostjerusalem hinzu gezählt wird etc.

[10] Die weiteren etwa 5% setzen sich aus kleineren Ethnien wie Aramäern, Samaritanern, Armeniern und weiteren zusammen. In den letzten Jahren wird auch die Gruppierung der Arbeitsmigrant*innen aus Asien und Osteuropa beständig größer.

[11] Den Gazastreifen als Teil der sogenannten Palästinensischen Autonomiegebiete klammere ich hier aus, da wir dort nicht geforscht haben. Er macht mit 360 qkm nur etwa 5-6% der Fläche der Autonomiegebiete aus, ist aber mit einer Einwohner*innenzahl von knapp 1,9 Mio. eine der am dichtesten besiedelten Weltregionen.

3 Drei Fälle, drei Leben, drei Plätze

Zunächst möchte ich aber ein kurzes Experiment wagen: Ich möchte Ihnen als Leser*in (entgegen der angewandten Auswertungslogik) alle drei Zeichnungen nebeneinander zeigen, ohne den Namen des/der Zeichner*in zu nennen, um Ihnen die Möglichkeit zu eröffnen, einen ersten Eindruck von der Vielfalt und Unterschiedlichkeit des Materials zu gewinnen. Vielleicht nehmen Sie sich ein wenig Zeit, die Skizzen zu betrachten und erste Überlegungen zu ihnen anzustellen?!



3.1 Jamal: Wege ins Nichts

Nach diesem kleinen Lese(r*innen)experiment werde ich nun mit der einzelnen Darstellung beginnen. Betrachten wir zunächst die Zeichnung von Jamal.

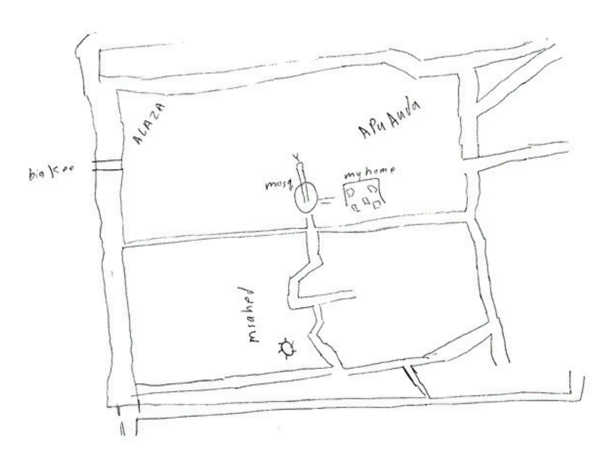


Abb. 4: Skizze von Jamal

Jamal – dessen Fall ich hier etwas ausführlicher als die beiden folgenden (Huda und Samira) darstelle – lebt in einem der Flüchtlingscamps in der Nähe der Agglomeration Bethlehem, in welchem er auch geboren wurde und wo ich ihn auch traf. Er war zum Zeitpunkt unseres Interviewkontaktes Mitte der 2010er Jahre etwa 20

Jahre alt. Seine Familie war nach dem Sechstagekrieg im Jahr 1967 aus dem heutigen israelischen Staatsgebiet in das Lager gekommen – ob sie aus ihrem damaligen Heimatdorf flüchteten oder vertrieben wurden, ist nicht sicher bekannt. Wenn Jamal von dem Dorf, aus dem seine Familie stammt, spricht, nennt er es *Heimat,* auch wenn er selbst nie dort war. Wie die Biographische Rekonstruktion in Jamals Fall zeigt, hat sein Leben im Camp den Status eines ‚Übergangsstadiums', das bis zur Rückkehr in das Heimatdorf anhalten wird. Damit kann weder sein alltägliches Umfeld für Jamal so etwas wie Heimat sein – noch kommt ein Auszug aus dem Camp etwa in Richtung Bethlehem für Jamal infrage, da er damit sein ‚right to return' verleugnete.

Jamal präsentiert im Interview sein Leben im Camp sehr negativ, insbesondere bezieht sich dies auf die Enge und den Mangel an Privatsphäre, so sagt er etwa: „There's almost no privacy in the camp". Darüber hinaus beklagt er Repressionen von Seiten der israelischen Armee (IDF: Israel Defense Forces) und das schutzlose Ausgeliefertsein, das damit einhergeht. So wurde bspw. sein Onkel im Camp auf der Schwelle seines Hauses erschossen, was Jamal als Kind mit ansehen musste.

Die hier präsentierten Ergebnisse der Biographischen Fallrekonstruktion (vgl. z.B. Rosenthal 1995, 2015a) sind auf den Gegenstand der in diesem Artikel im Fokus stehenden Themen – räumliche Bezüge/Raumkonstruktionen/Raumaneignung – ‚zugeschnitten', beschränken sich in ihrer Aussagekraft aber selbstverständlich keineswegs auf das hier Gezeigte. Jamal ist, wie die Fallrekonstruktion zeigt, jemand, der immer ‚dazwischen' steht. Er steht zwischen der nur noch virtuell existenten Heimat im Dorf und dem Leben im Lager. Zwischen dem politischen Anspruch an seine Generation als kämpfend (vgl. Hinrichsen 2020) und der eigenen Angst vor den Konsequenzen eines solchen Kampfes – physische Verletzung, Tod oder Inhaftierung. Zwischen den eigenen Interessen, die er im Interview ganz vorsichtig auch äußert, und den Interessen des Kollektivs der palästinensischen Flüchtlinge. Letztlich steht er zwischen den kollektiven Anforderungen, die sich aus Vergangenem speisen und Anforderungen und Bedürfnissen in Bezug auf die eigene Gegenwart. Mit und in seinem Handeln ist er bemüht, mal die eine, mal die andere der sich entgegenstehenden Anforderungen zu erfüllen, stets beiden Positionen irgendwie gerecht zu werden.

Was bedeutet dies nun für Jamals Raumbezüge, seine Raumaneignung? Welche räumlichen Konstruktionen, welche Vorstellung über sein (räumliches) Lebensumfeld hat Jamal? Diese Fragen konnten wir in unserem Forschungsprojekt mit Hilfe der Analyse der oben abgebildeten Skizze zumindest im Ansatz beantworten, indem wir die Zeichnungen der Interviewees in Anlehnung an Ulrich Oevermanns Technik der objektiv-hermeneutischen Feinanalyse (vgl. z.B. 1983) auswerteten. Ganz im Sinne dieses Verfahrens sind wir unter Einklammerung des Vorwissens sequenziell und abduktiv vorgegangen. Dabei geht es mittels gedankenexperimenteller Kontextvariation um Hypothesenbildung zur Erschließung der Bedeutung von Ausdrucksgestalten.

Methodisch herausfordernd ist bei bildlichen Darstellungen die Frage nach der Sequenzialisierung des Materials, handelt es sich hierbei doch stets um synchrone Daten. Bei Zeichnungen, die ja im Gegensatz zu Fotos auch sequentiell entstehen, könnte man bei der Analyse dieser Reihung folgen. Da sich die ‚Struktur des Falles' aber in jedem Bestandteil zeigt, gingen wir bei der Analyse den forschungspragmatisch direkteren Weg, die Zeichnungen einfach von links nach rechts in Segmente einzuteilen und dann Lesarten und Folgehypothesen zu bilden, bevor das nächste Segment aufgedeckt worden ist. Dies stellt sich im Fall von Jamals Zeichnung (nächste Seite) etwa so dar. Die analysierten Streifen waren deutlich schmaler, es handelt sich hier nur um eine systematische Darstellung.

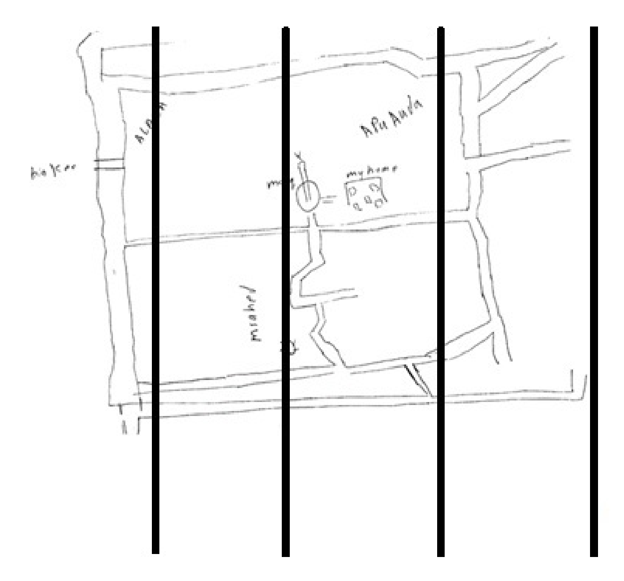


Abb. 5: Skizze von Jamal (bearbeitet)

Welche Erkenntnisse lassen sich nun aus der Analyse dieser Zeichnung gewinnen? Genau wie die o.g. Ergebnisse der Fallrekonstruktion können diese jedoch hier nur schlaglichtartig dargestellt werden. Zunächst zeichnet Jamal das Lager und nicht etwa das ‚Heimatdorf'. Er markiert das Quarree des Lagers als seine Lebenswelt, jedoch bleibt dies seltsam leer. Wege/Straßen erscheinen relevant, aber alles, was dazwischen passiert, bleibt außen vor. Auch die Wege führen jedoch teilweise (und dabei insbesondere die, die aus dem Lager hinausgehen) ins Niemandsland – sie enden einfach. Die Moschee befindet sich in der Mitte des Bildes, das Haus seiner Familie („my home") liegt direkt daneben, diese Fixpunkte bilden das Zentrum seiner Welt. Nur zur Moschee führt ein Weg, die anderen Wege enden wie gesagt im Nichts oder haben keine Öffnung. Wohin auch? Es sind ja keine weiteren Häuser/Orte abgebildet. Menschen sind ebenfalls nicht abgebildet. Möglichkeiten, mit anderen Menschen Kontakt aufzunehmen, zeigt Jamal (und zeigen sich offenbar

für Jamal) nur in der Moschee oder eben in „my home“, dem Haus seiner Familie. Damit verortet er sich zum einen als Teil dieser Familie und zum anderen als palästinensischer Muslim – beides Interaktions-, Handlungsumfelder, die für einen jungen Menschen eher weniger Freiheitsgrade oder Selbstbestimmungsmöglichkeiten und zudem geringe Machtchancen bereithalten. Andererseits zeigt Jamal damit auch seine Zugehörigkeit(-skonstruktion) zu eben jenen Gruppierungen an.

Jamal zeichnet die Welt, in der er lebt, als leere Blase; aus der Blase hinaus geht es aber auch nicht. Eine enge und sehr kleine, wenn auch klare Welt ohne Ausweg, eine Welt, in der er sich formal auskennt, aber nicht wirklich verortet, Enge ohne Gemütlichkeit oder Heimeligkeit. Auch die wenigen Möglichkeiten für Bewegung im Raum in Form der abgebildeten Straßen und Wege lassen durch ihre klaren Begrenzungen keinen weiteren Spielraum, als sie in den vorgegebenen Richtungen zu beschreiten. Darüber hinaus ist es eine rein statische Beschreibung, Prozesse, wie sie bspw. durch die Abbildung anderer Menschen angedeutet werden könnten, sind nicht zu erahnen, verbleibt die Zeichnung doch im Schematischen.

Führen wir nun die Analyseergebnisse der Biographischen Fallrekonstruktion und der Analyse der Zeichnung zusammen, so zeigt sich in Jamals Fall eine Raumaneignung, die in erster Linie dazu dient, Sicherheit zu vermitteln. Jamal weiß innerhalb der Grenzen des Lagers, wohin die Wege führen. Er steckt jedoch offenbar fest, Bewegung ist nicht zu erkennen. Möglichkeiten, seine Situation zu verändern, sieht er offenbar kaum. Er kennt den Platz, an dem er lebt, in- und auswendig und doch hat er keinen Platz dort, verortet sich nicht darin. Die einzigen benannten Orte sind Räume für Gruppierungen/Kollektive, wie seine Familie oder die Muslime. Als Einzelperson nimmt sich Jamal keinen Raum. Das Bild kann so fast als Symbol für seine Lebenssituation gedeutet werden. Er ist fest eingebunden in einen Raum, in dem für ihn kein Platz ist, seine Wünsche und Nöte kaum eine Rolle spielen. Und: Es bieten sich ihm keine Möglichkeiten aus diesem status quo; Veränderungspotenziale bleiben vollständig im Ungezeichneten.[12]

3.2 Huda: Im Leben feststecken

Im Fall von Huda[13] möchte ich nun in Bezug auf die Ergebnisdarstellung umgekehrt vorgehen, d.h. zunächst auf die Ergebnisse der Analyse ihrer Zeichnung und in der Folge auf die Fallrekonstruktion eingehen.

Bei ihr ist offensichtlich deutlich ‚mehr los‘ als bei Jamal. Die Zeichnung macht den Eindruck, als sei sie immer wieder verändert worden, bestimmte Dinge wurden umkreist, offenbar um sie herauszuheben, andere sind kaum zu erkennen. Satte Strichführung wechselt sich mit eher sanften, fast vorsichtigen Strichen ab. Huda folgt in ihrer Zeichnung offenbar keinem klaren Plan, sie hat kein Schema im Kopf,

[12] Zur Frage einer möglichen Generationenabhängigkeit dieser Handlungsposition siehe die Dissertationsschrift meines Kollegen Hendrik Hinrichsen (2020).

[13] Huda wurde von meinem Kollegen Johannes Becker in Jerusalem interviewt (vgl. Becker 2017). Er ließ auch die Zeichnung anfertigen.

das sie auf das Blatt überträgt. Immer wieder fallen ihr Dinge ein, die sie hinzufügt, was die Fülle und in gewisser Weise Unordnung der Skizze erklärt. Huda lebt in der Altstadt von Jerusalem (im jüdischen Viertel), die Mauern, die die Altstadt umgrenzen, sind insbesondere in den Ecken des Bildes zu erkennen. Wege, Treppen, Tore, Häuser sind ebenfalls deutlich zu sehen, ebenso wie ein Kontrollposten mit Uniformierten und einem Metalldetektor. Aber auch Bäume und Räume zum Spielen sind zu sehen. Die Enge der Altstadt und ihre ‚Lebhaftigkeit' sind zu erahnen, diese Lebhaftigkeit legt Huda auch beim Erstellen der Zeichnung an den Tag.

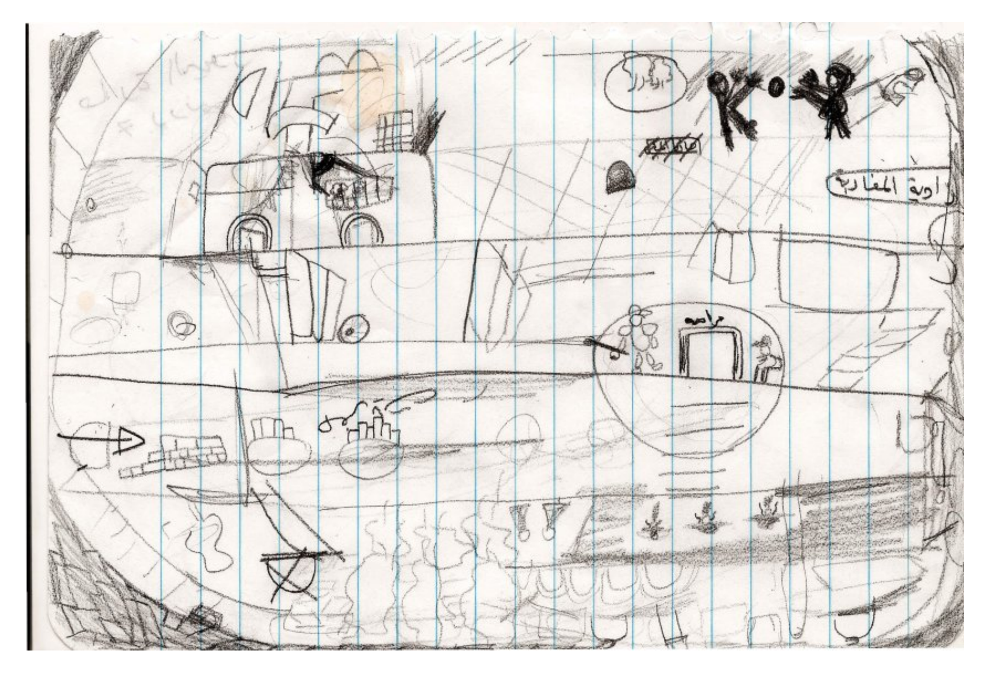


Abb. 6: Skizze von Huda

Die Analyse ihrer Zeichnung, bei der wir analog zum Vorgehen in Jamals Fall vorgegangen sind, zeigt Hudas Raumbezug zum einen als Erleben von Grenzen, die angedeuteten Mauern, aber auch die längs durchgezogenen Linien, die wohl Straßen und Wege anzeigen sollen, aber fast wie Etagen wirken, die Huda mittels der Treppen zu erklimmen hat, geben ihren Raum und die Grenzen ihres Raumes klar vor. Die vorgezeichneten Wege implizieren zum anderen die Anforderung an Huda, diesen zu folgen, das nächste ‚Level' zu erreichen. Sie legen klar bestimmte Möglichkeiten fest, sich durch sie zu bewegen. Sogar der Eintritt in den Raum ist vorgegeben, Huda zeigt dies durch den mit festem Strich gezeichneten Pfeil an der linken Seite des Bildes an. Sie eignet sich den Raum nicht an, sondern sie ist in gewisser Weise Spielball des Raumes. Wie bei einem Computerspiel oder

beim Flippern bewegt sie sich in schlängelnden Bewegungen durch diesen. Auch wenn nur wenige Menschen abgebildet sind, so zeigt das Bild sich doch belebt. Diese Menschen erscheinen aber eher wie Hindernisse, die es auf dem Weg zu überwinden oder zu umgehen gilt, eher Statisten in einer Theaterkulisse denn Mitspieler*innen. Stets sind aber auch Kontrollen von Menschen zu erwarten, die Huda mit Schutzausrüstung zeichnet. Trotz der Spannung, der Enge, der Kontrollen kennt sich Huda aus. Sie fügt sich ein, weiß sogar, wo man Ballspielen kann und wo Bäume stehen. Am Ende des Weges – auf dem letzten ‚Level', wenn man so will – gibt es Entspannungsmöglichkeiten, die aber auch innerhalb der Grenzen liegen. Ihre Welt ist räumlich klein und von Mauern umgrenzt, aus denen es auch kein Entkommen gibt. Hudas Platz ist hier – innerhalb der Rahmung – ob sie will oder nicht, eine Entwicklung jenseits der Mauern kann es für Huda offenbar kaum geben. Die Dynamik oder das Chaos, die im Raum zu erkennen sind, sind dann eben doch wohlgeordnet und vorstrukturiert.

Die Ergebnisse der biographischen Fallrekonstruktion von Huda zeigen, kursorisch dargestellt, dass Huda den eindeutigen familialen Auftrag hat, in der Altstadt zu bleiben – vermeintlich als politisches Symbol, vermutlich aber eher um die Tochter – die zum Zeitpunkt des Interviews Anfang Zwanzig war und an einem College studierte – an die Familie zu binden. Zumal das Haus der (für palästinensische Verhältnisse mittelständischen, muslimischen) Familie im sogenannten jüdischen Viertel der Altstadt[14] liegt. Huda leidet unter ihren von der Familie stark eingeschränkten Möglichkeiten, richtet ihre Kritik aber nicht zuallererst gegen die Familie – weder gegen die Eltern noch gegen ihre drei Geschwister – sondern auf den Umstand, in der Altstadt gebunden zu sein. Sie fügt sich in die vorgegebenen Grenzen, sie kennt sich innerhalb der Grenzen aus, hält sich an die vorgegebenen Wege, aber nutzt die kleinen Spielräume. Gleichzeitig dient ihr diese Kenntnis um Spielräume und die ‚richtigen' Wege zur Selbstermächtigung. Das Beherrschen des Raumes ermöglicht ihr, die Zwänge, denen sie unterliegt, und das damit verbundene Ohnmachtserleben in gewisser Weise zu managen, nicht übermächtig werden zu lassen.

Die Ergebnisse beider Analysen zusammenführend wird deutlich, dass Huda in Dynamik ‚feststeckt'. In der Altstadt und im verwandtschaftlichen Gefüge. Es wird jedoch klar, dass die Altstadt hier das Bindungspotenzial der Familie für Huda in gewisser Weise überdeckt. Das Leben-Müssen in der Stadt als Symbol für ein

[14] Die Altstadt von Jerusalem wird gewöhnlich als in vier Viertel unterteilt dargestellt (arabisches, jüdisches, christliches und armenisches Viertel) und ist in politischer, religiöser und kultureller Hinsicht hoch aufgeladen. Die Wohnverhältnisse hingegen sind beengt und aus vielerlei Gründen ausgesprochen schwierig. Ein Verbleib in der Altstadt ist somit von Palästinenser*innen (die ausreichende finanzielle Mittel zur Verfügung haben, wie dies in Hudas Familie gegeben ist) fast immer auch als politisches Statement zu verstehen. Genauso wie der Zuzug von oftmals religiösen Juden in alle Viertel der Altstadt als solches gewertet werden kann. Hierzu gibt es eine Fülle an Literatur, jedoch möchte ich an dieser Stelle erneut auf die ausgesprochen lesenswerte Dissertationsschrift meines Kollegen Johannes Becker verweisen, die die ‚Lebenswelt Altstadt' greif- und fühlbar macht (Becker 2017).

Leben-Müssen in von fixierten Anforderungen geprägten familialen Zusammenhängen.

3.3 Samira: In der Mitte

Als dritten Fall möchte ich an dieser Stelle noch auf Samira eingehen. Hier werde ich die beiden methodischen Zugänge verbinden und die Analyseergebnisse nicht mehr getrennt voneinander vorstellen. Samira beschließt die Darstellung der Fälle, da sie sowohl in Bezug auf die Ergebnisse der Fallrekonstruktion als auch bereits bei der Betrachtung und ebenso dann bei der Analyse der Zeichnung ihrer Sozialwelt einen erheblichen Kontrast zu den beiden Fällen zuvor darstellt. Samira lebte zum Zeitpunkt des Interviews, das ich mit ihr geführt habe, in Haifa. Zu diesem Zeitpunkt war sie Mitte Zwanzig, hat ein Studium abgeschlossen und ist erwerbstätig.



Abb. 7: Skizze von Samira

Wir erahnen Samira in der Mitte des Bildes auf einer Treppe, lachend entschuldigte sie sich beim Zeichnen dafür, dass sie sich nur als Kästchen zeichnen könne, in welches sie ihren Namen schreibt (von mir für die Veröffentlichung unkenntlich gemacht). Hier zeigt sich schon der erste Kontrast zu den beiden anderen Fällen: Samira positioniert sich selber im Bild. Sie bildet sich im Mittelpunkt ihrer Welt

ab und zeigt sich damit im Gegensatz zu Jamal und Huda als relevanten Teil eben dieser Welt. Samira zeichnet die Straße, in der sie gelebt hat, und eine Straße (am Hang in Haifa) darüber, in der sie zum Zeitpunkt des Interviews wohnt. Damit zeigt sie ihre Vergangenheit als Teil ihrer Gegenwart, zwischen denen es Verbindungen gibt. Offenbar besteht keine Notwendigkeit für Samira, diese Vergangenheit auszusperren oder die Wege dorthin abzuschneiden. Ganz im Gegenteil, zeichnet sie sich doch als auf der Verbindungstreppe sitzend. Und obwohl natürlich auch Samiras Bild den Begrenzungen eines DIN A4-Blattes unterliegt und ihre Zeichnung einen klar begrenzten Ausschnitt aus dem von ihr belebten Raum abbildet, so erscheint ihre Welt nicht eng und begrenzt wie die von Jamal und Huda. Samira, so kann man annehmen, könnte diesen Raum jederzeit verlassen und dann würde sie vermutlich auch ein anderes Bild zeichnen; sich selber in der Mitte des ‚neuen' Umfeldes präsentierend. Der Raum, das Lebensumfeld, IHR space to live hängt von Samira ab – nicht umgekehrt, wie wir durch die Analyse der Zeichnungen zuvor von Huda und Jamal annehmen können.

Samira ist auf der Treppe sitzend umgeben von Bäumen. Sie zeichnet ein Straßencafé, Häuser, bildet sich selber wie genannt auf dem Weg ab. Ob sie auch in Bewegung ist, lässt sich nicht sagen, aber selbst wenn sie nur verweilt, ist ihr Umfeld städtisch und natürlich gleichermaßen, es ist belebt. Die Führung der Striche insbesondere in der Abbildung von Bäumen und Café vermittelt Dynamik – Lebendigkeit. Auch wenn keine anderen Menschen zu sehen sind, sie sind ko-präsent, im Café, aber auch hinter den Fenstern. Jedoch kann Samira wählen, ob sie diese trifft oder nicht, anders als etwa Huda, die den anderen in der Enge fast ausgeliefert erscheint, oder Jamal, in dessen Bild Andere fast überhaupt keine Rolle zu spielen scheinen. Symbol für die Freiheit, Kontakt mit anderen zu suchen, Kommunikation zu wählen, ist insbesondere das Café im linken oberen Quadranten des Bildes. Stühle und Tische laden zum Zusammensitzen ein, eine Markise beschattet die Plätze. Ein angenehmer Ort, den Samira aufsuchen kann, aber eben nicht muss. Auch ihr Platz im Bild ist gewählt, ihre Position freiwillig eingenommen/abgebildet. Und sie hat wie bereits gesagt, die Möglichkeit von dort fortzugehen. Samira wählt ihren Raum.

Sie stammt aus einem größeren Dorf in Galiläa, in dem sie bei ihren Eltern mit der nur wenig jüngeren Schwester aufgewachsen ist. Der muslimischen Familie geht es wirtschaftlich gut, in Relation zum dörflichen Umfeld vertreten die Eltern wenig konservative Werte, insbesondere Bildung auch für Töchter ist ihnen wichtig. Betrachten wir nun die Ergebnisse der Analyse ihrer Lebensgeschichte, so zeigen sich sehr ähnliche Ergebnisse wie nach der Auswertung ihrer Zeichnung. Samira ist aus „ihrem Dorf" nach Haifa gezogen, hat dort ein Studium erfolgreich absolviert, engagiert sich in einer politischen Bewegung und als Künstlerin. Sie erzählt von Liebesgeschichten und Trennungen. Sie wählt ihr Handeln und sie steht im Mittelpunkt ihrer Erzählungen. Es zeigt sich keine heteronome Bestimmung über sie. Sie hat Pläne, einmal länger in Europa zu leben. Ihre Familie unterstützt sie auf ihrem Weg, auch wenn sie manchmal kritisch begleitet wird. Samira eignet sich

ihr Leben an und gestaltet es, genau wie sie sich den Raum aneignet und gestaltet, in dem sie lebt.

4 Biographien und Raum

Zusammenfassend lässt sich nun sagen, dass in allen drei Fällen, wie unterschiedlich sie auch sein mögen, die Arten und Weisen des Raumbezuges und der Raumaneignung in engem Zusammenhang damit stehen, welche biographischen Handlungs- und Entscheidungsmöglichkeiten die Personen für sich ausgebildet haben und erkennen.

Bei Jamal und Huda lässt sich hier in unterschiedlicher Art und Weise ein Einfügen in den – für sie – vorgegebenen Raum feststellen. Jamal ‚leidet' unter der Enge, genau wie Huda, ihr Umgang damit ist jedoch unterschiedlich. Zieht sich Jamal in passivem Erleiden mehr und mehr zurück, so ist Huda bemüht, im vorgegebenen Rahmen aktiv zu sein. Vor dem Hintergrund der (räumlichen und sozialen) Möglichkeiten, die beiden zur Verfügung stehen, in gewisser Weise folgerichtige Handlungsmuster. Sind doch Jamals Bewegungsmöglichkeiten als Bewohner des Westjordanlandes (im Gegensatz zu Huda als Bewohnerin der Altstadt von Jerusalem und Samira als israelischer Staatsbürgerin) vor dem Hintergrund des Israel-Palästina-Konfliktes erheblich eingeschränkt. So erzählte er mir im Interview bspw., er habe noch nie das weniger als 80 km von seinem Wohnort entfernte Mittelmeer gesehen, was ihn sehr traurig macht. Trotzdem bieten sich andere/mehr Möglichkeiten, als in Passivität zu verharren. In Jamals – wie auch in ähnlich situierten Fällen von in Camps lebenden Palästinenser*innen (vgl. z.B. Hinrichsen/Rosenthal/Worm 2013) – tritt jedoch der familiale (und auch diskursiv an Jamal herangetragene) Auftrag hinzu, die ‚verlorene Heimat' wiederzuerlangen oder zumindest nicht zu ‚verraten'. Ein Wiedererlangen ist vor dem Hintergrund der politischen Machtverhältnisse jedoch kaum möglich, wie Jamal höchstwahrscheinlich bewusst ist. So bleibt ihm nur das ‚Nicht-Verraten' des kollektiv geteilten Ziels – was für sein Leben letztlich das Verharren in Passivität bedeutet.

Huda steht in einem ähnlichen Spannungsverhältnis zwischen dem Erleben und dem Leiden unter der Enge und den an sie herangetragenen Aufträgen. Hat sie sicherlich durch ihren Wohnort in der Altstadt von Jerusalem faktisch mehr Bewegungsmöglichkeiten als Jamal, so ist der politisch hoch aufgeladene und sich diskursiv entfaltende Anspruch in der Altstadt zu verbleiben höchstwahrscheinlich deutlich höher und vor allem auch konkreter als der, der auf Jamal lastet. Gleichzeitig sieht sich Huda als Frau und Tochter anderen (und zusätzlichen) familialen Ansprüchen gegenüber, die in ihrem Fall zwischen den Polen ‚heirate und gründe eine Familie' und ‚kümmere dich um deine Eltern' changieren. Hudas Umgang mit diesen diametral sich gegenüberstehenden Ansprüchen ist weniger passiv. Jedoch gestaltet auch sie wenig aktiv, sondern entfaltet Aktivität in erster Linie in Reaktion auf Anforderungen – dies zeigt sich gerade auch in ihrer Zeichnung.

Im Kontrast dazu erscheint Samira viel weniger ‚begrenzt', lebt sie einerseits in Israel, hat damit de facto einen größeren Bewegungsspielraum und sind die familialen Aufträge an sie auch nicht mit Anforderungen verknüpft, am selben Wohnort/im selben Sozialraum zu verbleiben. Trotzdem sind ihr Handeln und damit auch ihre Raumnahme unmittelbar mit den biographischen Herausforderungen verbunden, die sich in Samiras Biographie in Form eines familialen Bildungsauftrags manifestieren, der unmittelbar mit einem emanzipatorischen Anspruch an ihr Frausein verbunden ist. Darüber hinaus wird an sie als gebildete Frau, die in Israel vergleichsweise sehr viele Freiheitsgrade erfährt, jedoch der diskursiv geformte Auftrag herangetragen, für ‚die' Palästinenser*innen einzutreten. Und genau dies tut sie – sie bildet sich – sie ist politisch aktiv.

Für alle drei Fälle zeigt sich jedoch ein Handeln (auch in und mit dem Raum), das sich aus ihrem Umgang mit den biographischen (und das bedeutet stets auch sozialen) Anforderungen und Möglichkeiten ergibt. Kein überraschendes Ergebnis, jedoch ein Ergebnis, das sowohl für die Analyse von Interaktionshandeln allgemein als auch für die Erklärung der Frage nach dem Legitimitätsgefühl im Anspruch auf Raum (insbesondere, aber eben nicht nur, für Israel und Palästina) relevant werden kann.

Nun kann man einwenden, dass ein solches Ergebnis keiner Zeichnungen bzw. deren Analyse bedürfte. Was bieten diese über eine weitere Plausibilisierung und eventuelle Detaillierung der Rekonstruktionen hinaus? Meines Erachtens zeigen sich in den Zeichnungen die Perspektiven, die die Zeichnenden auf Raum haben, wie konzeptualisieren sie ihren Raum, wie nehmen sie ihn wahr, welche Handlungsspielräume in ihm messen sie sich zu. Und damit stets in Zusammenhang stehend und darüber hinaus, zeigen die Skizzen die Selbstpositionierung der Zeichnenden in ‚ihrer Welt' an. Zu den genannten Aspekten bieten die Zeichnungen einen unmittelbareren Zugang als bspw. Interviewmaterial, weil für die Erstellung von Zeichnungen in der Regel keine diskursiv vorgeformten ‚Lösungen' existieren, was auch in unserer Forschung bspw. durch die Überraschung der Interviewees nach der Aufforderung zum Zeichnen oder ihren Rückfragen, was sie nun zeichnen sollen, ausgesprochen deutlich wurde. Gerade in einer Region, in der sich Gruppierungen mit derartig verfestigten Masternarrativen auch und gerade über Raum und Land gegenüberstehen, erscheint eine Methode vielversprechend, die Ausdrucksgestalten evoziert, für die keine Präsentationsform dieser Masternarrative vorliegt. Leider haben wir keine Zeichnungen von jüdischen Israelis erhoben, um diese mit den vorliegenden kontrastieren zu können, sprechen sie doch – wie oben angedeutet – ebenso oft wie unsere palästinensischen Interviewees allgemein über das Land oder den Raum. Wir hätten ihnen die o.g. Überraschung auch zumuten sollen.

Literatur

Becker, Johannes (2017): Verortungen in der Jerusalemer Altstadt. Lebensgeschichten und Alltag in einem engen urbanen Raum. Bielefeld: transcript.

Becker, Johannes/Hinrichsen, Hendrik/Worm, Arne (2021): Fluchtmigration von Syrien nach Jordanien im familiengeschichtlichen und regionalhistorischen Kontext. In: Köttig, Michaela/Witte, Nicole (Hrsg.): Biographie und Kollektivgeschichte. Weinheim: Beltz, 276–291.

Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (2013): Ethnographie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz/München: UVK.

Dangschat, Jens S. (2014): Räumliche Daten. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, 973–979.

Denzer, Vera/Wiessner, Reinhard (2010): Einführung in die Humangeographie. Braunschweig: Westermann.

Gurwitsch, Aron (1975): Das Bewusstseinsfeld. Berlin: de Gruyter.

Hinrichsen, Hendrik/Rosenthal, Gabriele/Worm, Arne (2013): Biographische Fallrekonstruktionen. Zur Rekonstruktion der Verflechtung „individueller" Erfahrung, biographischer Verläufe, Selbstpräsentationen und „kollektiver" Diskurse. PalästinenserInnen als RepräsentantInnen ihrer Wir-Bilder. In: Sozialer Sinn, 14(2), 157–184.

Hinrichsen, Hendrik (2020): Generation Oslo. Eine figurationssoziologische und biographietheoretische Studie zur Bildung historischer Generationen im Westjordanland. Göttingen: Göttingen University Press.

Köttig, Michaela (2009): Triangulation von Fallrekonstruktionen. In: Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele/Völter, Bettina (Hrsg.): Biographieforschung im Diskurs. Theoretische und methodische Verknüpfungen. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2. Auflage, 65–83.

Köttig, Michaela/Witte, Nicole (2021): Biographie und Kollektivgeschichte. Weinheim: Beltz.

Lynch, David (2001): Das Bild der Stadt. Basel: Birkhäuser.

Oevermann, Ulrich (1983): Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse. In: von Friedeburg, Ludwig/Habermas, Jürgen (Hrsg.): Adorno Konferenz 1983. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 234–289.

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main: Campus.

Rosenthal, Gabriele (2015a): Interpretative Sozialforschung. München: Juventa.

Rosenthal, Gabriele (2015b): Etablierte und Außenseiter zugleich. Selbst- und Fremdbilder in den palästinensischen Communities im Westjordanland und in Israel. Frankfurt/Main: Campus.

Rosenthal, Gabriele (2016): Established and Outsiders at the Same Time. Self-Images and We-Images of Palestinians in the West Bank and in Israel. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.

Schütz, Alfred (1972): Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch. In: Schütz, Alfred: Gesammelte Aufsätze. Band 2. Den Haag: Nijhoff, 53–69.

Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2003): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz: UVK.

Witte, Nicole (2010): Ärztliches Handeln im Praxisalltag. Eine biographie- und interaktionsanalytische Studie. Frankfurt/Main: Campus.

Witte, Nicole (2018): Biographie – Material – Interaktion. Zur Triangulation biographischer Rekonstruktionen mit Analysen von Interaktionen und der Bedeutung materialer Kontextfaktoren. In: Alber, Ina/Griese, Birgit/Schiebel, Martina (Hrsg.): Biografieforschung als Praxis der Triangulation. Wiesbaden: Springer VS, 61–82.

Witte, Nicole (2021): Das Unsagbare ausdrücken. Zur rekonstruktiven Auswertung von Zeichnungen. In: Köttig, Michaela/Witte, Nicole (Hrsg.): Biographie und Kollektivgeschichte. Weinheim: Beltz Juventa, 258–274.

„I want my child to become a world citizen“: Raum, Zeit und (Re)Produktion in kenianischen Mittelschichtsbiographien

Claudia Mock, Gunter Weidenhaus

Abstract: Unser Aufsatz rekonstruiert Lebensführungsmuster auf Basis autobiographischer Narrationen von mittelschichtssituierten Kenianer*innen. Damit wird ein Beitrag für die kontroversen und oft rein ökonomisch geführten Diskussionen um globale Mittelschichten geliefert. Wir ergründen den Umgang mit biographischen Spannungen, welche zwischen der Produktions- und der Reproduktionssphäre auftreten. Während die Produktionssphäre einem flexiblen Akkumulationsregime unterliegt, das die Subjekte dazu anhält, sich räumlich und zeitlich immer wieder umzuorientieren, unterliegt die Reproduktionssphäre eher normativen Ansprüchen, die zu einer langfristigen Planung und zu räumlicher Stabilisierung in Form eines konstanten Zuhauses aufrufen. Die narrativ-biographischen Interviews zeigen die unterschiedlichen Positionierungspraktiken auf, um diese Spannungen zu bewältigen. Eine Typisierung dieser unterschiedlichen Praktiken führt zu einer Differenzierung zwischen transzendenten und immanenten Bewältigungsstrategien. Damit systematisiert dieser Beitrag zum einen zentrale Herausforderungen an die Lebensführung im Postfordismus und zum anderen kann er empirisch typische biographische Antworten auf diese Herausforderungen erarbeiten.

Keywords: Globale Mittelschicht, Biographie, Kenia, soziale Raumzeit, Lebensführung

Mock, C./Weidenhaus, G. (2022): „I want my child to become a world citizen“: Raum, Zeit und (Re)Produktion in kenianischen Mittelschichtsbiographien. In: Becker, J./Weidenhaus, G./Witte, N. (Hrsg.): Biographie und Raum. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 135–173. **https://doi.org/10.17875/gup2021-1873**

1 Einleitung

Als wir Sharon[1] im Sommer 2019 für ein biographisches Interview in Nairobi treffen, ist sie in Begleitung ihres Mannes Björn – ein Kleinunternehmer aus Hamburg, den sie auf einer ihrer unzähligen Dienstreisen im humanitären Sektor kennenlernte. Ihr sechs Monate alter Sohn Leon, so Sharon, soll einmal ein „Weltbürger“ werden. Auch wenn sie die Zukunft ihrer Familie an verschiedenen Orten der Welt antizipiert, ist es ihr jetzt sehr wichtig ihre translokale Arbeit zu pausieren um dem gemeinsamen Sohn die Präsenz beider Elternteile in einem festen Zuhause zu ermöglichen. Hier entstehen Spannungen zwischen verräumlichten Vorstellungen guter Elternschaft und ebenfalls verräumlichten Vorstellungen erfolgreicher Erwerbsarbeit, die Sharon im Rahmen ihrer Lebensführung zu entschärfen sucht. Um solche Herausforderungen und ihre biographische Bewältigung soll es im Folgenden gehen.

Seit den 1960er Jahren ist die Marktwirtschaft zunehmend global organisiert und die Märkte für Waren, Dienstleistungen und Kapital sind nicht mehr in den Grenzen von Nationalstaaten zu denken. Diese immense Umstrukturierung entfaltet eine Wirkung auf alle Subjekte, die in die Produktion, Distribution und Bereitstellung von Waren und Dienstleistungen eingebunden sind. Neben dieser, als produktiv gerahmten Sphäre alltäglichen Lebens führen Menschen ihr Leben aber auch an konkreten Orten, an denen sie in Wohngemeinschaften, Partnerschaften, Familien, Nachbarschaften und anderen Individualisierungs- und Kollektivierungsformen leben und ihre produktiven Kräfte regenerieren – die Sphäre also, in der sie reproduktiv (un-)tätig sind. Wir möchten fragen, ob diese eher räumlich gebundene Sphäre der Reproduktion in ein Spannungsverhältnis zur eher entgrenzten Produktionssphäre gerät und wie Menschen hinsichtlich ihrer Lebensführung auf eine solche Spannung reagieren.

Dieser Aufsatz untersucht solche Spannungsmomente im Lebenslauf von Mittelschichtssituierten in Kenia. Dabei werden speziell die raumzeitlichen Praktiken der Lebensführung fokussiert. Wann immer Menschen die Gesamtheit ihres Lebens in den Blick nehmen, strukturieren sie zum einen ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (Zeitaspekt) und organisieren zum anderen die für sie wichtigen Orte und Räume (Raumaspekt). Diese beiden Dimensionen eignen sich daher besonders gut als Einstiegspunkt zur Rekonstruktion von Formen der Lebensführung. Ausgehend davon, dass Zeit und Raum in biographischen Narrationen in spezifischen Passungsverhältnissen zueinanderstehen (Weidenhaus 2015), soll diese Verwobenheit im Kontext biographischer Praktiken analysiert werden. Biographische Erzählungen verstehen wir also als Antworten auf die strukturellen Herausforderungen im gesellschaftshistorischen Kontext. Das heißt, dass die Konstitutionsformen von Lebensgeschichtlichkeit und Lebensräumlichkeit immer auch als Reaktionen auf gesellschaftliche Erwartungen zu lesen sind. Erwartet beispielsweise die Erwerbsar-

[1] Alle Namen der Interviewpartner*innen wurden durch Pseudonyme ersetzt.

beitswelt lückenlose, folgerichtige Lebensläufe, so ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass Lebensgeschichtlichkeit linear konstituiert wird.

Gleichzeitig gehen wir davon aus, dass die Praktiken der Lebensführung auch zur Bildung entsprechender sozialer Institutionen führen können und damit die Struktur der Gesellschaft beeinflussen. Den biographischen Konstruktionen von Mittelschichtssituierten kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, weil sie über kulturelle und ökonomische Kapitalausstattungen verfügen, die es ihnen ermöglichen, ihre Vorstellungen von und die erwünschten Bedingungen für gelingendes Leben in den gesellschaftshistorischen Diskurs einzubringen. Dadurch gewinnen Vorstellungen eines guten, in der Mitte der Gesellschaft situierten Lebens eine weitreichende diskursive Wirksamkeit, welche Einfluss auf die spezifische Antizipation gesamtgesellschaftlichen Wohlergehens in der Zukunft hat. Daher dient die Erforschung dieser Vorstellungen dazu, soziale Dynamiken zu erhellen.

Im Folgenden werden wir zunächst die theoretischen und methodischen Ausgangsüberlegungen der Untersuchung darstellen (Kap. 2). Im Zuge dessen werden wir darlegen, dass wir Biographisieren als soziale Praktik verstehen (Kap 2.1.), wie im Rahmen dieser Praktik biographische Raumzeit entsteht (Kap 2.2.), wie unser Verständnis globaler Mittelschicht aussieht (Kap. 2.3) und schließlich, was unter der Produktions- und der Reproduktionssphäre zu verstehen ist, deren Spannungsverhältnis die hier fokussiert biographischen Antworten erfordert (Kap. 2.4). Im zweiten Schritt rekonstruieren wir idealtypisch verschiedene Lebensbewältigungsmuster. Wir unterscheiden dabei zwischen *immanenten* und *transzendenten* Formen der Lebensführung und betten diese Befunde in den kenianischen gesellschaftshistorischen Kontext ein (Kap. 3). Die Ergebnisse werden abschließend in einem kurzen Fazit zusammengefasst (Kap. 4).

2 Heuristische Rahmung und methodisches Vorgehen

Dieser Abschnitt stellt die konzeptionellen Ausgangsüberlegungen der empirischen Analyse biographischer Erzählungen dar. Im Folgenden werden wir erläutern, wie wir biographische Erzählungen und die in ihnen rekonstruierten Subjektpositionierungen fassen, was wir unter biographischen Zeit- und Raumkonstitutionen verstehen und warum wir von einem Zusammenhang dieser Dimensionen – von einer sozialen Raumzeit – ausgehen. Wir werden darlegen, wie und warum wir unser Sample als mittelschichtssituiert konzeptualisieren und zudem die Verwendung des Begriffspaares Reproduktion und Produktion erläutern. Diese Konzepte sollen helfen ein tieferes Verständnis der erzählten Lebensgeschichten in ihren historisch gesellschaftlichen Kontexten zu generieren.

2.1 Biographisieren als kulturelle Praktik

Zur grundsätzlichen sozialwissenschaftlichen Konzeptualisierung von Biographie und Raum sei an dieser Stelle auf die Einleitung des vorliegenden Bandes verwiesen. Hier sollen lediglich einige wichtige Aspekte bezüglich unseres Subjektverständnisses bei der Analyse von Biographisierungspraktiken betont werden.

Biographische Narrationen werden in zentralen Teilen durch den Rückgriff auf ein kollektives Gedächtnis (Assmann 1988) und im Wechselverhältnis zwischen Diskurs und Subjekt (Spies 2015: 143) hervorgebracht und wir weisen ihnen daher eine hohe Relevanz auch hinsichtlich des Verständnisses sozialer Strukturierungen zu. Damit schließen wir an neuere Ansätze biographischer Forschung an, welche Diskursen, neben der Beeinflussung von Selbstbeschreibungen, auch eine hervorbringende Funktion gegenüber den Modi der Erzählung, Erinnerung und dem Erleben der eigenen Lebensgeschichte zusprechen (Dausien et al. 2005; Schäfer/Völter 2005; Alheit 2010; Spies 2010; Spies/Tuider 2017).

In diesem Sinne fügt Reiner Keller dem Auftrag biographischer Forschung, die ihre Forschungssubjekte innerhalb machtvoller Wirklichkeitsordnungen konzipiert, auch die Erforschung der Subjektivierungsweisen des jeweiligen Begehrens, Begründens und Dazugehörens hinzu (Keller 2016: 60).

Der diskurs- und praxistheoretisch informierte Ansatz der folgenden biographischen Analysen konzipiert sein Subjektverständnis angelehnt an (post-)koloniale Subjekttheorien (Bhabha 2000; Hall 2004), welche die Vorstellung eines „souveränen Subjekts der Moderne“ (Spies 2009: 3) und die Einheitlichkeit und Abgeschlossenheit von Subjektivität ablehnen und Subjektwerdung als prozesshaft und als durch Praktiken des Positionierens innerhalb von machtvollen Sprecher*innenpositionen begreifen. Wir schließen damit an die allgemeine diskurstheoretische Prämisse an, dass „jedem Denken und Handeln [eine] vorgängige Strukturiertheit von Sinn“ (Fegter et. al 2015: 24) vorausgeht, während wir gleichzeitig das Subjekt in seiner „doppelten Bestimmung“ als „Unterworfenes und Widerständiges“ (ebd.: 26) konzeptualisieren. Ferner wird in der Analyse der biographischen Narrationen der Blick auf „Repräsentationsverhältnisse von Subjektivität“ (Reckwitz 2008: 98), das heißt auf Selbst- und Fremdzuschreibungen gerichtet, welche entlang ihrer spezifischen räumlichen und zeitlichen biographischen Strukturierungen und im Kontext von Vorstellungen guter Elternschaft analysiert werden. Subjektivierungsprozesse, so Andrea Querfurt, fänden „[…] zwar im Hier und Jetzt statt, doch sie erschöpfen sich nicht in situ; vielmehr speisen sie sich aus raumzeitlichen Vor-und Rückgriffen und spannen dabei Körper, Räume, Objekte und Artefakte als Speichermedien ein“ (Querfurt 2016: 22). Gegenstand und Sinnzusammenhang der vorliegenden, in den kenianischen Mittelschichten situierten Untersuchung sind somit räumliche und zeitliche Subjektivierungsprozesse, die als „kulturelle Praktiken“ (Fegter/Mock 2019) des Biographisierens analysiert werden. Kultur wird dabei als machtvolle symbolische

Ordnung verstanden, die von weitaus mehr als ethnischen, territorialen oder nationalen Kontexten gerahmt wird.

Von diesen Prämissen ausgehend, möchten wir Formen der Subjektivierung zum empirischen Gegenstand der qualitativen Untersuchung machen und nicht als bekannt voraussetzen. Als heuristische Rahmung eignen sich daher die Begriffe von Raum und Zeit, die streng relational gedacht sind und über eine große Reichweite bei geringem empirischen Gehalt verfügen (Kelle/Kluge 1999). Unsere Konzeptbegriffe nehmen also für sich in Anspruch, für alle möglichen sozialen Konstitutionsformen von Raum und Zeit zu gelten, ohne dabei konkrete empirische Konstitutionen auszuschließen oder vorwegzunehmen. Dass Zeit als das Ins-Verhältnis-Setzen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gedacht wird, nimmt ebenso wenig die konkreten Konstitutionsformen von biographischer Geschichtlichkeit (z.B. linear oder zyklisch) vorweg wie die Ausgangsannahme, dass Raum als relationale (An-)Ordnung von Gütern und Lebewesen an Orten (Löw 2001) (z.B. territorial oder netzwerkartig) konzeptualisiert ist, die konkreten Formen der biographischen Raumkonstitution vorwegnimmt.

2.2 Soziale Raumzeit

Obwohl der Zusammenhang von Raum und Zeit in sozialwissenschaftlichen Studien bereits spätestens seit den 1990ern postuliert wird (Castells 2001[1996]; Adam 2004; Massey 2005; Crang 2005), wurde versäumt ihn in einer konsequent sozialen Heuristik zu untersuchen. Gemeint ist damit, sowohl Raum als auch Zeit als soziale Kategorien – also im Sinne eines relationalen Raumes (nicht etwa eines physischen) und einer Geschichtlichkeit (nicht etwa der Chronologie) – ins Verhältnis zu setzen (Weidenhaus 2015).[2] Konzeptionell geht es also darum einen Zusammenhang von Geschichtlichkeitskonstitutionen – den sozial hergestellten Verhältnissen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft – und Raumkonstitutionen – dem auf Basis von Spacing und Synthese konstituierten Räumen (Löw 2001; Löw/Weidenhaus 2017) in den Blick zu nehmen.

Dieser Zusammenhang lässt sich in biographischen Narrationen ausfindig machen, wenn Menschen ihr Leben als Gesamtheit in den Blick nehmen. Dabei korreliert die Art und Weise, wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft relationiert werden, mit einer bestimmten Art und Weise der Konstitution biographisch relevanter Räume. Diese Theorie sozialer Raumzeit wurde für biographische Erzählungen mit Hilfe einer explorativen Studie in Deutschland empirisch untersucht und

[2] Die Differenzierung zwischen Geschichtlichkeit und Chronologie ist in der analytischen Philosophie der Zeit selbstverständlich (vgl. Bieri 1972), aber in den Sozialwissenschaften kaum systematisch reflektiert. Chronologie bezeichnet objektivierte zeitliche Abstandsbestimmungen (z.B. Ereignis A geschah eine Stunde vor Ereignis B) während Geschichtlichkeit sozial sinnhafte Konstitutionen adressiert (z.B. gegenwärtig leben wir im Internetzeitalter). Gleiches gilt für objektivierte räumliche Abstandsbestimmungen (z.B. Punkt A liegt 10 m von Punkt B entfernt) und sozial sinnhafte Raumkonstitutionen (z.B. dies ist meine Heimat). Diese unterschiedlichen räumlichen und zeitlichen Bestimmungen sind nicht eindeutig ineinander übersetzbar und müssen daher differenziert werden.

mündete in eine konkrete Typologie biographischer Raumzeitkonstitutionen (Weidenhaus 2015). Dabei korrelierte jeder der drei idealtypisch beschreibbaren Raumtypen mit jeweils einem biographischen Geschichtlichkeitstyp. Lebensraumkonstitutionen lassen sich dabei als *konzentrisch, netzwerkartig* und *inselhaft* beschreiben: Der konzentrische Typ konstituiert ein Zuhause als räumliches Zentrum seines Lebens und macht darüber hinaus weitere Maßstabsebenen (zumindest den Wohnort) biographisch relevant. Der netzwerkartige Typ spricht nahezu ausschließlich über Städte und Stadtviertel, die unbestimmte Optionen offen halten. Ein Zuhause wird in diesen Fällen biographisch nicht relevant gemacht. Der Ort, an dem das eigene Bett steht, spielt aus einer Perspektive, die die Gesamtheit des eigenen Lebens in den Blick nimmt, kaum eine Rolle. Der inselhafte Typ schließlich konstituiert praktisch keine biographisch bedeutsamen Räume außer dem eigenen Zuhause und eventuell ähnlich privaten, durch Grenzkonstruktionen von der Außenwelt abgeschiedenen, Räumen (z. B. einen Schrebergarten).

Diese lebensräumlichen Konstitutionsformen sind eng verknüpft mit der Konstitution von Lebensgeschichtlichkeit, die idealtypisch als *linear*, *episodisch* und *ewig-gegenwärtig* bezeichnet werden. Konzentrisch Biographisierende erzählen die Geschichtlichkeit ihres Lebens linear und planen in die Zukunft. Diese Subjekte verfolgen langfristige Ziele in ihrem Leben. Dagegen erzählen Subjekte mit netzwerkartigen Raumkonstitutionen die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ihres Lebens weitgehend unverbunden und konstituieren Lebensgeschichtlichkeit in Form unabhängiger Episoden, die häufig als Projekte für eine bestimmte chronologische Zeitspanne im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit stehen. Bei inselhaften biographischen Raumkonstitutionen wird das Leben hingegen als ewige Gegenwart erzählt, in der sich alle entscheidenden Handlungsmuster wiederholen. Diese Subjekte versichern in den Interviews häufig, dass sie schon immer genau so waren, wie sie heute sind.

Es lässt sich also von einem konzentrisch-linearen, einem netzwerkartig-episodischen und einem inselhaft-ewig-gegenwärtigem Raumzeittypus sprechen.

Die konkreten biographischen Raumzeit-Konstitutionen lesen wir als Antworten auf gesellschaftliche Herausforderungen an die Lebensführung, die sich, genau wie die biographischen Narrationen selbst, in Teilen auf ein kollektives Gedächtnis stützen. Aus dieser Perspektive erscheinen beispielsweise die netzwerkartig-episodischen Konstitutionsformen als passende Bearbeitung einer zunehmenden Flexibilisierung der Erwerbsarbeitswelt, die den Subjekten im Lebenslauf immer neue Bildungs- und Berufsorientierung nahelegt oder abverlangt (vgl. z.B. Sennett 1998).

Über die Rekonstruktion biographischer Raumzeit, so vermuten wir, gelingt es also ein tieferes Verständnis fundamentaler lebensweltlicher Orientierungen von Subjekten zu generieren. Da diese Typologie aus narrativ-biographischen Interviews gewonnen wurde, die ausschließlich in Deutschland erhoben wurden, ist eine vorschnelle Übertragung auf Biographisierungsprozesse in Kenia unangemessen. Gleichwohl gehen wir grundsätzlich auch bei der Interpretation der Erzählungen aus Kenia von einem Zusammenhang von Raum und Zeit aus, weil

sich zum einen zur Begründung dieses Zusammenhangs neben sozio-historischen auch anthropologische Argumente ins Feld führen lassen und weil sich zum anderen sowohl die Menschen in Deutschland als auch in Kenia mit einem globalen System flexibler Akkumulation (Harvey 1987) befinden.

Das anthropologische Argument lässt sich wie folgt zusammenfassen: Menschen, als instinktunsichere Lebewesen, sind auf die soziale Konstitution von sinnhaften Raum- und Zeitverknüpfungen angewiesen, um in der Welt handlungsfähig zu werden (Plessner 1981[1928]). Eine Person, die sich beispielsweise als jemand sieht, die sich immer wieder neu erfinden kann und komplett neue Projekte zu ihrem Lebensinhalt macht, erzeugt kognitive Dissonanz (Festinger 1957), wenn sie gleichzeitig behauptet so sehr mit einem Ort identifiziert zu sein, dass sie dort niemals weggehen könnte. Die Person würde ihre Selbstbeschreibung als flexibler Mensch unterlaufen, denn selbst Personen, die ihr Leben lang am gleichen Ort gelebt haben, erzählen, dass sie „hier nicht festhängen“, wenn sie netzwerkartig-episodisch biographisieren. Konkrete Konstitutionsformen des Selbst, wie auch immer sie empirisch in spezifischen sozio-historischen Kontexten erscheinen, werden mit zueinander passenden räumlichen und zeitlichen (sprich raumzeitlichen) Orientierungen einhergehen.

Aus historischer Perspektive ist darüber hinaus anzunehmen, dass im Rahmen einer globalisierten Wirtschaft und der voranschreitenden Mediatisierung sowohl die Bedingungen, unter denen Erwerbsarbeit geleistet wird, als auch Vorstellungen von einem guten Leben zumindest vergleichbarer geworden sind. Neben allen anderen legitimen Narrativen ist Nairobi unter diesem Gesichtspunkt eben auch eine (post-)koloniale und somit bereits in ihrer historischen Konstitution translokale und polykontexturale Stadt, in der heute jede(r) jeglichen Geldtransfer mit dem Smartphone erledigen kann und wer es sich leisten kann, tut dies in einer der 35 Shoppingmalls, welche in dem letzten 37 Jahren meist nach US-amerikanischem Vorbild geschaffen wurden.

2.3 Globale Mittelschichten

Wie eingangs erwähnt, messen wir den biographischen Konstitutionen von Mittelschichtssituierten eine besondere Bedeutung im Hinblick auf gesellschaftsstrukturelle Wandlungsprozesse bei, weil diese Personen über kulturelle und ökonomische Kapitalausstattungen (Bourdieu 1982[1979]) verfügen. Diese Situiertheit ermöglicht es ihnen als „legitime Sprecher[*innen] in gesellschaftlich anerkannten Positionen“ (Bischoff/Betz 2015: 264) ihre Vorstellungen von und die erwünschten Bedingungen für gelingendes Leben in den gesellschaftshistorischen Diskurs einzubringen und dabei Normativität zu erzeugen. Ihre Vorstellungen erlangen eine weitreichende diskursive Wirksamkeit, welche Einfluss auf die spezifische Antizipation gesamtgesellschaftlichen Wohlergehens in der Zukunft hat und beispielsweise auch bestimmte Vorstellungen guter Kindheit und Elternschaft (de-)legitimieren. Dabei werden immer auch Ungleichheiten produziert, da nicht alle Menschen „die

gleichen Möglichkeiten haben, [der] zur Norm erhobenen Konstruktion“ (Bischoff/Betz 2015: 264) zu entsprechen.

Gleichwohl ist die Bestimmung von Mittelschichten äußerst umstritten, zumal es sich bei unserer Verwendung des Begriffes eher um eine Übersetzung der internationalen Bezeichnung middle classes handelt und weniger um die im deutschen Diskurs verwendete Bestimmung, die Mittelschichten als historisch aus dem Bürgertum entstanden begreift (vgl. z.B. Deutschmann 2008). Der internationale, von den Wirtschaftswissenschaften dominierte Diskurs basiert zumeist auf rein ökonomischen Definitionen. Solche Bestimmungen können jedoch nicht erklären, ob und inwieweit die Mittelschichten tatsächlich kollektive Orientierungen teilen und ob sie beispielsweise als eine besondere politisch-historische Kraft anzusehen sind. Wir möchten daher Mittelschichten über die ökonomische Bestimmung hinaus auch kulturell fassen und als solche empirisch untersuchen. Wir gehen also davon aus, dass eine bestimmte Ressourcenausstattung im Kontext einer kapitalistischen Weltwirtschaft sich mit bestimmten – sehr grob zu beschreibenden – Lebensführungsmustern verbindet. Das Lebensführungsmuster, um das es hier gehen soll, ist die investive Statusarbeit (Groh-Samberg/Mau/Schimank 2014). Da Mittelschichtssituierte nicht ihr gesamtes Kapital unmittelbar für Konsum und Lebenserhaltungskosten verwenden müssen, zeichnen sich ihre Lebenslagen insbesondere dadurch aus, dass es ihr sozioökonomischer Status ermöglicht strategisch mit Kapital umzugehen und in ihre Zukunft zu investieren. Gleichzeitig bleiben diese Investitionen insofern risikobehaftet, als dass solche Personen ihren Status nicht über einen längeren Zeitraum halten können, sollte sich die Investition nicht auszahlen. Investive Statusarbeit ist zwar nicht ausschließlich in Mittelschichten anzutreffen, könnte aber ein transnational verbindendendes Element für Angehörige der Mittelschicht bilden, weil es einen Zusammenhang zwischen Ressourcenausstattung und Lebensführung herstellt. Mittelschichtssituierte, so Groh-Samberg, Mau und Schimank (2014), zeichneten sich dadurch aus, dass sie, um ihren Status zu erhalten oder zu erhöhen, Zukunftsinvestitionen (zum Beispiel in Form von Bildung für ihre Kinder) tätigen und dafür ggf. auf Konsum verzichten. In prekären Lebenslagen hingegen bliebe nichts, was investiert werden könne, und Wohlhabende müssten nicht zwingend investieren um ihren Status zu erhalten (ebd.: 226 f.).

Ausgehend von diesen Überlegungen möchten wir Mittelschichten in Kenia zum einen entlang einer kulturell-ökonomischen Achse und zum anderen aus einer globalen, im Folgenden beschriebenen Perspektive fassen. In einer von Finanz- und Entwicklungsinstitutionen dominierten Debatte werden die darin rein ökonomisch bestimmten Schichten als „global middle class“ (Banerjee/Duflo 2008; Kharas 2010) bezeichnet, die je nach Berechnung 10–30% oder gar 50% der Weltbevölkerung umfasst. Weitgehend unabhängig von Berechnungsmethoden hat sich dieser Anteil seit dem Jahr 2000 ungefähr verdoppelt (Pezzini 2012; Milanovic 2016). In asiatischen Volkswirtschaften wie China und Indien, Brasilien und Chile in Südamerika sowie in vielen afrikanischen Ländern verzeichnet ein bedeutender Teil der Bevölkerung Einkommenszuwächse. Das Anwachsen der

global middle class wird im Global Trends 2030 Report des US-amerikanischen National Intelligence Council (2012) als einer der Megatrends zu Beginn des 21. Jahrhunderts bezeichnet.

Für Kenia rechnet die African Development Bank (2011), um die Zugehörigkeit zur global middle class zu definieren, mit einem in Kaufkraftparitäten gerechnetem Haushaltseinkommen von vier bis 20 US$ pro Tag und lehnt sich damit an die Definition der Weltbank an. Der Bevölkerungsanteil mit einem solchen Einkommen ist in den letzten zwei Jahrzenten in Kenia deutlich gestiegen. Vier Dollar am Tag liegen allerdings gerade über der national definierten Armutsgrenze (KNBS 2018) und ermöglichen insbesondere in Nairobi keinen mittelschichtsorientierten Lebensstil. Unser Sample konzentriert sich daher auf eine Einkommensspanne zwischen 10 und 50 US-Dollar am Tag. Das Durchschnittseinkommen liegt in Kenia bei knapp 600 US$ pro Monat (ca. 20 US$ pro Tag; CEIC 2020), ist aber extrem ungleich verteilt (KNBS 2018). Der von uns anvisierte Einkommensbereich umfasst inzwischen etwa das obere Viertel der nationalen Bevölkerung, ohne die obersten ein bis zwei Prozent, und ist zum größten Teil ebenfalls in den letzten zwei Jahrzehnten auf Basis eines relativ stabilen Wirtschaftswachstums (ca. 5 % pro Jahr) entstanden. Die Gruppe mit diesem Einkommen stellt ökonomisch nicht die Mitte der kenianischen Gesellschaft dar, kann aber aus einer globalen Perspektive durchaus als mittelschichtssituiert verstanden werden. Gesprochen wird im Folgenden also weniger über eine kenianische Mittelschicht als vielmehr über eine globale Mittelschicht in Kenia.

Im Diskurs über globale Mittelschichten sind eine ganze Reihe zumeist positiver Attribuierungen anzutreffen: Sie seien als Gruppe der zentrale Antrieb für sozialen Wandel. Ihnen wird die Trägerschaft neuer Lebensentwürfe zugesprochen, sie gelten als stark eingebunden in globale, technologische wie mediale Strukturen und werden als treibende Kraft hinter Innovationsprozessen gesehen (Kharas 2010). Allerdings ist empirisch weitgehend unklar, inwieweit solche und viele weitere Attribuierungen zutreffend sind – sie sind somit Gegenstand der vorliegenden Untersuchung.

Zusammengefasst, verorten wir unsere Forschung in der Mitte einer globalen Sozialstruktur, weil wir erstens glauben, dass eine solche Minderheitsforschung einen Beitrag zur Veranschaulichung der Pluralität der Lebensweisen innerhalb der stark defizitorientierten Forschung in und vor allem über afrikanische Länder leisten kann. Zweitens gehen wir davon aus, dass zumindest einige miteinander vergleichbare lebensweltliche Orientierungen von global middle classes auffindbar sind und drittens, erwarten wir, dass die kulturellen Orientierungen der Mittelschichten einen besonderen Einfluss auf gesellschaftliche Entwicklungen, auch auf globaler Maßstabsebene haben könnten – besonders in Kenia, wo sich digitaler Wandel zum Teil weitaus schneller vollzieht als in vielen Teilen Europas (Chaux/Okune 2017; Nyabola 2018).

2.4 Produktions- und Reproduktionssphäre

Die Unterscheidung zwischen einer gesellschaftlichen Produktions- und einer Reproduktionssphäre geht auf Karl Marx (1894) und seine Kapitalismusanalysen von Industriegesellschaften zurück. Seine These besagt, dass sich diese Sphären mit der Entstehung einer kapitalistischen Produktionsweise ausdifferenziert haben, weil es im Kapitalismus zunächst einmal um die Akkumulation von Mehrwert unter Konkurrenzbedingungen geht. Um in der nächsten Runde durch Reinvestition des Kapitals einen Vorteil gegenüber anderen Unternehmen zu generieren, entsteht ein maximal effizienter Produktionsbereich. Aus diesem Bereich wird alles verbannt, was nicht unmittelbar der Generierung von Mehrwert dient: Insofern Kinder nicht an der Warenproduktion beteiligt sind, werden ihnen gesonderte Räume geschaffen; eine allgemeine Grundbildung, soweit sie im Produktionsbereich von Nöten ist, wird in institutionalisierte Bildungssysteme ausgelagert, Regeneration findet nicht in der Arbeitszeit und am Arbeitsplatz statt. Kurzum: Sachfremde Orientierungen, wie z.B. Pflege-, Care-Arbeit, Bildung und Erholung werden tendenziell aus dem Produktionsprozess ausgeschlossen, um die Mehrwertakkumulation maximal effizient zu organisieren.

Gleichwohl bleiben die Sphären zutiefst miteinander verwoben und aufeinander angewiesen. Selbstverständlich ist auch ein kapitalistisches System auf die Regeneration von Arbeitskraft genau wie auf die Sozialisation der folgenden Generation angewiesen. Mehr noch, ändern sich die Verhältnisse in einer Sphäre (z.B. Transnationalisierung eines Unternehmens mit Entsendung bestimmter Arbeitskräfte über Jahre ins Ausland), ändern sich auch Bedingungen und Praktiken in der anderen Sphäre (z.B. Organisation der Familie). Wir rekurrieren hier auf einen weiten Reproduktionsbegriff. Marx hatte die Reproduktionssphäre als Regenerationsort der verausgabten Arbeitskraft konzeptualisiert. Neben der Erholung zählt auch die zukünftige generative Reproduktion neuer Arbeitskräfte, ihre Ernährung, gesundheitliche Versorgung und (Aus)Bildung zur reproduktiven Arbeit. Cindi Katz arbeitet den Reproduktionsbegriff noch weiter aus, indem sie ihn über die „materiellen sozialen Praktiken, durch welche Subjekte sich selbst in alltäglichen und generationalen Kontexten reproduzieren“ (Katz 2001: 709) definiert und beispielsweise auch mediale und religiöse Kulturproduktion in die Sphäre sozialer Reproduktion hineinzählt.

Reproduktion beschreibt einen iterativen Prozess, in dem „konsumierte materielle Güter ersetzt und als Produktionsmittel zurückgeführt, und generiertes (Arbeits-)Wissen zur Verbesserung und Beschleunigung zukünftiger Herstellungsprozesse nutzbar gemacht werden“ (Paltasingh/Lingam 2014: 48).

Mit der kapitalistischen Sphärentrennung differenzieren sich aber auch die Ansprüche und Erwartungshaltungen an die Subjekte bezüglich Erwerbs- und Reproduktionsarbeit[3] aus, so dass es zu Spannungen zwischen den Sphären kommen

[3] Zur Notwendigkeit an dieser Stelle den Begriff „Erwerbsarbeit“ statt „Produktionsarbeit“ zu verwenden siehe unten.

kann, die von den Subjekten biographisch bearbeitet werden müssen. Was in der Produktionssphäre erfolgversprechend erscheint, kann in der Reproduktionssphäre zum Problem werden und umgekehrt. Daher ist der Blick auf diese Sphären bei der Rekonstruktion von Biographisierungen so vielversprechend.

Im Rahmen kapitalistischer Produktion bleibt es jedoch aufgrund des primären Fokus auf Mehrwertakkumulation nicht bei einer einfachen Trennung der Sphären, sondern es kommt zu einer Hierarchisierung. Der Produktionssphäre wird eine höhere Relevanz zugesprochen, die Arbeit in dieser Sphäre genießt höhere Anerkennung, wird bezahlt und gesellschaftlich sichtbar gemacht, während die Arbeit in der Reproduktionssphäre eher unsichtbar bleibt und schlecht oder gar nicht bezahlt wird. Im Zusammenhang mit dieser Hierarchisierung wurde die Differenzierung der Sphären entlang einer bereits existierenden Hierarchie vergeschlechtlicht, so dass die Produktionssphäre mit ihrer höheren Anerkennung tendenziell Männern und die Reproduktionssphäre Frauen zugeordnet wurde, was in heteronormativen Partnerschaften gleichsam zu einem machtvollen Abhängigkeitsgefüge von weiblichen zu ihren männlichen Partnern führt. Diese geschlechtliche Differenzierung ist in Teilen historisch kontingent und darüber hinaus zumeist intersektional. Das heißt, dass aus der Kombination verschiedener Ungleichheitsdimensionen spezifische Lebenslagen entstehen, die sich unter anderem durch die gesellschaftliche Zuweisung zur abgewerteten Reproduktionssphäre auszeichnen (Crenshaw 1989; Winker/Degele 2009). So wird die Kinderbetreuung privilegierter Mittel- und Oberschichtsfamilien in den USA häufig von weiblichen *people of color* übernommen oder osteuropäische Arbeitsmigrantinnen werden für die Pflege bedürftiger Menschen in deutschen Privathaushalten eingestellt.

Dass Marx auf die Analyse der Produktionssphäre fokussiert, wurde aus feministischer Perspektive kritisiert, weil er damit implizit die asymmetrische Relevanzstruktur der Sphären im Rahmen der Theoriebildung reproduziert, so dass die Reproduktionssphäre auch im Rahmen des historischen Materialismus eher wie ein ‚Anhängsel' der Produktionssphäre erscheint. Diese Asymmetrie ist für uns, genau wie für die feministischen Kritiker*innen, auf konzeptioneller Ebene unangemessen. Im Zentrum dieser kritischen Perspektiven stehen vielfache Bemühungen die Reproduktionsarbeit als vermeintlich weibliche Familiensache und die Produktionsarbeit als vermeintlich männliche Angelegenheit des Marktes (Becker-Schmidt 2019: 67) zu dekonstruieren, die Anerkennung der Arbeitspraxis beider Sphären gleichermaßen einzufordern und deren Prozessabhängigkeit untereinander herauszustellen (Meillassoux 1972; Bock/Duden 1977; Beneria 1979; Dalla Costa/Dalla Costa 1999; Katz 2001).

Cindi Katz kritisiert in diesem Zusammenhang auch die Globalisierungsforschung dafür, dass sie sich zwar für die Folgen einer globalen Marktwirtschaft interessiere, die Restrukturierungen sozialer Reproduktionsverhältnisse dagegen beinahe völlig außer Acht ließe (Katz 2001: 710). Genau diese Kritik hoffen wir durch unsere Perspektive auf Biographisierungen einlösen zu können, weil im konkreten Leben der Menschen die Wandlungen einer zunehmend glo-

balisierten Erwerbsarbeitswelt und die damit verwobenen Veränderungen der Reproduktionsverhältnisse unmittelbar zusammenkommen.

Die Darstellung der Sphären erfolgte bis hierhin aus einer gesellschaftstheoretischen Perspektive, die für die Rekonstruktion biographischer Perspektiven nur bedingt tauglich ist. Eine Grundschullehrerin leistet ihre produktive Arbeit innerhalb der Reproduktionssphäre, kann aber eventuell in genau dieser Zeit der Erwerbsarbeit die von ihr erwartete Reproduktionsarbeit (z.B. Pflege von Familienangehörigen) nicht leisten. Daher erscheint aus biographischer Perspektive an dieser Stelle eine Differenzierung zwischen Anrufungen (Althusser 1976; Butler 1997) der Erwerbssphäre und der Reproduktionssphäre zielführender. Gleichwohl rekurriert auch diese Differenzierung auf die ursprüngliche Trennung der Sphären, weil im Kapitalismus alle Erwerbsarbeit nach dem Vorbild maximaler Effizienz in der Produktionssphäre organisiert ist. Wo immer Pflege-, Care- oder Erziehungsarbeit kommodifiziert wird, dient sie zwar noch nicht der unmittelbaren Mehrwertproduktion (u.a. daher lässt sie sich so leicht gesellschaftlich abwerten und schlechter bezahlen), unterliegt aber den gleichen Spielregeln, die im Kapitalismus für die gesamte Erwerbsarbeit gelten. So darf auch eine Arbeiterin, die in der häuslichen Kinderbetreuung tätig ist, ihre eigenen Kinder nicht mit zur Arbeit nehmen.

Wir möchten also im Rahmen der Rekonstruktion von Biographien das Verhältnis von Erwerbssphäre und Reproduktionssphäre im Blick behalten um die Herausforderungen hinsichtlich der Lebensführung unserer Interviewpartner*innen besser zu verstehen. Auch hier hilft eine raumsoziologisch informierte Perspektive grundsätzlich bei der Erfassung dieses Verhältnisses, weil Erwerbsarbeit auf eine ganz andere Weise räumlich strukturiert sein kann als Reproduktionsarbeit (siehe das Beispiel zur beruflichen Entsendung ins Ausland). Gerade für Mittelschichtssituierte ist die biographische Bearbeitung des Spannungsverhältnisses von gesteigerten räumlichen Flexibilitätsansprüchen im Rahmen der Erwerbsarbeitswelt (Knoke 2001; Kronauer/Linne 2005; Benner 2006) einerseits und der Stabilisierung von Raumkonstitutionen im Rahmen spezifischer Kulturen der Reproduktionssphäre andererseits unumgänglich (Schinkel 2013; Neubert/Stoll 2015). Biographische Raumkonstitutionen von Mittelschichtssituierten lassen sich als Lösungsstrategien für diese Konstellation lesen und sollen im Anschluss mit Blick auf relationale räumliche und zeitliche Positionierungspraktiken innerhalb biographischer Narrationen analysiert werden.

3 Raumzeitliche Orientierungen im Spannungsverhältnis zwischen Reproduktions- und Produktionssphäre

3.1 Fallanalysen

Im Folgenden möchten wir beispielhaft einzelne biographische Erzählungen im Hinblick auf ihre raumzeitlichen Orientierungen unter Berücksichtigung der Spannungsverhältnisse zwischen Erwerbs- und Reproduktionssphäre darstellen und deuten. Die ausgewählten Fälle werden zeigen, dass Spannungen mithilfe zweier unterscheidbarer Orientierungen ausgehandelt werden: Während die immanenten Strategien den Zusammenhang der eigenen Erfahrungen aus dem gelebten Leben selbst konstituieren, referieren die transzendenten Strategien auf einen außerhalb der Alltagswirklichkeit liegenden Fixpunkt (z.B. Gott oder eine imaginierte Zukunft) um Kohärenz zu generieren.

Immanente Orientierungen

Die Sequenzierung: Sharon

Sharon ist 1977 als zweites von fünf Kindern in Nairobi geboren und aufgewachsen. Ihre Mutter arbeitete als Schneiderin. Ihr Vater war als Religionslehrer beim kenianischen Militär tätig. Sharon absolvierte einen Bachelor of Arts in *Nutrition and Dietics* und arbeitete anschließend 16 Jahre lang als Ernährungsberaterin in diversen Projekten in humanitären Hilfsorganisationen, zuerst in Kenia und später in Krisengebieten im Süd-Sudan und in Somalia.

Sharons biographische Raumzeitkonstitutionen sind netzwerkartig-episodisch. Da sie projektgebunden vor Ort in diversen Krisengebieten stationiert ist, sind ihre Anstellungen mit vielzähligen Wohnortwechseln verbunden, welche keiner zukunftsgerichteten Planung unterliegen. Sie vollziehen sich vielmehr spontan und in Abhängigkeit jeweils aktueller Möglichkeiten oder Dringlichkeiten innerhalb ihrer beruflichen Netzwerke. Selbst der Versuch eine planende Perspektive einzunehmen und zumindest gewisse Arbeitsorte aufgrund ihres Gefahrenpotentials zu meiden scheitert.

> “I said there´s some countries I´d never work in and Somalia was one of them. […] So even when I am finding myself in Somalia I was, I was surprised [Laughs], but there was somebody I worked with in South Sudan who just/ He needed somebody to come urgently and set up a program.”

Die Sphären der Produktion und Reproduktion werden als eng miteinander verwoben erzählt. Dabei wandeln sich temporäre Wohnorte zu Zeltlagern und Grashüttensiedlungen. Da es in dieser Konstellation kaum möglich ist eine Trennung von beruflichen und nicht-beruflichen Tätigkeiten zu bewahren, ist ihre Arbeit entlang eines spezifischen raumzeitlichen Rhythmus organisiert. Institutionalisiert als *RnR*

(*Rest and Relexation*) werden die Angestellten alle acht Wochen in einen zehntägigen Erholungsurlaub geschickt, der einen Ortswechsel vorsieht, im Rahmen dessen sich ausschließlich der Regeneration der Arbeitskraft gewidmet werden soll. Diese Auslagerung der Reproduktionssphäre erscheint als eine Art Parallelwelt, die der Arbeiter*in verschrieben wird, um sich einerseits körperlich zu erholen und andererseits ihrer privilegierten Differenz zu denen zu vergewissern, die real und als Betroffene in den Krisengebieten (über)leben müssen. Darin spiegelt sich der Modus eines spezifischen Managements von Produktionsverhältnissen wider, welcher eine enorme räumliche und zeitliche Fremdbestimmung der Arbeitskraft mit sich bringt.

Diese ihrer Arbeit inhärente Organisation des (Re-)Produktionsverhältnisses und das Erleben(-Sollens) eines regelmäßigen Bruchs des Alltags erscheint hierbei als kompensatorisches Element zur sonst vorherrschenden Gleichzeitigkeit von Arbeiten und Leben von Opfer und Helfer*in. Die komplexe Verwobenheit vermeintlich produktiver und reproduktiver Tätigkeiten kommt besonders in der folgenden Interviewstelle zum Vorschein:

> "You might have the books, you know, book smart but this community has been living like this all these years, uh, what are you coming to tell them […]? And so many times I would have [Laughs] mothers asking me 'oh do you have children of your own?'/ And I'd say no. And I'd see the, the look changing in their faces […]. Cause I can't, I can't stand and tell you oh you need to exclusively breastfeed your child for six months, yeah. And I have not lived through what it means."

So können tragende Fähigkeiten der produktiven Praxis ausschließlich innerhalb intimster Bereiche der Reproduktionssphäre erworben werden. Zur vollen Anerkennung ihrer Profession als Gesundheits- und Ernährungsberaterin von Müttern und Kindern in Krisengebieten wird von Sharon ein ganz bestimmtes Wissen gefordert, welches ausschließlich *erstens* als Frau, *zweitens* als leibliche Mutter und *drittens* als lokal sozialisierte Akteurin erworben werden könne.

Nach 16 Jahren Leben und Arbeiten in Krisengebieten verspürt Sharon den Wunsch ihr Leben zu ändern: „And then, I don´t know, something in me switched and I just wanted to be home. And so I got a job which I was based in Nairobi but working for Somalia." Sie begründet diese Wendung in einer zunehmenden inneren Verhärtung gegenüber ihrer Umwelt außerhalb ihrer beruflichen Kontexte: „Whenever I'd come to Nairobi and someone would tell me, 'Oh I'm so stressed. Oh I don't have/I don't know what outfit to wear tomorrow.' I'm like, 'let me tell you what stress is.'"

Abgesehen von dieser reflexiven Selbstbeobachtung wird nun zum ersten Mal ein Zuhause relevant gemacht. Sharon verlegt ihren Lebensmittelpunkt zurück nach Nairobi und reist nur noch für kurze Zeiträume nach Somalia. Im Verlauf der Erzählung vollzieht sich nun langsam eine Neuordnung ihrer raumzeitlichen Orientierung – von einer netzwerkartig-episodischen in eine konzentrisch-lineare.

2010, kurz nach dem Tod ihres Vaters, lernt Sharon ihren jetzigen Ehemann auf einer Dienstreise in Dublin kennen. Das Paar heiratet. Ihr Ehepartner – in Hamburg geboren und aufgewachsen – entscheidet sich nach fünf Jahren Fernbeziehung zu ihr nach Nairobi zu ziehen und dort ein Startup zu gründen. Der Kinderwunsch wird zum Thema des Paares. Sharon beschreibt bereits die Antizipation der Elternschaft als Wendepunkt ihrer beruflichen Orientierung.

> “When we got married I knew/Okay, so I’d already joined the organization working here in Nairobi. Travelling now to the field/I had already told myself years back that if I ever got a family I would not do this field business and so that meant for me my career working in the field no more.”

Hier wird zum ersten Mal eine lineare Planungsperspektive eingenommen. Die Familienplanung steht dabei in direktem Zusammenhang mit dem Wunsch nach einer räumlichen Zentrierung. Zwei Jahre später wird ihr Sohn geboren und Sharon übergibt schließlich die Leitung des Projekts in Somalia an lokale Mitarbeiter*innen und beendet ihre Tätigkeit im humanitären Sektor. Entscheidend für diese Wendung ist eine normative Vorstellung guter Mutterschaft, welche, so Sharon, mit einer mindestens sechs Monate andauernden Stillzeit beginnen muss. Hierbei handelt es sich um eine diskursive Figur, die Sharon aus ihrer beruflichen Praxis internalisiert hat.

Die Passage verdeutlicht den Modus Operandi der Bearbeitung des Spannungsverhältnisses zwischen Produktions- und Reproduktionssphäre. Verschiedene raumzeitliche Orientierungen wechseln sich sequenziell ab. Durch die *Praktik biographischer Sequenzialisierung* werden Widersprüche und Spannungen innerhalb der beiden Sphären in aufeinanderfolgenden Lebensphasen organisiert und gleichsam aufgelöst. Die biographischen Sequenzen sind dabei keineswegs voneinander unabhängig, sondern werden sinnstiftend in die Selbsterzählung eingewoben.

> “I just/It’s a sacrifice/It’s a sacrifice because you’re away for eight weeks, your spouse and your people/I mean, now, now, now then I was single. I didn’t have so much, um, that I could say would tie me on this side. But now, I was going to get married/I was married. Um, eh, it’s a sacrifice I was not willing to pay so to speak.”

Das Opfern nimmt eine zentrale Stellung in ihrer Erzählung ein. Dadurch erzählt Sharon ihr Handeln als selbstwirksam. So ist es beispielsweise nicht die Karriere, die der Elternschaft geopfert werden muss. Andersherum würde die Aufrechterhaltung ihrer translokalen beruflichen Bindung dazu führen, dass Sharon ihre Vorstellungen guter Mutterschaft für den Beruf opfern müsste. Sharon betrachtet die dadurch entstehende Notwendigkeit ihre Lebensführung zu ändern als selbstwirksamen Akt und gründet ein Online-Modeunternehmen, das es ihr ermöglicht ihre produktive Arbeit ins *home office* zu verlagern.

> "So I started my entrepreneurship journey so to speak. Um, and now I work from home. I work opposite him [my husband]. Sometimes he goes to the office, sometimes he, he works from home. […] And uh, we have, uh, a nanny who helps us so that allows us to work but the baby is also, um, taken care of."

Das ständige Unterwegssein im humanitären Sektor geht zu Ende, doch Sharons ‚Reise' geht weiter. Nun kommuniziert sie online aus dem *home office* mit internationalen Klient*innen. Mögliche Spannungen der Gleichzeitigkeit von Arbeit und Mutterschaft in der häuslichen Sphäre löst Sharon durch die Kommodifizierung reproduktiver Arbeiten, indem sie eine *nanny* anstellt, die die Familie täglich im Haushalt und bei der Kinderbetreuung unterstützt. In anderen Interviews wurde ebenso deutlich, dass die private Anstellung von Arbeiter*innen für die Unterstützung oder gar die Übernahme häuslicher Tätigkeiten und der Kinderbetreuung in Nairobi schon ab einem mittleren Einkommen geläufig ist. Dies, so die Biographisierenden, sei notwendig, da Frauen in Kenia nur 90 Kalendertage bezahlter Mutterschaftsurlaub zustehen.

Unsere Frage nach Sharons Zukunft deckt weitere raumzeitliche Aspekte des Umgangs mit biographischen Spannungen als Partnerin und als Mutter auf. Ihre Antwort verdeutlicht, dass die Einrichtung des Lebensmittelpunkts ihrer Familie in Nairobi ebenfalls einen Projektcharakter hat und sie für (räumliche) Veränderungen offen bleibt.

> "I was ready to live wherever. I did not have any qualms with living outside [Kenya] because my work had already taken me, uh, to all these different places but then when he [husband] said he wanted to [move to Nairobi], I said okay. I said we can review this after two years if you feel like."

Erneut kommt es zu einer biographischen Sequenzialisierung durch die Öffnung der aktuellen konzentrisch-linearen Orientierung, denn Sharons Zukunftsvorstellungen sind wiederum netzwerkartig-episodisch organisiert. Nicht eine, sondern eine Vielzahl an Zukünften, in verschiedenen räumlichen Konstellationen werden für möglich gehalten. Diese Offenheit macht sie, wie das Zitat auch verdeutlicht, zu einer flexiblen und kompromissbereiten Partnerin.

Die Fähigkeit zur biographischen Sequenzierung raumzeitlicher Orientierungen ist aber auch für ihre Rolle als Mutter von enormer Bedeutung. Sie ermöglicht es Sharon zum Teil widersprüchliche mütterliche Figuren zu vereinen. Somit kann sie verbreiteten geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen an eine Mutter entsprechen, die das Brust-Stillen nicht nur unter gesundheitlichen, sondern auch unter emotionalen Aspekten (Bindung zum Kind) hervorhebt, während sie eben auch die Werte einer vermeintlich emanzipierten „crazy mom" zu legitimieren weiß: „So my future I want my baby to grow up knowing that yeah mummy is crazy in a certain way." In diesem Beispiel biographischer Vereinbarkeit lösen sich nicht nur die

vermeintlichen Gegensätze der Attribute bürgerlich und emanzipiert auf, in ihm wird auch das Normativ elterlicher Vorbildfunktionen und ihr intergenerantionales Machtgefälle auf den Kopf gestellt und kann somit als Anti-Vorbild verstanden werden, welches implizit das Recht auf Mündigkeit des Kindes hervorhebt.

Sharon führt diese Offenheit gegenüber der Persönlichkeitsentwicklung ihres Sohnes weiter aus und formuliert dabei aus raumsoziologischer Perspektive vortrefflich die Maßstabsebene, auf der das vermeintlich Bürgerliche versus Emanzipierte zusammenkommen: „I want my child to become a world citizen.“ Ihr Sohn soll überall zuhause sein. So entwirft Sharon zur Erreichung des Erziehungszieles des kleinen „global citizen“ eine Mutterfigur, die metaphorisch sicherer Hafen und Tor in die Welt zugleich ist. Als hervorragende Voraussetzung hierfür wird, neben dem „verrückt sein“ als Vorbild auch das doppelte kulturelle und sprachliche Kapital der Eltern angeführt. Das Kind soll selbst entscheiden, wo es einmal leben möchte, während sie und ihr Partner ihm den ‚Rücken freihalten‘. Diese Sozialisationsfigur als ‚Erziehung zur Mündigkeit‘ ist typisch für die reflexive Moderne, in der das Kind seinen Weg in die Kritikfähigkeit und Selbstständigkeit finden soll.

In gesamtbiographischer Perspektive erzählt sich Sharon aus der Perspektive eines flexiblen Subjektes, das weitestgehend problemlos diverse und zum Teil widersprüchliche Positionen einnehmen kann, indem es durch die Praxis biographischer Sequenzialisierung verschiedene Raumzeitmuster im Lebenslauf synthetisiert und in einer gesamtbiographischen Perspektive mit Sinn versieht. Spannungen zwischen den Sphären der Produktion und Reproduktion werden durch die Konstruktion zeitlich aufeinanderfolgender Lebensphasen aufgelöst und in eine Gleichzeitigkeit von feministischer Selbstbestimmung und bürgerlicher Elternschaft umgewendet. Sharon präferiert und deutet dabei die netzwerkartig-episodische Orientierung als Selbstbestimmtere. Dies ist ihr durch eine vergleichsweise gute ökonomische Kapitalausstattung möglich, da diese es ihr ermöglicht ein Unternehmen aufzubauen und dafür eine Zeit der Erwerbslosigkeit zu überbrücken.

Abstrahierte Linearität: Ruby

Die 32-jährige Ruby lebt in Nairobi, hat Literatur studiert und arbeitet selbstständig als Transkriptionistin. Ihre Mutter verstarb, als Ruby 17 Jahre alt war. Sie hatte zuvor als Sekretärin gearbeitet. Ihr Vater arbeitete zunächst als Polizist, dann bei einer privaten Sicherheitsfirma und schließlich als Peacekeeper bei den Vereinten Nationen, bevor er in den Ruhestand ging. Ruby ist Single zum Zeitpunkt des Interviews, hat keine Kinder und lebt alleine in einem Apartment in den Eastlands der Stadt. Sie ist auch in Nairobi aufgewachsen (zusammen mit zwei Geschwistern) und verbrachte einzig ihre Studienzeit außerhalb der Hauptstadt in Eldoret, im Westen des Landes. Ihr Einkommen beträgt in etwa durchschnittlich 40.000 KES (ca. 400 US$) pro Monat.

Ruby erzählt die Geschichte ihres Lebens sehr systematisch und chronologisch. In der ersten Hälfte des Interviews wird deutlich, dass sie ihrem Leben eine Lineari-

tät verleiht, indem sie bereits gegen Ende ihrer Schulzeit „ambitious goals“ verfolgt und eine Karriere in einem naturwissenschaftlichen Bereich (am liebsten Medizin) anstrebt.[4] Nach ihrem sehr guten Schulabschluss (A-) bewirbt sie sich daher für die Studiengänge Medizin, Informatik, Versicherungsmathematik und Literatur.[5] Sie wird für ein Studium der Literatur in Eldoret ausgewählt, versucht daraufhin mit Hilfe ihres Vaters doch noch einen Studiengang in einem der anderen Fächer zu bekommen, aber die Studiengebühren sind nicht bezahlbar, wenn der Studienplatz nicht zugewiesen ist (sonst übernimmt der Staat einen Großteil der Gebühren). Biographisch verbucht sie diese Erfahrung als „first disappointment“. Gleichwohl gewinnt sie auch dem eher geistwissenschaftlichen Fach positive Effekte hinsichtlich ihrer Persönlichkeitsentwicklung ab: Während sie in den naturwissenschaftlichen Fächern das Denken als „in that box“ bezeichnet, muss sie nun lernen „outside the box“ zu denken. Solche Erfahrungen werden als „Lehren“ bezeichnet, was die Linearität ihrer lebensgeschichtlichen Konstruktion unterstreicht, weil dadurch eine direkte Verbindung der Vergangenheit zu Gegenwart und Zukunft hergestellt wird: „So I think *that* for me, in terms of university, was the greatest lesson.“

Dennoch ändert sich, im Wesentlichen durch diese Erfahrung, die Art und Weise, wie sie von nun an versucht ihrem Leben eine Richtung zu geben – also Linearität herzustellen. Rückblickend auf diese Phase ihres Lebens erzählt sie: „I want to study science. So I had a plan. I had a plan. But then life has a funny way of making things happen and say, no that’s not the plan I have for you.“ Vor diesem Hintergrund zieht sie die Schlussfolgerung, die sie auch anderen nahezubringen versucht, nicht zu sehr auf einen Plan zu fokussieren:

> “So learning the value of, of having a backup plan, yeah, is, is what I learned. And I always tell/Because now, I, I sometimes go back to the secondary school I was in and I talk to the girls and I tell them have a backup plan.”

Darüber hinaus findet sie sich in einem Studiengang wieder, der – im Gegensatz zu ihren drei anderen gewählten Fächern – für sie keinen weiteren biographischen Anschluss im Sinne einer klaren Berufsvorstellung impliziert. Daher erschöpft sich die Umstellung ihres lebensgeschichtlichen Biographisierungsmodus nicht nur einfach in der Imagination eines zweiten Plans, sondern es kommt zu einer positiven Konnotation von einer allgemeinen, stärker abstrakt gedachten biographischen Flexibilität, die sie im Anschluss an ihr Studium mit Aufnahme einer selbstständigen Tätigkeit entwickelt: „It’s the flexibility that I realize that I needed over time. […] I realized I actually like flexibility.“ Diese Flexibilität grenzt sie explizit von Lebensvorstellungen ab, die zum einen langfristige Pläne zu sehr gewichten und zum

[4] Referenz ist hier das angelsächsische Wissenschaftssystem, das alle Sozial- und Geisteswissenschaften als „Arts“ und alle naturwissenschaftlichen Fächer als „Science“ tituliert.

[5] In Kenia werden Studienplätze zentral vergeben und die Schulabsolvent*innen können sich für vier Fächer nach Priorität bewerben. Das vierte Fach muss dabei aus einer kleineren Liste ausgewählt werden und Ruby wählt hier Literatur aufgrund mangelnder Alternativen und der Erwartungshaltung, dass sie eines der drei anderen Fächer studieren dürfen werde.

anderen einen, in ihren Augen, allzu sehr strukturierten Alltag implizieren. Die Abgrenzung wird von ihr selbst sowohl als Generationskonflikt als auch als Individualisierungsleistung gegenüber einer Mehrheitsgesellschaft gedeutet.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Ruby von einem nahezu idealtypisch linearen Biographisierungsmodus mit konkreten Lebenszielen (Berufskarriere in Bereich ‚Science‘) zu einem Modus wechselt, der abstraktere Zielvorstellungen (v.a. ökonomische Unabhängigkeit von ihrer Familie und das Motiv ihre ‚eigene Chefin zu sein‘) beinhaltet, damit ein situatives Umsteuern auf der Handlungsebene erleichtert und auch das Offenhalten verschiedener zukünftiger Optionen positiv konnotiert und so episodische Anteile gewinnt. Auch hinsichtlich der Familienplanung, also bezüglich der Reproduktionssphäre, werden konkrete Planungen zugunsten des Erhalts mehrerer möglicher Optionen hintangestellt.

> “But that’s not to say that I wouldn’t want to get married someday or, or have kids. It’s, it’s nice to have. I mean, I have no qualms about but I have made, I have made peace with if it never happens I’m okay.”

Dennoch ist gerade diese Umstellung nicht nur reflektiert, sondern als biographischer Lernprozess im Sinne einer Persönlichkeitsentwicklung gerahmt, so dass sich die Konstitutionsform ihrer Lebensgeschichtlichkeit als *abstrahierte Linearität* bezeichnen lässt.

Hinsichtlich der biographischen Raumkonstitution macht Ruby an mehreren Stellen des Interviews deutlich, dass sie sich als Städterin versteht. Damit ist für sie ein Habitus verbunden, der in ländlichen Regionen und auch an der Universität in Eldoret nach ihrer Erfahrung als eher unhöflich wahrgenommen wird, aber in den eigenen Augen als lustig, schlagfertig und etwas sarkastisch konnotiert ist:

> “I took that attitude (laughter) to Eldoret. And remember this is me – a city girl. […] Cause Eldoret where the university is, is it’s pretty rural. So, it’s not Eldoret town. It’s not even in Eldoret town. […] So, and then I go there with my Nairobi attitude and you’re dealing with people from the village and there’s that perception that I am hard to handle.”

Die Differenzierung zwischen Stadt und Land ist ein häufiges Motiv in den Interviews. Auffällig in Rubys Fall ist die eindeutige Zuordnung der eigenen Person zur Stadt. Zumeist finden sich in den Interviews Passagen, in denen deutlich wird, dass die Erzähler*innen, auch wenn sie in Nairobi leben, ihr eigentliches Zuhause in ihrer Herkunftsregion auf dem Land sehen, wo häufig noch Teile der Familie von der Landwirtschaft leben. Dieser räumlich-biographische Bezug zum Land, der zumeist mit der Möglichkeit konnotiert ist im Falle existenzieller Sorge oder im Alter dorthin zurückzukehren, fehlt in Rubys Erzählung vollständig.

Neben Nairobi als wichtigster räumlicher Referenz werden im Interview die eigene Wohnung, Kenia und die Welt biographisch relevant gemacht. Dabei hat die

eigene Wohnung vor allem die Funktion ökonomische Unabhängigkeit zu dokumentieren. Nach ihrem Studium und der Rückkehr nach Nairobi zog sie zunächst wieder bei ihrem Vater ein. Mit dem Einkommen aus ihrer Transkriptionstätigkeit gewann sie nach einigen Jahren die Möglichkeit eine eigene Wohnung zu finanzieren und damit individuell unabhängiger zu werden, was für sie hohe Relevanz besitzt: „I work, I make my own money, I don't ask anyone for money, and that's what's important, right." Kenia wird thematisiert als Gesellschaft, die in den letzten Jahrzehnten vor allem durch die Digitalisierung einen Modernisierungsschub erfahren hat, der der jungen Generation neue Möglichkeiten eröffnet, die von der Elterngeneration nicht verstanden werden. So beschreibt Ruby eine permante Auseinandersetzung mit ihrem Vater, der nicht recht begreifen kann, wie sich Geld verdienen lässt, ohne zur Arbeit zu gehen und stattdessen mit einem Laptop zu Hause zu bleiben:

> "To this day it's still a constant challenge with my father especially with the, with the line of work I ended up choosing. […] So they don't understand how I can lay in bed, on my laptop the whole day and I'm making money."

Die Elterngeneration scheint aus Rubys Perspektive einzig im Staatsdienst die Möglichkeit zu sehen ein Einkommen zu erzielen, das die Zugehörigkeit zu globalen Mittelschichten ermöglicht und eine entsprechende soziale Absicherung (v.a. Rente und Krankenversicherung) bietet. Genau diese Arbeit im Staatsdienst wird von Ruby (und vielen anderen jüngeren Interviewpartner*innen) allerdings kritisch gesehen:

> "I told him [the father] I don't want to work for the government. The government is slow and they, and they, and they are lazy. No, no, I don't want to work for that."

Der Nationalstaat Kenia wird also einerseits als modernes digitalisiertes Land wahrgenommen, das in diesem Bereich Optionen eröffnet; andererseits hinsichtlich seiner staatlichen Organisation durchaus kritisch gesehen. Durchweg positiv wird dagegen ein globaler Bezug des eigenen Denkens konnotiert, den sie in den Bildungseinrichtungen erworben hat:

> "We went into Europe, and then came to the Caribbean, and, and so in a way I expanded – Like I got to see the world without leaving, (laughs) without leaving Kenya. And it was so interesting because even when I talk to some of the friends that I have met from all over the world and I may say something that I may know about their country and they go like, 'Where did you learn that?' I go like, 'Well, I studied it in school.' And they're like, 'Wow.' And I'm thinking but that's what I went to school to do - to learn. Um, so, so, studying literature opened my eyes to the world through the stories."

Ruby stellt also verschiedene biographisch-räumliche Bezüge auf unterschiedlichen Maßstabsebenen her und kann daher als konzentrisch biographisierend beschrieben werden. Auffällig dabei ist jedoch der ausgeprägte Stadtbezug, der mit einer gewissen Optionenvielfalt und einem modernen Habitus konnotiert ist und in Kombination mit der dokumentierten globalen Reichweite des eigenen Denkens netzwerkartige Züge trägt. Insgesamt kann die biographische Lebensraumkonstitution als *globalisiert-konzentrisch* bezeichnet werden.

Wie nun funktioniert dieses konzentrisch-lineare Lebensführungsmodell in Produktions- und Reproduktionssphäre? Mit der globalisiert-konzentrischen und abstrahiert-linearen biographischen Raumzeitkonstitution erweitert Ruby ihre Handlungsmöglichkeiten gegenüber einer idealtypisch konzentrisch-linearen Konstitutionsform, weil die abstrakteren Ziele ein weiteres Feld von Berufen und Beziehungs- sowie Familienformen eröffnen und die erweiterten räumlichen Bezüge ein potentielles Feld globaler Urbanität erschließen. Die Sinnhaftigkeit dieser Erweiterung, die von Ruby selbst als biographische Entwicklung gedeutet wird, lässt sich vor dem Hintergrund der gesellschaftshistorischen Situation in Produktions- und Reproduktionssphäre als Bearbeitung der Herausforderungen an ihre Lebensführung lesen.

Zunächst einmal ist entscheidend, dass lineare Lebensplanung auf die Stabilität und Zuverlässigkeit institutioneller Rahmenbedingungen vertrauen muss. So müssen beispielsweise Zugangsregelungen für bestimmte Berufsfelder für die Zukunft prognostizierbar sein oder Wissensbestände dürfen nicht zu schnell veralten. Eine Welt, die sich allzu schnell verändert, erlaubt kaum langfristige Planung innerhalb dieser Welt. Die Erfahrung, kein Studium in einem eher naturwissenschaftlich-mathematischen Fach zu bekommen, obwohl Ruby mit einem sehr guten Schulabschluss aufwarten kann, wird verarbeitet, indem sie grundsätzlich zu einer offeneren Lebensplanung umschwenkt, die als selbsterwünschte Flexibilität internalisiert und schließlich auch nach außen propagiert wird. Im Zusammenhang mit der Flexibilisierung in der Produktionssphäre steht auch eine gewisse Verkleinerung der Reproduktionssphäre. Entgegen gesellschaftlicher Erwartungen ist Ruby mit Anfang Dreißig nicht verheiratet und hat keine Kinder. Es wirkt, als müssten solche Veränderungen, wenn sich Ruby dafür entscheiden sollte, zu dem Lebensstil als autonome Freelancerin passen. Sie ist nicht an traditionellen Rollenbildern interessiert. Vielmehr kontert sie Anfragen ihrer Verwandtschaft nach Heirat und Kindern mit der von ihr beschriebenen großstädtischen Attitüde.

Damit lässt sich Ruby als eine Frau beschreiben, die als Mittelschichtssituierte der zweiten Generation ihre Perspektive im Gegensatz zu ihrer Elterngeneration eher im privatwirtschaftlichen Sektor findet und sich dabei durchaus gegen gesellschaftliche Erwartungen einer *middle class married motherhood* stellt. Rachel Spronk zeigt, dass solche Biographisierungen in Nairobi immer häufiger anzutreffen sind (2005) – gerade bei Frauen, die nach Dieter Neubert und Florian Stoll dem Milieu der „Young Professionals“ zugeordnet werden können (2015). Mit dieser Art der Lebensführung entscheidet sich Ruby gleichsam für eine Verkleinerung der Repro-

duktionssphäre und legt einen Fokus auf die Erwerbssphäre, in welcher sie auf Basis von Mediatisierung ihre Weltreichweite vergrößert. Dabei hilft die abstrahierte Linearität einerseits eine kohärente Entwicklungsgeschichte des Selbst zu erzählen und anderseits, vor dem Hintergrund eingeschränkter Planbarkeit, nicht zu starr an konkreten Karrierevorstellungen festhalten zu müssen. Räumlich zentriert sie ihr Leben zwar um ein Zuhause herum, identifiziert sich aber gleichzeitig mit der Großstadt und mit dem Globalen, so dass auch hier Spielräume im Rahmen eines flexiblen Akkumulationsregimes entstehen. Diese biographischen Entscheidungen werden emanzipativ gegenüber einer Mehrheitsgesellschaft und in ihrem unmittelbaren sozialen Umfeld vertreten und teilweise als Generationenkonflikt gerahmt.

Transzendente Orientierungen

Die biographische Utopie: Frank

Frank ist 1990 geboren und zusammen mit seinen Eltern und Großeltern, zwei weiteren Partnerinnen seines Vaters, 19 Geschwistern und weiteren Familienmitgliedern in einer kleinen ländlichen Gemeinde im Kisumu County im Westen Kenias aufgewachsen. Auch zum Zeitpunkt des Interviews, welches auf einer seiner Dienstreisen in einem Hotel in Nairobi stattfindet, lebt er dort mit seiner Partnerin und ihrer gemeinsamen sechs Monate alten Tochter. Franks Eltern sind beide berufstätig. Seine Mutter betreibt ein kleines Geschäft. Sein Vater hat sich, als ausgebildeter Lehrer, in der Entwicklungshilfe selbstständig gemacht und ist Gründer einer NGO und Dorfschule.

Franks biographische Erzählung thematisiert unzählige Hürden, die er seit seiner Kindheit mit Zuversicht zu überwinden weiß. Was es auch sei – das fehlende Kapital zur Zahlung der Schulgebühren, die Herausforderungen einer unbezwingbaren Natur oder gesundheitliche Beeinträchtigungen – Frank findet einen Weg: „Sometimes the road is meandering. Sometimes it is hilly, si ndio? [Isn´t it?] So, me what I do, I go until I reach there.“ Seine Narration ist von selbststabilisierenden Motiven wie „hope for achievement“, „being focused“ und „consistency matters“ geprägt. Frank entwirft damit die biographische Figur eines zielstrebig Fortschreitenden. Persönlicher Fortschritt und Entwicklung – Begriffe, die sich iterativ durch die gesamte Erzählung ziehen – stehen dabei in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dem der gesamten „rural community“. Die Entwicklung der *community* ist zugleich Bedingung und Ziel der eigenen Subjektwerdung, da Franks produktive Tätigkeit auf der Entwicklung der *community* und somit zu großen Teilen auf seiner eigenen Reproduktionssphäre aufbaut. Der folgende Interviewausschnitt verdeutlicht diesen Zusammenhang:

> “I can say that I have a big/a big achievement because I'm from the rural poor community and struggle. […] Exposure has helped me to move from the community where I was and place me to another level. Now, my dad told me ‘Make your community to be a town!’ Now, that is our focus now.“

Franks Vergangenheit nimmt einen hohen Stellenwert in der Erzählung ein. Sie wird wiederholt im Kontext der damaligen, prekären ökonomischen Situation der Großfamilie als eine Zeit beschrieben, in der Krankheit, Armut und Verzicht seinen Alltag prägten. Auch seine Schulbiographie beschreibt er voller Hindernisse und Brüche:

> "The family was so big […]. My dad was not able to pay school fees for me, because there were some of my brothers and sisters who were ahead of me. Then because I was asthmatic, I was transferred from one school to another school because where I w/I was, there, the/It was very cold, so I was not able to survive. So, I was transferred to another school."

Diesen Umständen zum Trotz, erscheint sein Vater in der Erzählung bereits damals als Hoffnungsträger und eindrucksvolles Vorbild und Mentor: „I'm sitting here because he [father] showed me the right direction.“ Sein Vater hat eine starke Vorbildfunktion inne, die sich in dem Wunsch artikuliert einmal wie er sein zu wollen:

> "I want to be like my dad. I learned a lot from him. He took me to different conference training and that/that helped me to know about/because I have that feeling from the community. It was not only me suffering but the entire community, because you come from the rural. The entire community was suffering. So, I said that I must ensure that I support the/those who are suffering, and through an organization."

Diese väterliche Vorbildfigur ist maßgeblich für Franks konzentrisch-lineare biographische Orientierung. Die zukünftige Entwicklung des biographischen Zentrums der *rural community*, welche Produktions- und Reproduktionssphäre zugleich darstellt und mit der ganzen Welt in wachsender Vernetzung steht, ist Franks Ziel.

Franks Gegenwartserzählungen sind relativ kurz, vielmehr vollziehen sich Sprünge zwischen vergangenen Erlebnissen und zukünftigen Planungen. Diese Sprünge sind keineswegs zufällig, sondern dienen dazu immer wieder aufs Neue Spannungen zwischen den Sphären der Produktion und Reproduktion zu bearbeiten. Auch wenn die Gegenwart sich in einer Krise befindet, lässt diese sich durch das *Hoffnungsprinzip Zukunft* und die Strategie „consistency matters“ (Selbstbezeichnung) überwinden: „I say that no, this challenge is only today, but because I'm working on it, I'm gonna achieve it.“ Durch die Einnahme einer langzeitlichen Planungsperspektive auf seinem Weg bleibt Frank niemals in der von unüberwindbaren Hürden gesäumten Gegenwart stehen.

Die zeitliche Gerichtetheit seines biographischen Handelns vollzieht sich ausgehend von der imaginierten Zukunft, in der die *rural community* global angekoppelt ist. Ein transzendenter Fixpunkt jenseits der Erfahrung, der Wohlergehen prophezeit. Ausgehend von dieser Imagination wird stets die Gegenwart betrachtet und

konstruiert. Dadurch also, dass die Utopie Ausgangspunkt seines Handelns ist, gewinnt Frank die Flexibilität ganz unterschiedliche Projekte in sein Fortschrittsnarrativ zu integrieren. Dieses generationenübergreifende Projekt führt Frank als Fortführung des väterlichen Erbes an, welches auch über seine menschliche Existenz hinweg fortwirkt und in der Generationenfolge an seinen eigenen Nachwuchs weitergegeben wird.

> "I want my baby to study more than me, so that he will also help others. And I will train my baby to have a mentorian heart, to have community at heart. And that is my/my, my future. My future is my baby, to ensure that he studies very well more than me."

Die hier beschriebene Investition in die Bildung des Nachwuchses oder die Betrachtung des Kindes als Humankapital ist eine klassische Diskursfigur bürgerlicher Gesellschaften.

Frank befreit sich aus seiner gesellschaftlichen Position, indem er das Schicksal der gesamten *community* zum Mittelpunkt seiner produktiven Arbeit macht, es also nicht als sein persönliches, sondern als kollektives Schicksal konstruiert und daraus einen Wert generiert, der sich im Zuge der Gründung einer NGO kommodifizieren lässt. Sein gesellschaftliches Engagement schafft dabei gleichzeitig ein Netzwerk, in dem Frank den Grad seiner persönlichen (ökonomischen) Autonomie maximieren kann.

> "I do a lot of connection because my dad taught me one thing. If you want to develop, don't raise funds. You won't get those funds. Raise friends. […] I can come to this expensive hotel. I don't pay but, uh, because I have a good partnership, I have good friendship, we have partners that we work with, I can now come to a/a, an expensive hotel. They can host me a number of time."

Im Kontext seiner Erwerbsbiographie spricht er wiederholt explizit von der Notwendigkeit des Wachstums seiner lokalen und globalen Netzwerke und deren Synergieeffekte: „So/so create a lot of networks. […] I learned internet. I made a lot of connection in terms of joining networks, uh, making friendship. Friendship for development." Das Internet eröffne ihm dabei zuweilen Vernetzungsmöglichkeiten im globalen Raum. Wie erfolgreich ein Netzwerk ist, scheint dabei auch mit dessen Reichweite zusammenzuhängen. Ländliche Gebiete konnotiert Frank eher als ‚abgehängt': „The people are in the rural and they have not travelled. They don't know. They are in the same environment, so they think that life is within that environment. That is the end of life." Beruflicher Erfolg und gutes Leben brauchen in seiner Erzählung jedoch Anbindung:

> "I have a big/a big achievement because I'm from the rural poor community and struggle. Right now, I have a very good connection not only in Kenya

> but globally, whereby the connection help us to support each other and also support our program.”

Während Frank zwar fast ausschließlich von der Wichtigkeit lokaler und globaler Vernetzung spricht, steht im Mittelpunkt seiner biographischen Erzählung gleichsam die *rural community* als zentraler Knotenpunkt des Netzwerkes, von dem aus sich alle Vernetzungen erstrecken. Passagen, in denen Frank von Bewegung und Mobilität spricht, lesen sich weniger als Ortswechsel, sondern vielmehr als Wachstumsbewegungen, welche von einem festen Zentrum ausgehen:

> “I want to move from that place to another place whereby I will be/Personally, I need to be/have a financial freedom, then those who I'm working with need to be also have financial freedom. Then they also affect those who are surrounding them. If your neighbour is suffering then you are feeling good, then to me it is not okay. You must help your neighbour. Yes.”

Es gelingt ihm innerhalb der NGO des Vaters seine eigene Jugendorganisation zu gründen. Später finanziert er mit seinem ersten Einkommen sein Studium in Community and Health Development und konzentriert sich seither auf den Aufbau seiner eigenen Organisation:

> “I was now focusing on my organization, whereby we work on mental health issues. We work on supporting youth. We worked on/work on sexual reproductive health because it's a real issue within/within our rural community.”

In den vergangenen Jahren schaffte es Frank mit seiner Jugendorganisation internationale Aufmerksamkeit zu erlangen. Dem Rat seines Vaters folgend, baut er auf Netzwerke und schafft es zusätzliche Dienstleistungen für andere NGOs, wie beispielsweise die Betreuung von Auslandspraktikant*innen, zu übernehmen und an seine Organisation anzubinden.

Anders als in der Produktionssphäre fungiert der Vater bei der Gestaltung von Franks eigener Familienform nicht als Vorbild. Die polygame Partnerschaft und damit einhergehender Kinderreichtum sowie frühe Elternschaft und Heirat benennt Frank konkret als Ursache für Armut:

> “The family was so big, so my dad wasn't able to take care of the family. […] Uh, to me, I think my/I didn't give my marriage a priority because I understand that when I marry early, then I will not able to take care of my baby.”

Die Passage macht deutlich, dass die hier beschriebene Rationalisierung der Familien- und Lebensform – also die Verkleinerung der Reproduktionssphäre von

der Großfamilie (polygam) zur Klein- und Kernfamilie (monogam) – als Strategie im Umgang mit Spannungen zwischen Produktions- und Reproduktionssphäre dient. Zusätzlich äußert sich dabei auf der Ebene normativer Vorstellungen von Elternschaft der Wunsch seinem eigenen Kind („baby") ein besseres Leben zu ermöglichen, als er es durch die finanzielle Not der Familie in seiner eigenen Kindheit erlebt hat.

Zusammenfassend macht Franks Fall und seine spezifische Situiertheit zum einen deutlich, wie heterogen das Spektrum der Mittelschichten ist und wie unterschiedlich demzufolge auch der raumzeitliche Modus Operandi des Investierens in den Status ausfällt. Zum anderen weist seine Geschichte aus subjekttheoretischer Perspektive auch auf die Rolle dependenter und interdependenter Selbstkonstruktionen hin. Investive Statusarbeit für ein Subjekt, für das die Grenzen des Selbst in der Welt die Grenzen die Kleinfamilie darstellen, fällt natürlich anders aus als die Grenzen jenes Subjekts, das sich und sein Selbst als Teil eines gesamten Kosmos (bedürftiger) Menschen sieht, diesen aber auch als seine Chance begreift. Franks raumzeitlicher Umgang mit biographischen Spannungen zwischen den Sphären der Reproduktion und Produktion, hier als biographische Utopie gefasst, veranschaulicht darüber hinaus, dass investive Statusarbeit eine intergenerationale Komponente hat und bringt somit innerhalb des globalen Mittelschichtsdiskurses auch das Thema des materiellen und immateriellen Erbes zum Vorschein.

Sakrale Harmonisierung: Alvin

Alvin ist zum Zeitpunkt des Interviews 48 Jahre alt und arbeitet als Lecturer an einer Universität in Nairobi. Er hat Soziologie und Ökonomie an einer Universität im Süd-Westen Kenias und im außerafrikanischen Ausland (MA) studiert. Ebenfalls dort erlangte er im Anschluss den PhD. Seine Mutter arbeitete als Grundschullehrerin und der Vater bei einer staatlichen Transportgesellschaft. Beide Eltern sind nicht mehr am Leben. Alvin wohnt mit seiner Frau und drei Kindern sowie einem Hausangestellten im Osten Nairobis. Er verdient ungefähr 100.000 KES (1.000 US$) pro Monat.

Hinsichtlich der Konstitutionsform von Lebensgeschichtlichkeit dokumentiert Alvin im Interview, dass er sich die Arbeit in der Lehre auch für die Zukunft vorstellt: „The future is that I, I plan to – It's always my desire to be, to remain a teacher. A teacher and as a researcher as, as what I am doing." Er verbindet die Tätigkeit als Lehrer logisch mit einem zunehmenden Engagement in der Kirchengemeinde, in der er immer häufiger auch predigt. Diese Pläne haben sich im Laufe des Lebens verändert, aber es wurden offensichtlich immer relativ konkrete Pläne geschmiedet: „I was in high school, I thought I could become a medical doctor." Und etwas später:

> "Uh, initially I thought I would go into finance and business. Again, when I went to senior high school I studied economics for the first time. I went

> into business-oriented course, which I did all the way, uh, to undergraduate. I did economics.”

Die Realisierung solcher linearen Planungen wird jedoch immer wieder durchkreuzt von äußeren Umständen wie finanziellen Problemen und mangelnden Gelegenheiten. Aber Alvin gibt deswegen – genau wie die meisten unserer Interviewpartner*innen – nicht die Vorstellung eines linearen Lebensweges auf. Vielmehr transzendiert sein Umgang mit solchen Widrigkeiten die Linearität und hebt sie damit auf eine höhere Ebene. Direkt im Anschluss an das obenstehende Zitat erzählt er:

> “I studied economics but, uh, somehow things also changed. I ended up going to graduate school, uh, to study sociology. Uh, and I found probably that was God’s plan that I do that. Not, uh, not something else. Yes. But I also […] I am also a strong, staunch Christian.”

Auch wenn sich Alvin häufig an nicht vorhersehbaren Optionen orientieren muss, behält er die Vorstellung eines geplanten Lebensweges bei, indem er die Planung der transzendenten Instanz Gott zuschreibt, dessen Pläne zwar nicht immer durchschaubar, aber in seinen Augen offensichtlich zutiefst sinnvoll sind. Jedenfalls zerfällt sein Leben in der Erzählung nicht in einzelne Episoden, sondern Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bleiben logisch verbunden, so dass sich in diesem Fall von einer *transzendierten Linearität* sprechen lässt.

Die Rekonstruktion der biographischen Raumkonstitution ergibt, dass das ländliche Herkunftsdorf von ihm und seinem Vater eine wichtige Rolle spielt. Innerhalb der Dorfgemeinschaft kann sowohl sein Vater – nach Verlust der Arbeit in Uganda – als auch er – nach dem Studium – die eigene Existenz sichern. Die Bedeutung dieses subsistenzwirtschaftlichen Fixpunktes nimmt im Laufe der Erzählung in dem Maße ab, wie Nairobi bedeutender wird und mehr und mehr zum Zuhause der gegenwärtigen Familie avanciert. Alvin dokumentiert durch sein Engagement beim Schulbau im Heimatdorf seine Verbundenheit mit der dortigen Gemeinschaft, obwohl er schließlich das Dorf verlässt um in Nairobi bessere Arbeitsmöglichkeiten zu suchen.

> “There was talk of starting a new school, a high school in the village. Back then, uh, the government realized that, uh, uh, that they could not absorb all the candidates coming from, uh, primary school into high school. Ah, there was not enough space. And not enough schools. Not enough facilities, so they encouraged communities to set up high schools. So the, the government would post maybe one or two teachers gradually, but the community would take care of the initial setting up, giving up, giving land and maybe constructing a few classrooms. And a few facilities, then the government will eventually take off. So we/I, I s- I was one of the people who started one of

> the school. […] And most of it was purely voluntary, unpaid. Because the, the community/there was a community lead- somebody in the community who had a good job in an insurance company, so most of the initial costs he was bearing through with himself and together with a few of his friends. So, it was also, uh, getting a little bit too expensive for him to manage us. Uh, so I noticed this that it was not going to be – I loved the students. I loved the school but there is very little I could do to keep myself there."

Insgesamt ist Alvin immer wieder darauf angewiesen seinen Wohnort nach sich bietenden Gelegenheiten zu wählen, wobei sich in ersten Hälfte der Erzählung das Herkunftsdorf, in der zweiten Hälfte Nairobi als biographisch relevantester Raum zu erkennen gibt. Mit der Festanstellung in Nairobi etabliert sich ein stärker konzentrisch-lineares Lebensführungsmodell.

Doch auch Alvin bringt eine gewisse Identifikation mit einer höheren Maßstabsebene zum Ausdruck, wenn recht ausführlich von seiner Kindheit in Uganda, wo der Vater bis zur Machtübernahme von Idi Amin arbeitete, erzählt und dort das Bild der vergangenen East-African-Community beschwört:

> "At that time, the, there was what we call the East Africa Community. So, uh, uh, quite a number of, uh, adults or even children, uh, would live freely and easily live in any/many/any of the East Africa countries."

Diese positive Konnotation mit der East-African-Community als vergangener Sehnsuchtsraum begegnet uns in einer Reihe von Interviews und bildet gleichsam eine Grundform einer alternativen räumlichen Organisation jenseits von Nationalstaatlichkeit.

Alvin konstituiert also einen Lebensraum, der stellenweise eher konzentrisch um den Wohnort als Zuhause erscheint, teilweise aber auch eher wie ein Netzwerk funktioniert, wenn er eher unvorhergesehen Optionen ergreift und dafür hochmobil wird (so zum Beispiel, wenn er im Ausland den Master und den PhD absolviert). Auffällig ist hier eine hohe Identifikation mit einer höheren Maßstabsebene als der des Nationalstaates, die eine positive Konnotation großer räumlicher Reichweite des Selbst dokumentiert (am deutlichsten ablesbar an der Sequenz zur East-African-Community).

Die Betrachtung dieses Raumzeitmodells im Rahmen der Produktions- und Reproduktionssphäre führt zu folgenden Befunden: Gerade in der ersten Hälfte des Interviews ist eine Doppelstruktur aus Stadt- und Landleben erkennbar. Während das Stadtleben an Optionen der Produktionssphäre ausgerichtet ist, sichert das eher subsistenzwirtschaftlich organisierte Landleben das Überleben im Fall existenzieller Sorge. Das Heimatdorf wird gleichsam zum Fixpunkt in einem räumlichen Netzwerk. Dabei ist wichtig, dass Subsistenzwirtschaft die Produktions- und Reproduktionssphäre nicht ausdifferenziert. Die Bedeutung solcher ruraler, subsistenzwirtschaftlicher Räume kann jedoch nicht einfach als prämodern interpretiert werden,

weil die weiten Solidaritätsnetzwerke (siehe z.B. Finanzierung des Schulbaus im Zitat oben) medial und translokal angebunden sind an globale Bedingungen flexibler Akkumulation einerseits und andererseits aber tatsächlich auf traditionalen Dorfgemeinschaften basieren. Wir begegnen also eher einer Hybridisierung aus prä- und postmodernen Elementen, wenn wir die Funktionsweise der ländlichen Räume in Alvins biographischer Erzählung verstehen wollen.

Unter den insgesamt eher unsicheren Bedingungen für langfristige Lebensplanung konstituiert Alvin dennoch eine moderne lineare Lebensgeschichte als Entwicklungsgeschichte des Selbst. Die Brüche, ausgelöst durch unvorhersehbare Wendungen in der Erwerbsbiographie und der Produktionssphäre, werden dabei mit Hilfe des Verweises auf die transzendente Instanz *Gott* überbrückt, so dass sie nicht als Fragmentierung des eigenen Lebens in Erscheinung treten.

Mit Hilfe dieser sakralen Linearität (zeitlich) und dem immer stärker konzentrisch organisierten Netzwerk mit Fixpunkten (räumlich) gelingt es Alvin also den Herausforderungen an die Lebensführung zu begegnen. Eine solche sakrale Harmonisierung ermöglicht es durch die scheinbare Abgabe von eigener Handlungsmacht für unvorhergesehene Optionen offen zu bleiben, ohne die Kohärenz der eigenen Geschichte zu gefährden und eben genau dadurch handlungsfähig zu bleiben. Dabei ist auch in seinem Fall eine Verkleinerung der Reproduktionssphäre verglichen mit der Vorgängergeneration beobachtbar (während Alvin drei Kinder hat, verfügt er selbst über sieben [Halb-]Geschwister). Damit verbunden ist die verbesserte Möglichkeit die Reproduktionssphäre als Familienleben an einem Ort, der als Zuhause konstituiert wird, zu zentrieren.

3.2 Die Befunde im gesellschaftlich-historischen Kontext

Im Folgenden werden wir die biographischen Narrationen mit Blick auf die Raumzeitkonstitutionen vergleichen, um zu verdeutlichen, *wie* diese jeweils als Strategien im Umgang mit Herausforderungen einer modernen Gesellschaft[6] fungieren. Eine Gesellschaft, die durch ihre koloniale Vergangenheit und Gegenwart in einem doppelten Sinne auf subjektiver und kollektiver Ebene Identitätsarbeit und eine ständige „Dekolonisierung des Denkens“ (Wa Thiong'o 2018[1986]) leisten und bewältigen muss. Hinzu kommt das Erbe eines schwachen Staates als gemeinsame, problematische Kontextbedingung der Lebensführung. Damit ist im Sinne Immanuel Wallersteins (2019) gemeint, dass Staaten, die aus ehemaligen Kolonien hervorgegangen sind, in besonderem Maße bereits bei ihrer Gründung spezifische Positionen im Weltwirtschaftssystem innehaben, die Kapitalakkumulation aufgrund ungleicher Tauschbedingungen extrem erschweren. Damit wird der Staatsapparat selbst häufig zum einzigen Ort, an dem überhaupt Kapital akkumuliert werden

[6] Wir verwenden an dieser Stelle einen zunächst einfachen Begriff der Moderne, im Rahmen dessen adressiert wird, dass Menschen in modernen Gesellschaften nicht in spezifische soziale Positionen, im Sinne vorgegebener Beschäftigungen und Lebensläufe, hineingeboren werden. Vielmehr sind sie dazu angehalten, eine eigene Geschichte des Selbst zu entwerfen, für die sie selbst verantwortlich sind.

kann. Der Zugang zum staatlichen System und seinen Ressourcen ist zudem oft von Korruption und Vetternwirtschaft bestimmt. Zwar hat sich die Struktur der Weltwirtschaft in den letzten Jahrzehnten langsam verändert, aber die politischen Systeme sind häufig noch von diesen Praktiken geprägt.

Im gesamten Forschungsmaterial zeigt sich die Tendenz biographisch eine moderne Form von Subjektivität zu stabilisieren, die wir als ‚seinen Weg gehen und dabei seinen Platz finden' rahmen. Betont werden hiermit die verschiedenen Weisen, in denen die Sprechenden sich selbst innerhalb einer kohärenten Entwicklungsgeschichte und als handlungsmächtige Akteure ihrer Biographie herstellen.

Vor diesem Hintergrund ist fast allen Fällen gemein, dass sie im generationalen Vergleich den Spannungen durch eine Verkleinerung der eigenen Reproduktionssphäre entgegentreten, während sie gleichzeitig erhöhte Ansprüche an intergenerationale Statusarbeit thematisieren (z.B. Frank). Das heißt, dass sie die Kapitalausstattung ihrer Kinder verbessern wollen, da sie darin das Versprechen eines selbstbestimmten Lebens sehen, welches sich auch außerhalb Kenias abspielen kann. Intergenerationale Statusarbeit wird von allen Interviewpartner*innen mit Kindern explizit thematisiert.[7]

Obwohl sich sehr verschiedene Entwürfe guter Elternschaft und Kindheit finden lassen, zeigt sich – ähnlich wie in den empirischen Ergebnissen unserer äquivalenten Studie in Deutschland[8] – fallübergreifend, dass sich die biographischen Raumzeitorientierungen maßgeblich ändern, wenn die Geburt eines Kindes bevorsteht. Am häufigsten betrifft dies die Netzwerk-Episodiker*innen, welche dann zu einem konzentrisch-linearen Lebensführungsmodell tendieren, da ihre Vorstellungen über gute Kindheit im Widerspruch zu häufigen Ortswechseln und einer ungewissen, zu offenen Zukunft stehen. Der Nachwuchs brauche, so die Biographisierenden, stattdessen ein beständiges Zuhause, finanzielle Sicherheit und Planung.

Mit Blick auf die Lebensräumlichkeit der Biographisierenden im gesamten Sample finden wir einen historisch gewachsenen Stadt-Land-Konnex wieder. Herausgebildet in der Kolonialzeit, begründet dieser sich zum einen in der räumlichen Apartheitslogik und der Politik der Rassentrennung der britischen Siedlerkolonie, in der das städtische, öffentliche Leben Kenianer*innen weitestgehend vorenthal-

[7] Die 14 mittelschichtssituierten Interviewpartner*innen haben im Schnitt 1,86 Kinder (insgesamt 26), während der landesweite Durchschnitt mit 3,56 Kindern fast doppelt so hoch liegt. Dabei verfügen sie über insgesamt 76 Geschwister und Halbgeschwister, so dass sich die Verkleinerung der Reproduktionssphäre auch im diachronen Vergleich zeigt. Diese Zahlen sind selbstverständlich nicht repräsentativ, zeigen aber eine Tendenz. Für Kenia gibt es keine Zahlen für die Geburtenrate, die nach ökonomischen Status aufgeschlüsselt wären. In unserem Sample befinden sich wenige Personen im Alter von Ende Zwanzig, so dass evtl. noch einige Kinder im Lebenslauf hinzukommen. Andererseits wird die Geburtenrate in unserem Sample von einer 72-jährigen Frau (die einzige Katholikin im Sample) mit 7 Kindern deutlich verzerrt.

[8] Die hier angeführten empirischen Ergebnisse entstammen dem laufenden Teilprojekt *Biographien der Mittelschichten. Raumbezüge im Wandel des Lebens*, welches im Rahmen des SFB 1265 *Re-Figuration von Räumen* in Kenia und Deutschland forscht (gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft [DFG] – Projektnummer 290045248).

ten blieb, und zum anderen in dem Defizit staatlicher sozialer Sicherung, sodass den ländlichen Gebieten eine subsistenzwirtschaftliche Bedeutung im Leben vieler Kenianer*innen zukommt. So beschreiben die Biographisierenden ihre starke Verbundenheit zur „rural community“, zum „ancestral land“, zum „upcountry“. Dabei handelt es sich meist um vorkoloniale räumliche Ordnungen, an denen die Vorfahren leben oder gelebt haben oder die als Gebiete der über 40 ethno-linguistischen Gruppen gelten. Da Nairobi als Stadt zum Arbeiten, aber nicht zum Leben gilt und sich die Mehrheit der Befragten nicht vorstellen kann dort alt zu werden, fungiert das Ländliche in der biographischen Planung als Altersresidenz. Dabei handelt es sich um eine subsistenzwirtschaftliche Lebensweise im Alter, die zum einen als ruhiges Leben in der Natur, fern vom Städtischen präferiert wird und zum anderen aufgrund der fehlenden Altersrente schlichtweg notwendig ist. Dabei ist es keine Seltenheit, dass die Enkelkinder in den Schulferien zu den Großeltern aufs Land geschickt werden und dort bei der Ernte helfen um dort das „echte Leben zu lernen“[9] und „erfahren, wo sie herkommen“, als Ort der Vermittlung der Werte, Sprache und Rituale ihrer *community*. Die Wichtigkeit des „upcountry“ zeigt sich in unserer Forschung als historisch relativ stabil, seine Bedeutung für die Kindererziehung verändert sich jedoch allmählich: die kulturelle Ebene, vor allem der Bezug zur eigenen Sprache gewinnt an Bedeutung während das „überleben lernen“[10] in den Hintergrund tritt, außerdem äußern vor allem die 20- bis 35-Jährigen, dass sie sich den späteren Rückzug aufs Land aufgrund der Isolation nicht vorstellen können und sie in Nairobi ihr Zuhause sehen. Ohne Daten aus Längsschnittstudien bleibt an dieser Stelle allerdings unklar, ob es sich um einen Alters- oder einen Generationseffekt handelt, da es durchaus sein kann, dass die jüngeren Befragten später in ihrem Leben einmal anders darüber sprechen würden.

Auf einer anderen räumlichen Maßstabsebene kommen wir zu dem Befund einer durchweg positiven Konnotation räumlicher Erweiterung des Handelns, Denkens und der Selbstwirksamkeit, verstanden als persönliche Einbindung in Globalisierungsprozesse. Dies geschieht in Form einer Identifikation mit dem Globalen im Sinne einer gelebten Weltbürgerschaft (z.B. Sharon), trotz häufig eingeschränkter Mobilität durch Visazwänge und ökonomische Reisemöglichkeiten. Wir deuten diesen Befund vor dem Hintergrund postkolonialer Subjektivität, die eine reflexive Auseinandersetzung mit dem Eigenen und dem Fremden erfordert und in eine *kritische Offenheit* gegenüber dem vermeintlich Anderen mündet. Kolonialismus als kollektive Erfahrung beziehungsweise Erinnerung geht immer auch einher mit der Unterdrückung und dem Verbot des Eigenen und dem Zwang und der Normierung des vermeintlich überlegenen Fremden. So schreiben sich koloniale Praktiken historisch in alle vorstellbaren Domänen gesellschaftlichen Lebens ein und halten bis heute globale und lokale Machtgefälle aufrecht. Für eine postkoloniale Subjektivität bedeutet dies sich weiterhin zu fragen, welchen Ausweg es aus der Un-

[9] Im Original: „to learn the real life“; „to understand where they belong”.

[10] Im Original: „to learn how to survive“

terdrückung geben kann. Lebenspraktisch verhandeln die Biographisierenden dies tendenziell in einer Ambivalenz oder anders gesagt einer Kombination aus der Verbündung mit dem Fremden bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung einer kritischen Haltung gegenüber selbigem und der aktiven, positiven Bezugnahme auf „kenianische“ oder (häufiger) „ostafrikanische“ und „afrikanische“ kulturelle Praktiken – während auch diese unter dem Vorbehalt der Überprüfung ihrer Sinnhaftigkeit im Rahmen der Kulturen der Welt geschieht.

Wir sehen also insgesamt, dass sich verschiedene Raumkonstitutionen auf verschiedenen Maßstabsebenen finden lassen und sich damit ein tendenziell konzentrisches Raummodell herausschält. Aus lebensgeschichtlicher Perspektive passt zu diesem tendenziell konzentrischen biographischen Raummodell (mit Zuhause, Stadt, Region und Welt), das mal expliziter, mal weniger explizit um netzwerkartige Elemente erweitert wird, eine tendenziell lineare Geschichtskonstitution, die durch die Abstraktion der Planungsziele, Offenheit für unvorhergesehene Optionen gerade in der Produktionssphäre generiert und sich damit als *‚gerichtete Perspektive‘* bezeichnen lässt. Somit ist das hegemoniale Modell zeitlich linear, aber Sharon, als Fall mit dem größten sozioökonomischen Kapital in der Familie, fällt durch ihre – außerhalb der Mutterschaft – präferierte netzwerkartig-episodische Orientierung aus der Reihe. Dieser Zusammenhang zeigte sich auch in der Äquivalenzstudie in Deutschland und begründet sich unserer Erkenntnis nach unter anderem darin, dass sich schlicht nicht jede*r eine netzwerkartig-episodische Orientierung leisten kann. Sie ist insofern mit Risiko behaftet, da es nicht verlässlich ist, dass immer ein Projekt an das andere anschließt und somit biographische Abschnitte finanziell überbrückt werden müssen.

Mit Blick auf Differenzen erkennen wir im Fallvergleich zwei verschiedene übergeordnete Modi im Umgang mit biographischen Spannungen, Rückschlägen und Konflikten, die wir in immanente und transzendente Praktiken einteilen. Der Anspruch eine kohärente Entwicklungsgeschichte des Selbst unter den globalwirtschaftlichen und national gesellschaftspolitischen Bedingungen zu erzählen, wird erreicht, indem der eigene Lebensweg entweder entlang der Route auf der persönlichen normativ-moralischen Landkarte einem ständigen Reflektionsprozess unterzogen wird, der in eine Selbsterkenntnis mündet, welche zum Teil Richtungsänderungen des räumlichen und zeitlichen Handeln zur Folge hat (immanent) oder indem eine externe Instanz (Gott oder eine Utopie) eingeführt wird, die gleichsam von außen die Kohärenz sichert, indem die eigene Ohnmacht in eine transzendentale Handlungsmacht umgewendet wird (transzendent). Im Falle der Utopie und Gottes Plan wird es dann möglich, Rückschläge oder Hindernisse entweder in eine Verkehrung des Schicksals (Frank) oder in einen notwendigen Umweg (Alvin) umzudeuten.

Interessanterweise deutet sich im Sample eine Genderdifferenz hinsichtlich dieser Bewältigungspraktiken an: Während Frauen eher immanente Strategien verfolgen, scheinen die Männer zu transzendenten Praktiken zu tendieren. Blickt man auf unser gesamtes Sample, scheinen sich Frauen in beiden Generationen weniger

als Männern auf Übernatürliches zu verlassen. Viele von uns interviewte weibliche Personen sprachen in diesem Zusammenhang auch über den Einfluss der persönlichen Stärke, Willenskraft und Tüchtigkeit ihrer Mütter auf ihr eigenes biographisches Handeln und ihr Selbstverständnis als Frau. Diese Mütter werden oft als starke und mutige Frauen neben Vätern erzählt, die sich weitestgehend aus den reproduktiven Arbeiten und insbesondere dem emotionalen Leben der Familie fernhalten und zudem häufig durch ihre polygame Lebensweise in verschiedenen Familien als der abwesende Andere wahrgenommen werden. Diese Frauen erzählen uns häufig, dass sie aus den Erfahrungen ihrer Mütter, welche sich andere Formen von Partnerschaft für ihre Töchter wünschen, lernen. Dies spiegelt sich ebenso in dem Befund einer generational abnehmenden Bereitschaft zur Akzeptanz einer doppelten Vergesellschaftung von Frauen wider.

Während die jüngeren Fälle von Generationenkonflikten im Hinblick auf ihre Lebensführung erzählen, fällt dieses Motiv bei den älteren Personen im Sample weniger auf. Inhaltlich beziehen sich diese Konflikte auf selbstständige, digitale Arbeit als Möglichkeit ein Mittelschichtseinkommen zu generieren (Produktionssphäre) und auf die Ablehnung der jüngeren Generation bestimmte tradierte ethnische (Heiratsregeln) und kulturelle Formen (Polygamie) der Familienorganisation und des Begehrens beizubehalten (Reproduktionssphäre). Zunächst einmal ist das Auftauchen dieser Themen ein Zeichen dafür, dass sich solche Konfliktlinien tatsächlich erst in den letzten Jahrzehnten in dieser Form entwickelt haben. Das passt zu dem gesellschaftshistorischen Befund, dass die Mittelschicht jenseits des Staatsdienstes in Kenia im Wesentlichen in den letzten drei Jahrzehnten entstanden ist.[11]

4 Fazit

Die Rekonstruktion von lebensräumlichen und geschichtlichen Orientierungen erweist sich im Rahmen biographischer Forschung als geeigneter Zugang, um zum einen der Entstehung biographischer Spannungsverhältnisse, die sich in der gesellschaftlichen Herstellung der Entgrenzung von Familie und Arbeit vollziehen, nachzugehen. Zum andern eignet sich diese Heuristik um ein besseres Verständnis der Bewältigungspraktiken von Subjekten und ihrem subversiven Moment auf den Grund zu gehen.

Die Erzählungen unserer mittelschichtssituierten Interviewpartner*innen zeigen eine deutliche Hegemonie konzentrisch-linearer Lebensführungsmodelle, die gerade in Zusammenhang mit Vorstellungen guter Elternschaft an lebenspraktischer Relevanz gewinnen. Hinsichtlich der Lebensraumkonstitutionen ist dabei auffällig, dass nicht nur das Zuhause als Zentrum, sondern auch alle anderen Maßstabsebenen bis hin zum Globalen hohe biographische Relevanz und Identifikationspoten-

[11] Die Ausnahme bildet ein kleines, altes, muslimisch geprägtes Händlermilieu, das vor allem an der Küste ansässig ist.

zial besitzen. Wir deuten diesen Befund vor dem Hintergrund einer postkolonialen Subjektivität, die eine kritische Offenheit dem Fremdem gegenüber begünstigt.

Allerdings sind räumlich um ein stabiles Zuhause herum konstituierte Räume (konzentrisch) und zeitlich auf langfristige Planung setzende Lebensentwürfe (linear) unter den gegebenen gesellschaftlich-historischen Bedingungen, gerade in der Produktionssphäre, schwer zu realisieren. Daher stehen die Subjekte vor der schwierigen Aufgabe die Kohärenz der eigenen Lebensgeschichte aktiv herzustellen. Dabei lassen sich grundsätzlich *transzendente* und *immanente* Praktiken unterscheiden. Während die transzendenten Praktiken einen imaginierten Punkt außerhalb des eigenen Lebens zur Referenz machen, von dem aus das eigne Tun als sinnhaftes Ganzes und folgerichtige Entwicklung erscheint, setzen die immanenten Praktiken auf erfahrungsbasierte Lernprozesse und basieren auf Entscheidungen des Umsteuerns und Sich-Neu-Orientierens.

Literatur

Adam, Barbara (2004): Time. Cambridge: Polity.

African Development Bank (2011): The Middle of the Pyramid. Dynamics of the Middle Class in Africa. Market Brief 20. April. Online: http://www.afdb.org/sites/default/files/documents/publications/the_middle_of_the_pyramid_the_middle_of_the_pyramid.pdf <10.09.2020>.

Alheit, Peter (2010): Identität oder „Biografizität"? Beiträge aus der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biografieforschung zu einem Konzept der Identitätsentwicklung. In: Griese, Birgit (Hrsg.): Subjekt-Identität-Person? Reflexion zur Biografieforschung. Wiesbaden: VS Verlag, 219–249.

Althusser, Louis (1976): Idéologie et appareils idéologiques d'État. Notes pour une recherche. In: Positions. Éditions sociales, Paris, 79–137.

Assmann, Jan (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Assmann, Jan/Hölscher, Tonio (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 9–19.

Banerjee, Abhijit V./Duflo, Esther (2008): What Is Middle Class About the Middle Classes Around the World? In: Journal of Economic Perspectives, 22(2), 3–28. Online: http://www.economics.mit.edu/files/2081 <10.09.2020>.

Becker-Schmidt, Regina (2019): Produktion – Reproduktion. Kontroverse Zugänge in der Geschlechterforschung zu einem verwickelten Begriffspaar. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung. Geschlecht und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer Fachmedien (Springer Nature), 56–75.

Beneria, Lourdes (1979): Reproduction, Production and the Sexual Division of Labour. In: Cambridge Journal of Economics, 3(3), 203–225.

Benner, Chris (2006): South Africa On-Call. Information Technology and Labour Market Restructuring. In: Regional Studies, 40(9), 1025–1040.

Bhabha, Homi K. (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg Verlag.

Bieri, Peter (1972): Zeit und Zeiterfahrung. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bischoff, Stefanie/Betz, Tanja (2015): „Denn Bildung und Erziehung der Kinder ist in erster Linie auf die Unterstützung der Eltern angewiesen“. Eine diskursanalytische Rekonstruktion legitimer Vorstellungen „guter Elternschaft“ in politischen Diskursen. In: Fegter, Susann/Kessl, Fabian/Langer, Antje/Ott, Marion/Rothe, Daniela/Wrana, Daniel (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 250–282.

Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): Arbeit zur Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung von Hausarbeit im Kapitalismus. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.): Frauen und Wissenschaft. Beitrag zur Berliner Sommeruniversität für Frauen. Juli 1976. Berlin: Courage, 118–199.

Bourdieu, Pierre (1982 [1979]): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (1997): Excitable Speech. A Politics of the Performative. New York/London: Routledge.

Castells, Manuel (2001 [1996]): Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Bd. 1. Opladen: Leske + Budrich.

CEIC Data (2020): Kenya. Online: http://www.ceicdata.com/en/country/kenya <10.09.2020>.

Chaux, Marlen de la/Okune, Angela (2017): The Challenges of Technology Entrepreneurship in Emerging Markets. A Case Study in Nairobi. In: Ndemo, Bitange/Weiss, Tim (Hrsg.): Digital Kenya. An Entrepreneurial Revolution in the Making. London: Palgrave Macmillan, 265-289.

Crang, Mike (2005): Time. Space. In: Cloke, Paul/Johnston, Ron (Hrsg.): Spaces of Geographical Thought. Deconstructing Human Geography’s Binaries. London: SAGE, 199–217.

Crenshaw, Kimberle (1989): Demarginalizing the Intersections of Race and Sex. In: Weisberg, D. Kelly (Hg.): Feminist Legal Theory. Philadelphia: Temple University Press, 139-167.

Dalla Costa, Mariarosa/Dalla Costa, Giovanna F. (1999): Women, Development and Labour of Reproduction. Struggles and Movements. Trenton: Africa World Press.

Dausien, Bettina/Völter, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele (Hrsg.) (2005): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: Springer VS.

Deutschmann, Christoph (2008): Die Finanzmärkte und die Mittelschichten. Der kollektive Buddenbrooks-Effekt. In: Leviathan, 36(4), 501–517.

Fegter, Susann/Kessl, Fabian/Langer, Antje/Ott, Marion/Rothe, Daniela/Wrana, Daniel (Hrsg.) (2015): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Fegter, Susann/Mock, Claudia (2019): Children's Emotional Geographies of Well-Being. The Cultural Constitution of Belonging(s) in the Context of Migration and Digital Technologies. In: International Journal of Emotional Education, 11(1), 13–30.

Festinger, Leon (1957): A Theory of Cognitive Dissonance. Stanford: Stanford University Press.

Groh-Samberg, Olaf/Mau, Steffen/Schimank, Uwe (2014): Investieren in den Status. Der voraussetzungsvolle Lebensführungsmodus der Mittelschichten. In: Leviathan, 42(2), 219–248.

Hall, Stuart (2004): Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4. Hamburg: Argument Verlag.

Harvey, David (1987): Flexible Akkumulation durch Urbanisierung. Reflexionen über „Postmodernismus" in amerikanischen Städten. In: Prokla, 69, 109–131.

Katz, Cindi (2001): Vagabond Capitalism and the Necessity of Social Reproduction. In: Antipode, 33(4), 709–728.

Kelle, Udo/Kluge, Susann (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Opladen: Leske + Budrich.

Keller, Reiner (2016): Die symbolische Konstruktion von Räumen. Sozialkonstruktivistisch-diskursanalytische Perspektiven. In: Christmann, Gabriela B. (Hg.): Zur kommunikativen Konstruktion von Räumen. Theoretische Konzepte und empirische Analysen. Wiesbaden: Springer VS, 55–78.

Kenya National Bureau of Statistics (KNBS) (2018): Basic Report on Well-Being in Kenya. Online: https://africacheck.org/sites/default/files/media/documents/2021-10/Basic%20Report%20On%20Well%20Being%20In%20Kenya.pdf <10.09.2020>.

Kharas, Homi (2010): The Emerging Middle Class in Developing Countries. OECD Development Centre Working Paper 285. Online: http://www.oecd.org/development/pgd/44798225.pdf <10.09.2020>.

Knoke, David (2001): Changing Organizations. Business Networks in the New Political Economy. Boulder: Westview.

Kronauer, Martin/Linne, Gudrun (Hrsg.) (2005): Flexicurity. Die Suche nach Sicherheit in der Flexibilität. Berlin: edition sigma.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Löw, Martina/Weidenhaus, Gunter (2017): Borders That Relate. Conceptualizing Boundaries in Relational Space. In: Current Sociology, 65(4), 553–570.

Marx, Karl (1894): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Band 3. Herausgegeben von F. Engels, Hamburg: Verlag Otto Meissner.

Massey, Doreen (2005): For Space. London/Thousand Oaks: SAGE.

Meillassoux, Claude (1972): From the Reproduction to Production. A Marxist Approach to Economic Anthropology. In: Economy and Society, 1(1), 93–105.

Milanovic, Branko (2016): Global Inequality. A New Approach for the Age of Globalization. Cambridge: Harvard University Press.

National Intelligence Council (2012): Global Trends 2030. Alternative Worlds. Online: http://www.dni.gov/index.php/who-we-are/organizations/mission-integration/nic/nic-related-menus/nic-related-content/global-trends-2030 <10.09.2020>.

Neubert, Dieter/Stoll, Florian (2015): Socio-Cultural Diversity of the African Middle Class. The Case of Urban Kenya. Bayreuth Working Papers Online No. 14. Bayreuth: Institute of African Studies. Online: http://www.epub.uni-bayreuth.de/2500/ <25.03.2022>.

Nyabola, Nanjala (2018): Digital Democracy, Analogue Politics. How the Internet Era Is Transforming Kenya. London: Zed Books.

Paltasingh, Tattwamasi/Lingam, Lakshmi (2014): "Production" and "Reproduction" in Feminism. Ideas, Perspectives and Concepts. Indian Institute of Management Kozhikode. IIM Kozhikode Society & Management Review, 3(1) 45–53. Online: https://www.academia.edu/35776007/Production_and_Reproduction_in_Feminism_Ideas_Perspectives_and_Concepts <25.03.2022>

Pezzini, Mario (2012): An Emerging Middle Class. OECD Yearbook 2012. Online: http://www.oecdobserver.org/news/fullstory.php/aid/3681/An_emerging_middle_class.html <10.09.2020>.

Plessner, Helmuth (1981 [1928]): Die Stufen des Organischen und der Mensch. In: Plessner, Helmuth: Gesammelte Schriften. Bd. 4. Herausgegeben von Günter Dux, Odo Marquard und Elisabeth Ströker. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Querfurt, Andrea (2016): Mittlersubjekte der Migration. Eine Praxeographie der Selbstbildung von Integrationslotsen. Bielefeld: transcript.

Reckwitz, Andreas (2008): Subjekt. Bielefeld: transcript.

Schäfer, Thomas/Völter, Bettina (2005): Subjekt-Positionen. Michel Foucault und die Biografieforschung. In: Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele (Hrsg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: Springer VS, 161–188.

Schinkel, Sebastian (2013): Familiäre Räume. Eine Ethnographie des ‚gewohnten' Zusammenlebens als Familie. Bielefeld: transcript.

Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Berlin: Suhrkamp.

Spies, Tina (2009): Diskurs, Subjekt und Handlungsmacht. Zur Verknüpfung von Diskurs- und Biografieforschung mithilfe des Konzepts der Artikulation. In: Forum Qualitative Sozialforschung (FQS), 10(2), Art. 36.

Spies, Tina (2010): Migration und Männlichkeit. Biographien junger Straffälliger im Diskurs. Bielefeld: transcript.

Spies, Tina (2015): „Ohne Geld kannst du draußen nicht überleben". Zur Analyse von Biographien als Positionierungen im Diskurs. In: Fegter, Susann/Kessl, Fabian/Langer, Antje/Ott, Marion/Rothe, Daniela/Wrana, Daniel (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 143–158.

Spies, Tina/Tuider, Elisabeth (Hrsg.) (2017): Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen. Wiesbaden: Springer VS.

Spronk, Rachel (2005): Female Sexuality in Kenya. Flawed or Flavoured? In: Culture, Health & Sexuality, 7(3), 267–277.

Wa Thiong'o, Ngugi (2018 [1986]): Dekolonisierung des Denkens. Essays über afrikanische Sprachen in der Literatur. 2. Auflage. Münster: UNRAST-Verlag.

Wallerstein, Immanuel (2019): Welt-System-Analyse. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS.

Weidenhaus, Gunter (2015): Soziale Raumzeit. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.

Räume, Zeiten, Orte: Migrationsbiographien und Raumkonstitutionen

Anna-Lisa Müller

Abstract: Grundlage für den Beitrag sind qualitative Interviews mit hochqualifizierten internationalen Migrant*innen, deren Berufsbiographien von wiederholten, grenzüberschreitenden Ortswechseln geprägt sind. Die Migrationsbiographien dieser Migrant*innen weisen charakteristische Formen der Raumproduktion auf, welche sich nicht ausschließlich als transnationale soziale Räume beschreiben lassen. Vielmehr konstituieren die Migrant*innen diese Räume, indem sie Orte und sie umgebende oder entfernte Objekte zueinander und zu ihrer sozialen Umwelt in Bezug setzen. Die so konstituierten Räume zeichnen sich durch charakteristische Gefüge von Menschen, Objekten und Orten aus. Die Raumproduktionen wiederum werden über den biographischen Zeitverlauf hinweg mit ähnlichen Praktiken hergestellt, welche durch die Migrationserfahrung der Migrant*innen geprägt sind.

Keywords: Raumproduktion, Objekte, Verortung, Migrationsbiographie, Hochqualifizierte

Müller, A. (2022): Räume, Zeiten, Orte: Migrationsbiographien und Raumkonstitutionen. In: Becker, J./Weidenhaus, G./Witte, N. (Hrsg.): Biographie und Raum. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 175–194. **https://doi.org/10.17875/gup2021-1874**

1 Einleitung

Der vorliegende Beitrag fokussiert die Verschränkung von Räumen, Zeiten und Orten in den Migrationsbiographien von hochqualifizierten internationalen Migrant*innen. Ich zeige mithilfe von empirischen Daten, welche Räume wiederholt international migrierende Hochqualifizierte auf welche Weise konstituieren, welche Bedeutung Orten und Objekten dabei zukommt und wie ihre raum-zeitlichen Strukturierungen aussehen. Dabei wird deutlich werden, dass (1) die Migrant*innen diese Räume im Verlauf ihrer Migrationsbiographien mit über den Zeitverlauf ähnlichen Praktiken herstellen und sich (2) die daraus ergebenden Räume durch je spezifische Gefüge von Menschen, Objekten und Orten charakterisieren lassen. Biographie und Raum sind in diesem empirischen Fall sehr eng miteinander verbunden.

Die Erfahrungen dieser hochmobilen Personen sind symptomatisch für die Zeit der Spätmoderne und für Gesellschaften, die von einer Einbindung in globale Netzwerke – politischer, wirtschaftlicher, aber auch sozialer und kultureller Art – ebenso geprägt sind wie von spezifischen nationalen, regionalen und lokalen Entwicklungen. Spätestens seit der Covid-19-Pandemie wird deutlich, wie stark jeder Teilbereich einer Gesellschaft sowohl in globale und lokale Kontexte eingebettet ist. Automobilkonzerne mussten ihre Produktion an Standorten in Deutschland stoppen, da ihre internationalen Zulieferer die benötigten Einzelteile aufgrund von temporären Unternehmensschließungen an ihren jeweiligen Standorten nicht ausliefern konnten. Arbeitnehmer*innen weltweit verlegten ihren Arbeitsplatz aus dem Unternehmen nach Hause und nutzten *Voice-over-IP*-Technologien internationaler IT-Konzerne zur Kommunikation mit Kolleg*innen am selben Ort. Wissenschaftliche Konferenzen mit Teilnehmer*innen aus aller Welt fanden online statt und beinhalteten gemeinsame Diskussionen in einem virtuellen Raum, den die Vortragenden von ihren jeweiligen lokalen Standorten aus und unter Benutzung der lokal vorhandenen IT-Infrastruktur betraten (und konstituierten).

Dieses Zusammenfallen von lokalen und globalen Bezügen im Alltagsleben ist es, das die Biographien der hochqualifizierten internationalen Migrant*innen prägt. Hinzu kommt eine tatsächliche physische Mobilität, und sie stellt einen maßgeblichen Unterschied zu unserer aktuellen Alltagserfahrung unter Pandemiebedingungen dar: Meine Interviewees bewegen sich bei jedem ihrer Umzüge von einem Nationalstaat in einen anderen und überschreiten dabei territoriale Grenzen. Während die Covid-19-Pandemie neben der Erfahrung, in einer global und lokal fest verwobenen Welt zu leben, in weiten Teilen eine Immobilisierung unseres Lebens erzeugte, erfahren die hochqualifizierten internationalen Migrant*innen ihre Welt als verwoben und tragen durch ihre eigene räumliche Mobilität maßgeblich zu dieser Verwobenheit bei.

Im Folgenden wende ich mich zunächst der Frage zu, wie sich das Verhältnis von Räumen, Zeiten und Orten sozialtheoretisch fassen lässt. Diese Überlegungen bilden den Rahmen für meine empirische Forschung, die ich im Anschluss da-

ran vorstelle und ausgewählte Ergebnisse hinsichtlich der Raumkonstitutionen und Verortungen von hochqualifizierten internationalen Migrant*innen diskutiere.

2 Räume, Zeiten, Orte

International zu migrieren bedeutet, sich zwischen Orten zu bewegen, territoriale Grenzen zu überwinden und Räume zu durchqueren (Lange et al. 2014; Hillmann 2016). Neben diesen geographischen Merkmalen von Migration sind sozialräumliche Aspekte dieser Migration wichtig: Die interviewten Personen sind alle in Netzwerke eingebunden, über die sie transnationale soziale Räume herstellen, und gleichzeitig lokal verortet. Die Transnationalitäts- und Transmigrationsforschung, für die etwa Nina Glick Schiller und ihre Kolleg*innen (1995) seit Mitte der 1990er Jahre stehen, bilden daher einen der sozialtheoretischen Rahmen dieser Forschung (dazu auch Pries 1996; Faist 1998). Beobachtbar ist, dass grenzüberschreitend mobile Menschen zunehmend Räume konstituieren, die ebenfalls grenzüberschreitend sind, und damit die territorialen Bezüge der Migrant*innen komplexer werden (Smith 1995; Goldring 1996; Al-Ali/Koser 2002; López 2020).

Allerdings lassen aktuelle empirische Arbeiten den Schluss zu, dass es zu kurz gegriffen ist, die Biographien von international hochmobilen Menschen als ortsungebunden und ausschließlich in transnationale Kontexte eingebettet zu verstehen (exempl. Gustafson 2001; Plöger/Becker 2015; Lems 2018; Plöger/Kubiak 2019). Vielmehr liegen spezifische Formen der Ortsbindung bei gleichzeitiger Einbindung in transnationale Netzwerke und Räume vor.

Hinzu kommt die Beobachtung, dass räumliche Mobilität im ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhundert eine diskursiv wirksame Anforderung im beruflichen Leben vieler darstellt (Kesselring/Vogl 2010; Müller/Plöger 2019). Mit Zygmunt Bauman (1996) lassen sich die freiwillig und erzwungenermaßen Mobilen als Sozialfiguren der Gegenwart beschreiben, für die Bauman mit den Begriffen „Touristen“ und „Vagabunden“ konnotative Bezeichnungen findet. Und mein Fokus liegt auf den, idealtypisch gesprochen freiwillig migrierenden, Touristen und Touristinnen.

2.1 Raumkonstitutionen in Migrationsbiographien

Ich verwende hier ein Raumverständnis, das Räume als sozial hergestellt, dynamisch und ortsspezifisch konzipiert (Löw 2001; Massey 2005; auch Tuan 1977; Lefèbvre 1991). Raum entsteht dabei, und hier lässt sich Löws konzeptionell-programmatische Arbeit als Basis verwenden, aus einem doppelten Konstitutionsprozess von *spacing* und Syntheseleistung (Löw 2001: 158). Mit dem *spacing* wird die Anordnung der Elemente einer Umgebung bezeichnet; diese Elemente – Gebäude, bewegliche Objekte, Menschen, Tiere, Pflanzen etc. – sind an bestimmten Orten vorhanden und befinden sich dort in einer spezifi-

schen Relation zueinander (Löw 2001: 154). Während Gebäude unbewegliche Elemente darstellen und platziert sind, sind Lebewesen in der Lage, sich selbst zu platzieren und damit diese Dimension der Raumkonstitution zu beeinflussen (s.a. Weidenhaus 2015: 43).

Das Konzept der Syntheseleistung beschreibt ergänzend die individuen- und gruppenspezifischen Unterschiede in der Wahrnehmung dieser Umgebung (Löw 2001: 159). Abhängig von Sozialisation, Gender- und Schichtzugehörigkeit, der ethnischen Herkunft, den biographischen Erlebnissen, aber auch kollektiv geteilten Zugehörigkeiten und Identitäten weisen Einzelne und Gruppen charakteristische Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster auf. Diese führen dazu, dass die Elemente einer Umgebung zu einem Raum zusammengefasst, das heißt: überhaupt erst *als Raum* wahrgenommen werden. Dabei muss nicht jedes Element auch tatsächlich wahrgenommen und in die Synthese integriert werden (Weidenhaus 2015: 43), da gerade dieser Prozess von individuellen und kollektiven Bedingungen abhängt.

Zusammengenommen führen Syntheseleistung und *spacing* dazu, dass von Individuen und Kollektiven spezifische Räume an Orten konstituiert werden: Raum wird zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort sozial konstituiert. Relationale Anordnungen dieser Art sind situativ und individuell unterschiedlich, weisen also eine charakteristische zeitliche und soziale Dimension auf (dazu auch Weidenhaus 2015): Am selben Ort werden dieselben Elemente zu unterschiedlichen Zeiten (diachrone Perspektive) unterschiedlich wahrgenommen (situativer Unterschied). An ein und demselben Ort nehmen zur selben Zeit (synchrone Perspektive) zudem unterschiedliche Personen die Elemente der Umgebung auf verschiedene Weise wahr und setzen sie je anders zueinander in Bezug (individueller Unterschied). Für meine Interviewees bedeutet dies, dass jede und jeder von ihnen orts- und zeitspezifische Räume konstituiert.

In der Migrationsforschung wird daher neben dem Konzept der Transnationalisierung das der „Flüchtigkeit“ verwendet, um das Nebeneinander und die neue Qualität derartiger räumlicher und sozialer Bezüge zu beschreiben. Mit der „Flüchtigen Moderne“ beschreibt Bauman (2016, im englischen Original 2000) einen gesellschaftlichen Zustand, welcher insbesondere durch flüchtige Beziehungen gekennzeichnet sei, und versucht damit, die im Zuge der Globalisierung zu beobachtenden politischen, ökonomischen, sozialen, räumlichen und zeitlichen Veränderungen zu fassen. In der Migrationsforschung wird darauf aufbauend das Konzept der *liquid migration* entwickelt, mit dem zunächst die innerhalb der Europäischen Union im Kontext der Arbeitnehmer*innenfreizügigkeit zu beobachtende Migration beschrieben wird (z.B. Engbersen/Snel/Boom 2010; Engbersen et al. 2013; Bygnes/Bivand Erdal 2017). Die hier entstehenden Migrationsformen charakterisierten sich durch eine begrenzte Zeitlichkeit und eine Vielfalt von räumlichen Bezügen (Engbersen et al. 2013: 31). Dazu gehören nicht zuletzt transnationale Netzwerke, die grenzüberschreitend hergestellt und aufrechterhalten werden (Vertovec 2007: 1043). Diese Netzwerke überlagerten sich mit den lokal vorhandenen

Beziehungsnetzwerken und schafften so spezifische räumliche und zeitliche Bezüge der Migrant*innen.

Neben diese transnationalen Beziehungen tritt die Endlichkeit des Aufenthalts, welche für Engbersen und Snel (2013) ein weiteres raum-zeitliches Merkmal dieser flüchtigen Migration ist. Die Autoren schließen aus ihrer Analyse, dass flüchtige Migration einen besonderen Habitus des Migrantischen entstehen lasse, welcher durch räumliche und zeitliche (Ein-)Bindungen sowie spezifische Diskurse und Narrative der Migration geprägt werde. Darüber entstehen schließlich, so argumentiere ich an anderer Stelle, charakteristische Identitäten des Migrantischen (Müller 2020).

Die gleichzeitige Bindung an unterschiedliche Orte und die Einbindung in multiple transnationale soziale Räume erzeugt nach Pels (1999: 67) „someone estranged, uprooted, marginal to his culture of origin and its parochial customs, values and beliefs“. Multiple räumliche Bezüge lassen daher nicht nur eine Vielfalt an ortsbezogenen Bindungen entstehen, sondern können auch ein potentiell destabilisierendes Gefühl des überall Hineinpassens, aber nirgendwo Zuhause-Seins erzeugen. Plurilokalität und Plurikulturalität können in diesen Fällen mit Entfremdung und „Entortung“ einhergehen.

Die Tatsache, dass Plurilokalität zu Entfremdung und Bindungslosigkeit führen kann, bedeutet aber nicht, dass Orte für hochmobile Menschen unwichtig wären. Vielmehr sind sie – als Lebens-, Arbeits- oder Sehnsuchtsorte – wichtige Bezugspunkte in Migrationsbiographien. Positive ebenso wie negative emotionale Haltungen gegenüber Orten sind Ausweise ihrer Bedeutung für die Migrant*innen und Bestandteil ihrer (temporären) Verortungen.

2.2 Verortungen in Migrationsbiographien

Räumliche Mobilität bedeutet also nicht, keine Bindungen zu Orten zu haben; auch wenn ortsübergreifende Beziehungen und Netzwerke eine wichtige Rolle für die internationalen Migrant*innen spielen, führen die Menschen kein ortsunabhängiges Leben. Orte sind die geographischen Referenzpunkte für Migrationsentscheidungen, und sie sind, als Aufenthaltsorte von emotional und biographisch wichtigen Mitmenschen, soziale Bezugspunkte. So lässt sich das Leben von wiederholt migrierenden Personen auch als eines der Mehrörtigkeit beschreiben. In der Beschreibung dessen, was Plurilokalität bedeutet, stellt Beck (2007: 133 f., Herv. i.O.) die Verbindung zu Raumkonstitutionen implizit her:

> „Doch was heißt Mehrörtigkeit, Transnationalität des eigenen Lebens, wenn der Begriff des Ortes selbst mehrdeutig ist? Wenn das eigene Leben über mehrere Orte aufgespannt ist, kann das bedeuten, daß diese Biographie im *allgemeinen Raum* stattfindet, also z.B. auf Flughäfen, in Hotels, Restaurants usw., die überall gleich oder ähnlich, folglich ortlos sind und die Frage, wo bin ich? letztlich unbeantwortbar machen. Oder Mehrörtigkeit kann bedeu-

ten, daß man sich immer wieder neu in die Unterschiede der Orte … verliebt…“

Mehrörtigkeit in diesem Sinn, und das ist eine der zeitlichen Dimensionen von Orten in Migrationsbiographien, bezieht sich auf die Gleichzeitigkeit von mehreren Ortsbindungen. Darüber hinaus, und das ist eine weitere zeitliche Dimension, verändert sich die Bedeutung von Orten in Migrationsbiographien je nach Lebens- und Arbeitssituation der Migrant*innen (Preece 2020; für eine Diskussion des Zusammenhangs von Zeit und Mobilitätsverhalten s. Frändberg 2008).

Bedeutungen von Orten und die Bindungen an sie können schließlich, dies ist ihre dritte zeitliche Dimension, auch über die Zeit Bestand haben. Ortsbindungen liegen dabei in drei idealtypischen Formen vor, die die emotionale Bedeutung der Orte für die Personen beschreibt: dauerhaft-positiv, dauerhaft-negativ oder temporär-positiv. Letztere Form fasst die temporäre Verankerung vor Ort, die bei einem Verlassen des Ortes recht einfach wieder gelöst und durch neue Bindungen ersetzt werden kann. Im Fall der dauerhaft-positiven Bindung an einen Ort bleibt der Ort nach dem Weggang über die Zeit hinweg für die Migrant*innen bedeutsam. Im Fall der dauerhaft-negativen Ablehnung des Ortes stellen die Personen über die gesamte Aufenthaltsdauer vor Ort keine Ortsbindung her; in diesen Biographien dienen andere Orte als Stabilisatoren innerhalb des migrantischen Lebens. In den zwei letzten Fällen haben die Orte eine spezifische Funktion in den Rekonstruktionen der Migrationsbiographien: Sie dienen als ultimativer Bezugspunkt für alle weiteren Migrationsstationen („ich vermisse den Kosovo“, „daran kommt nichts ran“) bzw. als Abgrenzungsfolie („nie wieder möchte ich an einen solchen Ort“, „so schlimm war es nie wieder“).

Für Menschen, die wiederholt migrieren, sind demnach verschiedene Orte sowohl über den Verlauf ihrer Biographie als auch während des Lebens vor Ort wichtig. Die Orte sind dabei maßgebliche Bestandteile der Räume, die sie konstituieren und die ihre – Orten und Zeiten überschreitenden – migrantischen Leben kennzeichnen.

Diesen sozialtheoretischen Ausführungen schließt sich nun die empirische Frage an: Wie werden diese Raumkonstitutionen und Verortungen von den von mir untersuchten Personen im Verlauf ihrer (Migrations-)Biographien hergestellt?

3 Datengrundlage

Die Grundlage für diese Ausführungen sind Daten aus narrativen Interviews mit hochqualifizierten internationalen Migrant*innen. Ich habe die Daten zwischen 2014 und 2018 im Verlauf eines mehrjährigen Forschungsprojektes erhoben (Müller 2020). Drei zentrale Merkmale charakterisieren die interviewten Personen: (1) sind sie hochqualifiziert, (2) migrieren sie wiederholt international und (3) sind sie die *driver* der Migration. Letzteres bedeutet, dass sie aus eigener Entscheidung

in ein anderes Land umgezogen sind. Dies bedeutet nicht, dass meine Gesprächspartner*innen ihre Entscheidungen immer allein und ohne Berücksichtigung ihres jeweiligen sozialen Umfeldes getroffen hätten. Vielmehr bedeutet es, dass ich mit denen gesprochen habe, *derentwegen* umgezogen wurde. Damit schließe ich diejenigen aus, die etwa als begleitende Partner*innen mit in ein anderes Land umziehen.

Der Charakterisierung der Personen als internationale Migrant*innen liegen eine zeitliche und eine räumliche Variable zugrunde: Als Migrant*in international zu sein bedeutet, territoriale Grenzen und somit Staatsgrenzen überschritten zu haben (Pries 2001) (Raum-Dimension). Eine Migrantin oder ein Migrant zu sein heißt, an jedem temporären Wohnort mindestens ein Jahr ohne Unterbrechung gelebt zu haben (Zeit-Dimension). Um die mich interessierende Form der Migration von einer einmaligen Migration und von Pendelmigration zwischen zwei oder mehr Orten abzugrenzen (Lange et al. 2014: 127), ist ein weiteres Kriterium, dass die Personen wiederholt, d.h. zweimal und mehr, in andere Orte im Ausland umgezogen sind. Außerdem liegt der Fokus auf der Zeit des beruflichen Lebens der Migrant*innen, das heißt nach ihrem berufsqualifizierenden Bildungsabschluss.

Schließlich sind die Migrant*innen in meiner Fallauswahl hochqualifiziert.[1] Formal bedeutet dies, dass sie nach der internationalen Bildungsklassifikation der OECD das Level 5 oder 6 erreicht haben (UNESCO Institute for Statistics 2012) und damit einen Hochschulabschluss aufweisen. Dies schließt eine kürzere oder längere Ausbildung im tertiären Bildungsbereich, etwa der Hochschule, ein. Die von der UNESCO etablierte *International Standard Classification of Education* (ISCED) als Referenz anzulegen bedeutet, ein spezifisches Verständnis an das, was Qualifikationen und Ausbildung sind – und gesellschaftlich, politisch, ökonomisch etc. wert sind –, zu implizieren. Zwar ist der Ansatz der UNESCO bemüht, länderspezifische Bildungssysteme zu berücksichtigen. Der Wunsch nach internationaler Vergleichbarkeit schafft dennoch ein System der Angleichung, welches lokal spezifische Klassifikationen von Bildung und Verständnisse von Qualifikationen ausschließt. Legte man alternative Definitionen von Qualifikation an, entstünden möglicherweise andere, quer zu dieser Klassifikation liegende Bestimmungen dessen, was hochqualifiziert ist. Dies sind Aspekte, die bei allen Formen des Messbarmachens und Klassifizierens berücksichtigt werden sollten (vgl. dazu Lampland/Leigh Star 2009) und die auch die Kategorisierung der internationalen Migration betreffen. Hier wird versucht, Widersprüche, die aus Überlagerungen, Gleichzeitigkeiten und Uneindeutigkeiten entstehen, insofern aufzulösen, als jemand entweder Migrant*in oder räumlich mobil ist, entweder hochqualifiziert oder geringqualifiziert.

Eine weitere Einschränkung bei der Auswahl der Personen habe ich bezüglich der Berufsfelder vorgenommen, in denen sie arbeiten. Meine Interviewees arbeiten in unterschiedlichen Berufen und lassen sich dem Feld der Wissenschaft, der

[1] In diesem Sinn beinhaltet diese Forschung ein „studying up“ und stellt eine Elitenforschung (Shore/Nugent 2002) dar.

Privatwirtschaft und der internationalen Organisationen zuordnen (s. Tab. 1). Berufsfelder wie den diplomatischen Dienst, in dem es zur Stellenbeschreibung gehört, im Verlauf der Karriere an unterschiedlichen Orten Dienst zu tun, habe ich ausgeklammert.

Tabelle 1: Übersicht über die Interviewees und ihre Migrationsstationen (Nennungen in Klammern: Aufenthaltsdauer weniger als 12 Monate)

Pseudonym	**Arbeitsbereich**	**Herkunftsland**	**Stationen der Migrationsbiographie**
Dieter	Forschung	Deutschland	USA-Großbritannien-Niederlande
Paola	Forschung	Italien	Großbritannien-Niederlande
François	Forschung	Frankreich	USA-Niederlande
Sven	Forschung	Schweden	Großbritannien-Niederlande
John	Forschung	Großbritannien	USA-Niederlande
Sarah	Forschung	Großbritannien	USA-Großbritannien-Niederlande
Silja	Forschung	Deutschland	(Großbritannien)-(Deutschland)-Österreich-(USA)-Österreich
Luis	Forschung	Venezuela	(USA)-Spanien-Großbritannien-Österreich
Lisa	Forschung	Deutschland	Großbritannien-USA-Norwegen-Österreich
Ryan	Forschung	Kanada	USA-Kanada-Großbritannien
Rieke	Privatwirtschaft	Deutschland	Schweiz-Deutschland-(Expeditionsschiff)-Tansania-Schweiz-Kosovo-Schweiz
Djadi	Privatwirtschaft	Libanon	Deutschland-(Dänemark)-Deutschland-Schweiz
Magda	Privatwirtschaft	Polen	Österreich-(Großbritannien)-Österreich-Deutschland- Österreich
Peter	Privatwirtschaft	Neuseeland	Großbritannien-Kanalinseln-(Frankreich)-Kanalinseln-Großbritannien-Österreich
Dora	Privatwirtschaft	Deutschland	USA-Deutschland-USA-Schweiz
Brigitte	Privatwirtschaft	Deutschland	Österreich-(Deutschland)-(Italien)-(Kreuzfahrtschiff)-(Deutschland)-(Südafrika)-Deutschland-Schweiz
Lola	Internationale Organisationen	Deutschland	USA-Schweiz-(Südsudan)-Schweiz-Benin-Großbritannien-Schweiz
Holger	Internationale Organisationen	Deutschland	Tansania-Schweiz-Kosovo-(Polen)-Schweiz
Yuna	Internationale Organisationen	Japan	Deutschland-Mexiko-Japan-(Kambodscha)-Argentinien-Japan-Deutschland

Tabelle 1 zeigt, dass ein großer Teil (zehn Personen) dem Bereich Forschung und Entwicklung zuzuordnen ist. Ein weiterer Teil der Interviewees (sechs Personen) ist in der Privatwirtschaft tätig, und drei Personen sind internationalen Organisationen und Kultureinrichtungen zuzuordnen.

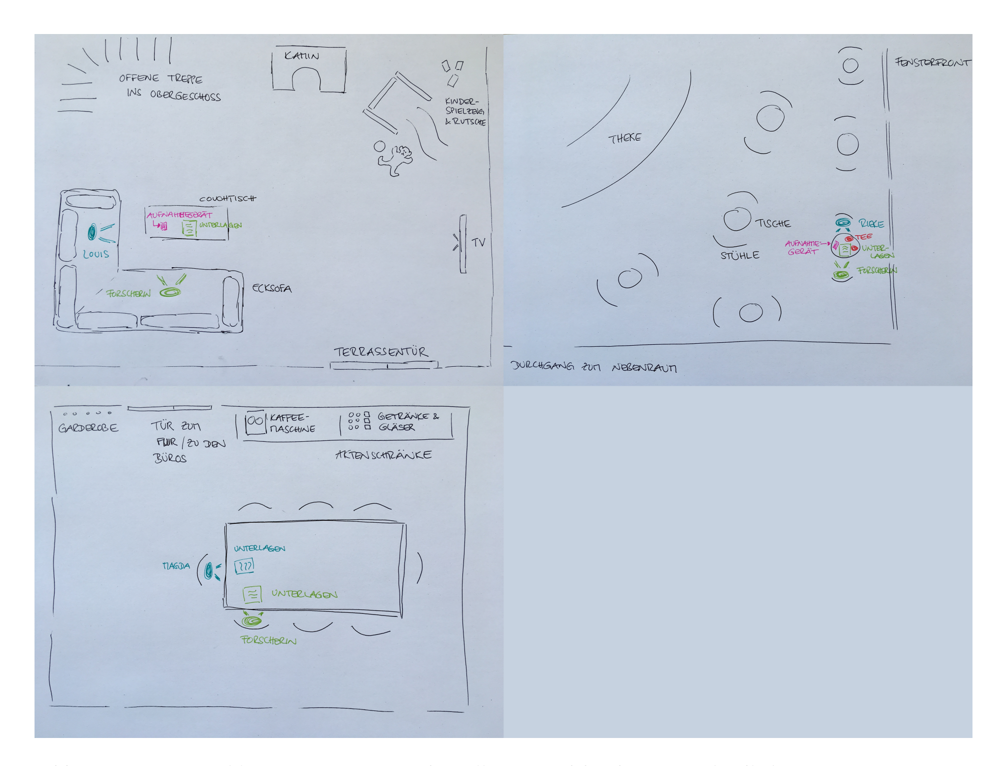


Abb. 1: Drei ausgewählte Interviewsettings, die stellvertretend für drei unterschiedliche Interviewsituationen stehen (von oben links im Uhrzeigersinn): in einer privaten Wohnung, in einem öffentlichen Café, am Arbeitsplatz.

Die Kriterien für die Auswahl der Interviewees bildeten den Rahmen, den ich verwendete, um Personen zu akquirieren. Mit jeder der Personen führte ich qualitative Interviews; diese fanden in der Regel persönlich mit den Personen an einem Ort ihrer Wahl statt. Dies konnte die Wohnung, der Arbeitsplatz oder ein Café sein. In fünf Fällen führte ich die Gespräche per Telefon oder mit Voice-over-IP-Technologie durch. Die Gespräche dauerten im Schnitt eine bis anderthalb Stunden; im Anschluss wurden Gedächtnisprotokolle zur Interviewsituation angefertigt. Dazu gehörten auch Skizzen der Interviewsettings, um die räumliche Spezifizität der Situationen einzufangen und intersubjektiv zugänglich zu machen (s. Abb. 1).

Aus methodologischer Sicht lässt sich die Frage an das Datenmaterial stellen, inwiefern sich Ortsbindungen und Mobilität mithilfe einer Interviewstudie erforschen lassen. Mit dieser Frage ist man als Forscherin insbesondere dann konfrontiert, wenn nicht nur Diskurse oder Selbstbeschreibungen im Blick sind, sondern auch die Praktiken adressiert werden sollen, die im Zuge von räumlicher Mobilität ausgebildet werden, soziale und örtliche Bindungen erzeugen und zur Konstitution von Räumen beitragen. Forschungen mit einem solchen Blick für Praktiken und die Verwobenheit von Menschen, Dingen, Körpern und Wissen in einer Gesell-

schaft sind häufig ethnographische Arbeiten (exempl. Latour/Woolgar 1979; Knorr Cetina 1999; Mol 2002; Laube 2016). Dennoch lassen sich, so argumentiere ich, Verweise auf Praktiken auch in Interviewdaten finden. Denn die narrativen Interviews, wie sie von mir mit den hochqualifizierten internationalen Migrant*innen geführt wurden, stellen ebenfalls, ähnlich der Ethnographie, dichte Beschreibungen dar: dichte Beschreibungen der Interviewees über ihr Handeln und Verhalten. Die Narrationen der Interviewees sind damit eine spezifische Interpretation der Daten über ihre Migrationsbiographie. Anders als im Fall einer Ethnographie handelt es sich demnach nicht um multiperspektivische, sondern einzelperspektivische Darstellungen. Dies ist bei der Auswertung und Interpretation der Daten zu berücksichtigen; hierfür ist das zusätzliche Wissen, das ich als Forscherin durch Gespräche mit Informant*innen aus dem Feld sowie durch punktuelle Beobachtungen vor Ort erhalten habe, besonders wichtig.

Bestimmte Dimensionen von Praktiken können allerdings über die Methode des Interviews tatsächlich kaum erforscht werden. Die Körperlichkeit von Praktiken etwa bleibt einer Interviewstudie größtenteils verschlossen. Aus forschungspraktischer Sicht ist dies allerdings eine methodologische Schwäche, die durch die Stärke des Zugangs zu einem hochmobilen Feld wettgemacht wird: Derartige mobile Personen über einen längeren Zeitraum an ihren verschiedenen Stationen und während ihrer Umzüge zu beobachten ist wenig praktikabel; praktikabel ist es, sie an ihren aktuellen Lebensmittelpunkten zu interviewen und sich ihre Migrationsbiographien narrativ nachzeichnen zu lassen (für eine gelungene ethnographische Forschung zu den Mobilitätspraktiken von Hochqualifizierten s. Spiegel/Mense-Petermann 2016).

Um diese Narrationen und damit das Leben als internationale Migrantin und internationaler Migrant vor Ort und zwischen Orten zum Thema eines Interviews zu machen, bieten sich biographisch-narrative Interviews an (Schütze 1983; Becker 2019; auch Weidenhaus 2015; zur Anwendung des biographischen Interviews in der Migrationsforschung Siouti 2018). Mit ihnen gelingt es nicht nur, den Fokus auf die über die Narrationen zugänglichen Sinnzuschreibungen der Einzelnen und damit auf die von ihnen vorgenommenen Rekonstruktionen ihrer Migrationsbiographien zu richten (Rosenthal 1995). Vielmehr werden über die Narrationen der eigenen Biographie auch die emotionalen Bindungen an Orte und die Praktiken der Verortung deutlich (Becker 2019). Die Ortsbindungen, die die hochqualifizierten internationalen Migrant*innen aufbauen, aufrechterhalten und über ihren biographischen Verlauf immer wieder neu konfigurieren, können daher mit dieser Methode sehr gut in den Blick genommen werden.

4 Raumkonstitutionen, Verortungen und Biographien

Im Fokus meiner weiteren Ausführungen sind die lokal beobachtbaren Formen der Raumkonstitution (Löw 2001; Massey 2007) unter besonderer Berücksichtigung von Praktiken und Objekten. Raumkonstitutionen sind für die Ortsbindungen der hochqualifizierten internationalen Migrant*innen maßgeblich und werden über charakteristische, über den biographischen Verlauf hinweg entwickelte und zu Routine gewordene Praktiken hergestellt. Dazu gehören charakteristische Umgangsweisen mit der (städtischen) Umwelt ebenso wie die Nutzbarmachung des lokalen Wissens der *international community* und die Integration von Objekten.

Diese Objekte geben meinen Ausführungen eine doppelte Biographie-Wendung: Die Objekte, die für die Migrant*innen bedeutsam sind, können entweder stationär oder mobil sein. Sind sie mobil, und darauf konzentriere ich mich hier, weisen sie eine, von mir in Anlehnung an und Abgrenzung von Igor Kopytoffs (1986) Konzept der kulturellen Biographie von Objekten situational genannte Biographie auf: Je nach Situation entfalten sie unterschiedliche Wirksamkeit für ihre Bezugsperson. Damit verschneiden sich vor Ort die Biographien der Objekte mit denen ihrer Besitzer*innen und lassen spezifische Objekt-Mensch-Ort-Gefüge entstehen (Müller 2020: z.B. 270 f.).

4.1 Praktiken der Raumkonstitution

Die Migrant*innen bilden in ihrer Migrationsbiographie spezifische Strategien der Raumkonstitution aus. Diese sind maßgeblich Praktiken der Raumkonstitution, die die Migrant*innen routinisiert und inkorporiert haben und die sie wiederholt vor Ort zur Anwendung bringen. Damit sind die vor Ort konstituierten Räume lokal spezifisch und überlokal ähnlich: Das Inventar, das Teil der konstituierten Räume ist, ist je nach Ort unterschiedlich. Die Typen des Inventars und die Praktiken ähneln sich aber ortsübergreifend. Am Beispiel des Cafés als spezifischer Infrastruktur, die vor Ort in die Raumproduktion integriert wird, wird dies deutlich: Eine solche Infrastruktur wird genutzt, um Menschen zu treffen, um zu arbeiten, aber auch um „Leute [zu] gucken“, wie Silja es nennt (Silja, Pos. 48). Für Luis sind die Bars an seinem temporären Wohnort Orte, in die er seine „wissenschaftlichen Artikel mitbringt, sich einen Kaffee bestellt und die Artikel dann dort liest“ (Luis, Pos. 134, Übers. ALM).[2]

Diese selbstbezogenen Handlungen finden in einem sozialen Setting statt und sind von diesem gerahmt. Aber die zufälligen Kontakte in den Bars können sich zu ganz besonderen Kontakten entwickeln, welche sich wiederum zusammen mit der

[2] Ich nehme an dieser Stelle Infrastrukturen insbesondere als architektonisch-räumliche Arrangements mit einer spezifischen Funktion in den Blick. Darüber hinaus ließe sich für den Fall der hochqualifizierten internationalen Migrant*innen allerdings auch die *international community* aus einer *people as infrastructures*-Perspektive als Infrastruktur verstehen. In ähnlicher Weise zeigen Weiner und Will (2018), wie sogenannte *care infrastructures* durch das Zusammenwirken von Patient*innen, Angehörigen und Pflegepersonal hervorgebracht werden.

Bar als Ort und den Objekten – Tassen, Stühlen, Artikeln – für Luis zu einem besonderen sozialen Raum zusammenfügen können. Dies ist bei der hier *Hemingway Bar* genannten Bar in Granada der Fall:

> "After two months going there, talking with nobody except sometimes with the barman I start to notice: we are all the same people that come, sit there, and then, I don't know, somehow I start to communicate with people and this place becomes sort of really magic, a place where I met so much amazing guys to the point that when I finished my thesis, in the acknowledgements are the names of these people from the bar, and if you go to Granada, if you go to this bar, you can take my thesis, it's in between the books of the bar, a present to them, because I said 'the ideas [I got here were] a very big stimulus'." (Luis, Pos. 132-140)

Mit Massey (2007: z.B. 138) gesprochen, können diese ortsbezogenen Räume auch als Lokalitäten bezeichnet werden, für die die Ko-Präsenz von Akteuren konstitutiv ist (dazu auch Müller/Reichmann 2018).

Derartige Lokalitäten sind entscheidend für die Ortsbindungen, die die Interviewees ausbilden. Und wie die Interviewdaten zeigen, wenden sie an ihren wiederholt wechselnden temporären Wohnorten Praktiken der Raumkonstitution an, die sich über den Zeitverlauf für sie als zielführend erwiesen haben – zielführend in dem Sinn, dass sie dazu beitragen, der wiederholten Mobilität und dem Gefühl der Bindungslosigkeit einen lokalen Kontrapunkt zu setzen.

Es ist auffällig, dass die Interviewees als wichtige lokale Infrastruktur Cafés oder Bars nennen. Diese Infrastrukturen scheinen aufgrund ihres hybriden Charakters attraktiv zu sein: Sie sind Orte, die man in unterschiedlichen Ländern alleine oder mit anderen aufsuchen kann, die einen Möglichkeitsraum für verschiedene Handlungen darstellen – Lesen, Gucken, Zuhören, Nachdenken, Schreiben – und häufig lokale sowie global ähnliche Spezialitäten anbieten, etwa den Verlängerten in Österreich und das Rothaus Tannenzäpfle in Baden-Württemberg auf der einen und den Cappuccino und das Heineken Bier auf der anderen Seite. Damit sind sie ähnlich hybrid wie die Interviewees, die in unterschiedlicher Weise Lokales und Globales inkorporieren.

Für die hier konstituierten Räume ist charakteristisch, dass sie von den Migrant*innen in je spezifischen biographischen Situationen produziert werden und bestimmte Merkmale ausbilden; so finden nach einem Statuswechsel (Glaser/Strauss 1971) häufig auch Modifikationen in den Praktiken der Raumkonstitution statt. Zudem unterscheidet sich in Abhängigkeit von der biographischen Situation auch, wie die gelebte Mobilität, die wiederholte temporäre Immobilität ebenso wie eine potentiell dauerhafte, zukünftige Ortsfeste imaginiert werden.

Dabei tragen die Lokalitäten vor Ort zu einer Verankerung vor Ort bei, die je nach biographischer Situation Unterschiedliches bedeutet. Brigitte etwa beschreibt die Verankerungen als „Fußfesseln“, die sie „sich anlegen lassen muss“ (Brigitte, Pos.

234-236). Für Dora dagegen sind sie emotional stabilisierend: Sie beschreibt das Gefühl der Verankerung, das sich nach vier Migrationsstationen an ihrem aktuellen Wohnort eingestellt hat, als erleichternd (Dora, Pos. 58).

Diese Verankerungen sind allerdings nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich gebunden und auf das wiederholte Anwenden der Praktiken angewiesen – fehlen diese, existieren auch die Lokalitäten und damit die Verankerungen nicht mehr. Sven beschreibt dies so:

> "For the period I was there [in Manchester], I enjoyed it and I had my place there, but then, once I left and I came back, it wasn't the same thing either anymore." (Sven, Pos. 189-193)

Die für die Konstitution von Lokalitäten bedeutsamen Orte in den Städten, in denen die Migrant*innen leben, werden dabei nicht nur mit ihren Infrastrukturen und den dort lebenden Menschen erlebt, sondern auch sinnlich wahrgenommen und mit Gerüchen, Geräuschen oder Essen verbunden. Diese sinnlichen Erfahrungen sind wichtig für die Konstitution von Lokalitäten vor Ort. Und sie können zeitlichen Bestand haben – anders als die vor Ort durch die Handlungen und Interaktionen konstituierten Räume und damit die Lokalität selbst. Yuna beschreibt, wie das Wiederaufrufen von sinnlichen Erfahrungen die Bindung an die Orte aktualisiert:

> „Aber zum Beispiel Facebook oder irgendeine Gelegenheit, zum Beispiel ein kurzes Video von Mexiko City, vom Verkehr in Mexiko City oder irgendeinem Festival in Mexiko-Stadt. [Wenn ich] solche Sachen sehe, dann erinnere ich mich an die Zeit oder an den Moment. Zum Beispiel Geruch oder den Wind oder die Stimme oder die Tonart oder die Melodie der Sprache.“ (Yuna, Pos. 38)

Die Erinnerung an die Lokalität Mexico City wird für sie wieder aufgerufen, sobald sie an die sinnlichen Erfahrungen, die sich in ihren Körper eingeschrieben haben, anknüpfen kann. Dieses Anknüpfen geschieht in diesem Fall über eine technologisch vermittelte Erfahrung.

An diesem Beispiel wird deutlich, dass die vor Ort konstituierten Räume im Fall der Migrant*innen transnationale Bezüge aufweisen, indem etwa vergangene, aber weiterhin präsente sinnliche Erfahrungen an und Beziehungen zu entfernten Orten integriert werden. Wir haben es im Fall der hochmobilen Personen also mit einem Wechselspiel von lokaler Bindung und transnationaler Einbettung zu tun, welches mit der Konstitution spezifischer Räume einhergeht.

4.2 Objekte und (ihre) Biographien

Nun zum zweiten Punkt: den Objekten. Sie haben, wie ich argumentiere, eine situationale Biographie und wirken nicht nur als Symbole überindividuell, sondern sind konstitutiv für individuelle Raumkonstitutionen und Ortsbindungen. Meine erste Interviewee, Yuna, brachte mich auf die Spur der Objekte in den Migrationsbiographien:

> „Ich habe mein Cello [immer] mit dabei. […] Und in Mexiko habe ich natürlich ein Orchester gesucht, aber leider in Mexiko City habe ich kein Amateur-Orchester gefunden. Aber ich habe einige Musikfreunde gefunden, das war reiner Zufall. Und wir haben immer Quartett gespielt, Streichquartett. Das war eine ganz schöne Zeit. Erste Geige eine Deutsche, zweite Geige Mexikaner, Bratsche Chilener und ich, Japanerin. Und das war total international und wir haben natürlich auf Spanisch kommuniziert. Aber natürlich war unser bestes Kommunikationsmittel die Musik." (Yuna, 15-16; Pos. 20)

In ihrem Fall ist das Objekt Cello mobil, es begleitet sie an alle Orte und ist mit ihr temporär ortsgebunden. Die objektbezogenen Praktiken der Ortsbindung, die sie in ihrem Migrationsverlauf entwickelt, beziehen sich auf das Musizieren. Je nach lokalen Gegebenheiten und Gelegenheitsstrukturen spielt sie vor Ort in Orchestern oder in einem selbst organisierten Quartett, nimmt Unterricht oder spielt für sich. Das Musizieren ermöglicht es ihr, sich vor Ort zuhause zu fühlen.

Solche mit Praktiken der Freizeitgestaltung verbundenen Objekte mit eigener Migrationsbiographie bleiben in ihrer Bedeutung über den Zeitverlauf vergleichsweise stabil. Anders verhält es sich bei Doras Kleidung, die sie – nach einem zunächst funktionalen Gebrauch – seither immer mit umzieht, die inzwischen allerdings in einer Kiste im Keller der Wohnung gelagert ist. Für Dora fungieren bestimmte Kleidungsstücke, die sie vor zwei Jahrzehnten in den USA kaufte, inzwischen als Erinnerungsstück:

> „Und bei mir war das echt lustig, wo ich dann zurückgekommen bin, mit so ein paar Stücken, die ich da [in den USA] wirklich immer toll gefunden habe […], dann habe ich hier gedacht, ja, das kann ich hier gar nicht so anziehen. Ist wirklich lustig. Und dann, nach und nach, also ich habe ein paar Teile immer noch aufgehoben, aber ich weiß, die werde ich so nicht mehr anziehen. Es ist einfach die Erinnerung." (Dora, Pos. 62)

> „Und dann recht schnell gerät dein Lieblingskleidungsstück in den Hintergrund und du kaufst dir neue Sachen. […Ich habe] gemerkt, dass die Sachen, die ich in Amerika immer wirklich gern getragen habe und sie mit Stolz wieder hierhergebracht habe, hier nicht mehr den Wert gehabt [haben]." (Dora, Pos. 62)

Im Verlauf ihrer Biographie und den damit verbundenen Statuswechseln, die sie durchlaufen hat – von der allein lebenden Single in den USA zu der gemeinsam mit Familie in der Schweiz lebenden Mutter von zwei Kindern und Ehefrau –, hat sich die Bedeutung der Objekte verändert: In einer anderen Situation weisen sie nun eine andere Bedeutung auf. Sie haben eine situationale Biographie.

Am Beispiel von Doras Musik-CDs wird die Verschränkung von biographischer Erfahrung und räumlicher Mobilität sehr deutlich:

> „Und ich hab's oft dann auch für mich gehört, heute auch nicht mehr, […] du entfernst dich, glaube ich, von Jahr zu Jahr auch von den Sachen und Erinnerungen, und manchmal, wenn ich mit den diversen Leuten wieder in Kontakt bin, dann kommen die wieder, die Erinnerungen, so ein bisschen ist das dann wie so ein altes Leben. […] Ich habe da noch so ein CD-Buch mit den alten CDs, und ab und zu nehme ich's auch mal wieder raus, wenn ich so ganz allein zu Hause bin, und dann hörst Du mal wieder die Musik. Aber es ist nicht mehr so das gleiche wie früher. Es war wirklich so die Zeit, es hat alles so gepasst, es war alles so super. Und heute bist du einfach in einem komplett anderen Leben." (Dora, Pos. 68)

Die Objekte verändern ihre Bedeutung über den zeitlichen und räumlichen Verlauf der Biographie: An einem anderen Ort und zu einer anderen Zeit werden die CDs und die auf ihr gespeicherte Musik anders interpretiert. Dabei sind die CDs ähnlich wie die Kleidungsstücke emotional bedeutsamer Bestandteil der eigenen Identitätsbildung und dienen als Marker der Migrationsbiographie. Die Interviewee Lisa konstatiert selbst einen über ihre biographische Entwicklung und ihre räumliche Mobilitätserfahrung hinweg veränderten Umgang mit Dingen:

> „Generell habe ich angefangen, mehr Sachen mitzunehmen, weil es einfach auf Dauer irgendwie auch psychologisch zu sehr an einem nagt, wenn man immer komplett alles neu um sich rum hat." (Lisa, Pos. 50)

Die biographische Erfahrung bewirkt hier einen veränderten Umgang mit Objekten und damit andere Objekt-Ort-Mensch-Gefüge, aus denen wiederum spezifische Räume entstehen.

5 Räume, Zeiten und Orte in internationalen Migrationsbiographien

Im Mittelpunkt meiner Ausführungen stand die Verschränkung von Räumen, Zeiten und Orten in den Migrationsbiographien von hochqualifizierten internationalen Migrant*innen. Biographie und Raum sind hier sehr eng miteinander verbunden, da die Migrant*innen nicht nur im Verlauf ihrer Biographien räumlich mobil

sind, sondern vor Ort und über Orte hinweg soziale und transnationale Räume konstituieren.

Die empirischen Daten zeigen, dass hochqualifizierte internationale Migrant*innen im Verlauf ihrer Migrationsbiographien (1) mit über den Zeitverlauf ähnlichen Praktiken Räume konstituieren. Darüber werden Ortsbindungen erzeugt, welche nicht zuletzt durch Lokalitäten verstärkt werden, die transnationale Bezüge aufweisen. Gleichzeitig werden transnationale soziale Räume konstituiert, die lokale Bezüge unterschiedlicher Zeitlichkeit aufweisen. Dabei sind (2) die Räume durch ein besonderes Gefüge von Menschen, Objekten und Orten gekennzeichnet. Die Interviewees integrieren Objekte in ihre Praktiken der Raumkonstitution, und die Objekte weisen eine situationale Biographie auf.

Sowohl die Migrationsbiographie der Bezugsperson als auch die situationale Biographie der Objekte haben dabei eine räumliche Dimension. Menschen und Objekte sind einerseits räumlich mobil, andererseits sind sie, auch als stationäre Objekte, Teil von lokal spezifischen und transnationalen Raumkonstitutionen. Zu verstehen, auf welche Weise Migration von den Einzelnen erfahren wird, welche räumlichen Bezüge und Ortsbindungen sie über ihre Biographie hinweg aufweisen und welche Bedeutung Objekten dabei zukommt, hilft uns, Prozesse der lokalen und transnationalen Integration besser zu verstehen. Dies ist nicht auf hochqualifizierte internationale Migrant*innen beschränkt und auch nicht auf räumlich mobile Personen. Vielmehr, so die ausblickende Vermutung, ist jede Person auf vielfältige Weisen mit Menschen, Orten und Objekten verwoben und weist Bindungen vor Ort und über Grenzen hinweg an andere Orte auf. In einer Gesellschaft liegen damit immer viele unterschiedliche, sich ergänzende, aber auch in Widerstreit stehende räumliche, objektbezogene und soziale Bindungen vor. Über Zusammenhalt in einer Gesellschaft zu sprechen, wie es in dieser, von der Covid-19-bedingten Pandemie in ihren Selbstverständnissen erschütterten Gesellschaft derzeit wieder zunehmend geschieht, bedeutet also auch, miteinander über die biographischen Erfahrungen mit und an Orten zu sprechen; Orte, die virtuell miteinander verbunden sein können, die in jedem Fall aber immer lokalisierbar sind.

Literatur

Al-Ali, Nadje S./Koser, Khalid (Hrsg.) (2002): New Approaches to Migration? Transnational Communities and the Transformation of Home. London/New York: Routledge.

Bauman, Zygmunt (1996): Tourists and Vagabonds. Heroes and Victims of Postmodernity. In: 30. Reihe Politikwissenschaft. Wien: Institut für Höhere Studien Wien. Online: http://www.nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-266870 <15.1.2020>.

Bauman, Zygmunt (2016): Flüchtige Moderne. Deutsche Erstausgabe, 7. Auflage. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (2007): Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung. 1. Auflage (Nachdruck). Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Becker, Johannes (2019): Orte und Verortungen als raumsoziologische Perspektive zur Analyse von Lebensgeschichten. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 20(1), Art. 12. Online: http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/3029/4338 <18.02.2022>.

Bygnes, Susanne/Bivand Erdal, Marta (2017): Liquid Migration, Grounded Lives. Considerations About Future Mobility and Settlement Among Polish and Spanish Migrants in Norway. In: Journal of Ethnic and Migration Studies, 43(1), 102–118.

Engbersen, Godfried/Leerkes, Arjen/Grabowska-Lusinska, Izabela/Snel, Erik/Burgers, Jack (2013): On the Differential Attachments of Migrants from Central and Eastern Europe. A Typology of Labour Migration. In: Journal of Ethnic and Migration Studies, 39(6), 959–981.

Engbersen, Godfried/Snel, Erik (2013): Liquid Migration. Dynamic and Fluid Patterns of Post-Accession Migration Flows. In: Glorius, Birgit/Grabowska-Lusinska, Gabriela/Kuvik, Aimee (Hrsg.): Mobility in Transition. Amsterdam: Amsterdam University Press, 21–40.

Engbersen, Godfried/Snel, Erik/Boom, Jan d. (2010): 'A Van Ful of Poles'. Liquid Migration From Central and Eastern Europe. In: Black, Richard/Engbersen, Godfried/Okólski, Marek/Panțîru, Cristina (Hrsg.): A Continent Moving West. EU Enlargement and Labour Migration From Central and Eastern Europe. Amsterdam: Amsterdam University Press, 115–140.

Faist, Thomas (1998): Transnational Social Spaces Out of International Migration. Evolution, Significance and Future Prospects. In: European Journal of Sociology/Archives Européennes de Sociologie, 39(2), 213–247.

Frändberg, Lotta (2008): Paths in Transnational Time-Space. Representing Mobility Biographies of Young Swedes. In: Geografiska Annaler. Series B, Human Geography, 90(1), 17–28.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1971): Status Passage. London: Routledge.

Glick Schiller, Nina/Basch, Linda/Szanton-Blanc, Cristina (1995): From Immigrant to Transmigrant. Theorizing Transnational Migration. In: Anthropological Quarterly, 68(1), 48–63.

Goldring, Luin (1996): Blurring Borders. Constructing Transnational Community in the Process of Mexico-U.S. Migration. In: Chekki, Dan A. (Hrsg.): Research in Community Sociology 6. Stanford, CA/London: JAI Press, 69–104.

Gustafson, Per (2001): Roots and Routes. Exploring the Relationship Between Place Attachment and Mobility. In: Environment and Behavior, 33(5), 667–686.

Hillmann, Felicitas (2016): Migration. Eine Einführung aus sozialgeographischer Perspektive. Stuttgart: Steiner Verlag.

Kesselring, Sven/Vogl, Gerlinde (2010): Betriebliche Mobilitätsregime. Die sozialen Kosten mobiler Arbeit. Berlin: Edition Sigma.

Knorr Cetina, Karin (1999): Epistemic Cultures. How the Sciences Make Knowledge. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.

Kopytoff, Igor (1986): The Cultural Biography of Things. Commoditization as Process. In: Appadurai, Arjun (Hg.): The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective. Cambridge: Cambridge University Press, 64–91.

Lampland, Martha/Leigh Star, Susan (Hrsg.) (2009): Standards and Their Stories. How Quantifying, Classifying, and Formalizing Practices Shape Everyday Life. Ithaca/London: Cornell University Press.

Lange, Norbert d./Geiger, Martin/Hanewinkel, Vera/Pott, Andreas (2014): Bevölkerungsgeographie. Paderborn: Schöningh.

Latour, Bruno/Woolgar, Steve (1979): Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts. Newbury Park u.a.: Sage.

Laube, Stefan (2016): Nervöse Märkte. Materielle und leibliche Praktiken im virtuellen Finanzhandel. Berlin: De Gruyter Oldenbourg.

Lefèbvre, Henri (1991): The Production of Space. Malden MA/Oxford: Blackwell Publishers.

Lems, Annika (2018): Being-Here. Placemaking in a World of Movement. New York/Oxford: Berghahn.

López, Jane L. (2020): Together and Apart. Transnational Life in the US–Mexico Border Region. In: Journal of Ethnic and Migration Studies, 46(1), 242–259.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Massey, Doreen (2005): For Space. London/Thousand Oaks/New Delhi/Singapore: Sage.

Massey, Doreen (2007): Space, Place and Gender. Cambridge: Polity Press.

Mol, Annemarie (2002): The Body Multiple. Ontology in Medical Practice. Durham: Duke University Press.

Müller, Anna-Lisa (2020): Migration, Materialität und Identität. Verortungen zwischen Hier und Dort. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

Müller, Anna-Lisa/Plöger, Jörg (2019): Arbeitsbezogene Migration von Hochqualifizierten. Ein Plädoyer für eine geographische Perspektive. In: Geographische Zeitschrift, 107(4), 305–327.

Müller, Anna-Lisa/Reichmann, Werner (2018): Architecture, Sociality and the Production of Locality. In: Societas Communitas, 26(2), 27–46.

Pels, Dick (1999): Privileged Nomads. On the Strangeness of Intellectuals and the Intellectuality of Strangers. In: Theory, Culture & Society, 16(1), 63–86.

Plöger, Jörg/Becker, Anna (2015): Social Networks and Local Incorporation. Grounding High-Skilled Migrants in Two German Cities. In: Journal of Ethnic and Migration Studies, 41(10), 1517–1535.

Plöger, Jörg/Kubiak, Susanne (2019): Becoming 'the Internationals'. How Place Shapes the Sense of Belonging and Group Formation of High-Skilled Migrants. In: Journal of International Migration and Integration, 20(1), 307–321.

Preece, Jenny (2020): Belonging in Working-Class Neighbourhoods. Dis-Identification, Territorialisation and Biographies of People and Place. In: Urban Studies, 57(4), 827–843.

Pries, Ludger (1996): Transnationale soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexico-USA. In: Zeitschrift für Soziologie, 25(6), 456–472.

Pries, Ludger (2001): Internationale Migration. Bielefeld: transcript.

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main: Campus.

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 13(3), 283–293.

Shore, Cris/Nugent, Stephen (Hrsg.) (2002): Elite Cultures. Anthropological Perspectives. London/New York: Routledge.

Siouti, Irini (2018): Migration und Biographie. In: Lutz, Helma/Schiebel, Martina/Tuider, Elisabeth (Hrsg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer VS, 223–231.

Smith, Robert C. (1995): ‚Los ausentes siempre presentes'. The Imagining, Making and Politics of a Transnational Community Between Ticuani, Puebla, Mexico, and New York City. Unveröffentlichte Dissertation. New York NY: Columbia University.

Spiegel, Anna/Mense-Petermann, Ursula (2016): Verflochtene Mobilitäten und ihr Management. Mobilitätspraktiken von Expatriate-Managern und ihren ‚trailing spouses' im Auslandseinsatz. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 41(1), 15–31.

Tuan, Yi-Fu (1977): Space and Place. The Perspective of Experience. Minneapolis/London: University of Minneapolis Press.

UNESCO Institute for Statistics (2012): International Standard Classification of Education. ISCED 2011. Montreal, Quebec: UNESCO Institute for Statistics. Online: http://www.uis.unesco.org/Education/Documents/isced-2011-en.pdf <15.1.2020>.

Vertovec, Steven (2007): Super-Diversity and Its Implications. In: Ethnic and Racial Studies, 30(6), 1024–1054.

Weidenhaus, Gunter (2015): Soziale Raumzeit. Berlin: Suhrkamp.

Weiner, Kate/Will, Catherine (2018): Thinking With Care Infrastructures. People, Devices and the Home in Home Blood Pressure Monitoring. In: Sociology of Health & Illness, 40(2), 270–282.

Frauen im Kampf um städtischen Wohnraum in Porto Alegre: Eine biographietheoretische Perspektive

Priscila Susin

Abstract: Dieser Beitrag zeigt, wie Frauen aus unteren Einkommensschichten, die sich in wohnungspolitischen Bewegungen engagieren, verschiedene Kämpfe und Strategien interpretieren und präsentieren, an denen sie angesichts der Wohnungsnot in Porto Alegre, Südbrasilien, beteiligt sind. Ausgehend von Lebensgeschichten und Alltagsberichten konzentriert sich das Kapitel auf die Veränderungen und Kontinuitäten der Interpretationen und Erfahrungen dieser Frauen vor und nach ihrem Engagement in einer Bewegung zum Erhalt und zur Schaffung von mehr bezahlbarem Wohnraum bzw. vor und nach ihrem Umzug in ein besetztes Haus. Die Methode der biographischen Fallrekonstruktion bietet einen innovativen Zugang zum Verhältnis von Geschlecht und Wohnen und liefert neue Einsichten zu den Erfahrungen von Zwang, Widerstand, Nachgiebigkeit und Bewältigung, die nur schwerlich mit vorgefassten analytischen Kategorien zugänglich sind. Die Rekonstruktion der biographischen Fälle zeigt den wiederkehrenden Konflikt der Frauen zwischen dem von ihnen erwarteten Einfügen in konservative Klassen- und Geschlechterrollen (Tradition als symbolisches Kapital) und der Erweiterung dieser Rollen(repertoires) unter Einbezug progressiverer politischer Diskurse, die von sozialen Bewegungen angeboten werden (Politisierung als symbolisches Kapital).

Keywords: Biographieforschung, Gender, Wohnen, Narrative, Stadtsoziologie

Susin, P. (2022): Frauen im Kampf um städtischen Wohnraum in Porto Alegre: Eine biographietheoretische Perspektive. In: Becker, J./Weidenhaus, G./Witte, N. (Hrsg.): Biographie und Raum. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 195–216. **https://doi.org/10.17875/gup2021-1865**

1 Einleitung

Erst in den vergangenen Jahrzehnten begannen sich die Geschlechterrollen von Frauen in Brasilien zu verändern. Politische Entscheidungsträger*innen erkannten zunehmend geschlechtsspezifische Ungleichheiten an. Ausgelöst wurden diese Entwicklungen vor allem durch globale Veränderungen und den daraus resultierenden Druck sowie durch die intensiven politischen Aktivitäten progressiver und feministischer Gruppen während der Zeit der Re-Demokratisierung (Resende/Epitácio 2016; Costa 2006; Pimentel 1985). Dennoch zeigt sich statistisch, dass Frauen immer noch mit deutlich höherer Wahrscheinlichkeit ein geringeres Einkommen als Männer haben, die Mehrheit unter den informell Beschäftigten und den Arbeitslosen bilden und für Kinderbetreuung und den Privathaushalt verantwortlich sind. Schwarze Frauen sind im Vergleich zu Männern und Weißen Frauen mit besonders großen Einkommensunterschieden konfrontiert und gehören in allen Regionen des Landes am häufigsten zu den am schlechtesten bezahlten Arbeiter*innen (Brasilianisches Institut für Statistik 2018; Hirata 2018). In diesem Kontext ist es nicht verwunderlich, dass bezahlbare und angemessene Wohnmöglichkeiten für Frauen im Allgemeinen und speziell für Frauen mit geringem Einkommen eingeschränkt sind: In städtischen Gebieten machen sie die Mehrheit der in prekären und unzureichenden Wohnverhältnissen Lebenden aus. Schwarze Frauen sind noch einmal deutlich stärker von der extremen Mietbelastung und den unsicheren Eigentumsverhältnissen betroffen (Brasilianisches Institut für Statistik 2015, 2018).[1]

In Anbetracht dieser Herausforderungen hat die nationale Wohnungspolitik in den letzten Jahren eine stärker geschlechtsspezifische Perspektive eingenommen, um den Zugang von Frauen mit geringem Einkommen zu angemessenem Wohnraum zu verbessern. Im Rahmen eines nationalen Wohnungsbauprogramms wurde ihnen der Zugang zu Sozialwohnungen garantiert.[2] Obwohl dies als ein großer Fortschritt in Bezug auf den sozialen Schutz für gefährdete Haushalte angesehen werden kann, deuten Studien darauf hin, dass das Programm einen Großteil der Bevölkerung in extremer Armut nicht erreicht und sogar dazu führt, dass diese Bevölkerungsgruppen in städtische Randgebiete verdrängt werden (Nisida et al. 2015). Dass die Beziehung zwischen Wohnen und Geschlecht heute vermehrt auf die politische Agenda gerückt ist, dafür sind soziale Bewegungen, die sich im Bereich der Wohnungspolitik engagieren, sowie feministische und andere politisch organisierte Gruppen verantwortlich. Gemeinsam drängten sie nicht nur auf den Zugang von Frauen zu bezahlbarem und angemessenem Wohnraum, sondern auch generell auf einen verbesserten Zugang zu städtischer Versorgung und auf größere Chancengleichheit in brasilianischen Städten (Levy/Latendresse/Carle-Marsan 2013).

Im Zuge der Entstehung wohnungspolitischer Bewegungen während der 1980er Jahre wurde auch die hohe Anzahl leerstehender Immobilien in großen brasiliani-

[1] Übersetzt von Louis Speer.

[2] Seit 2009 im Rahmen des nationalen Wohnungsbauprogramms *Minha Casa Minha Vida* (Mein Haus, mein Leben).

schen Städten aufgedeckt. Dabei handelt es sich insbesondere um verlassene Gebäude in den Stadtzentren, die einer großen Anzahl von in schlechten und prekären Wohnverhältnissen lebenden Menschen legalen Wohnraum bieten könnten (Gohn 1991). Aus der Perspektive dieser Bewegungen ist der „Kampf um das Stadtzentrum" mit dem Zugang zum Arbeitsmarkt sowie zu öffentlicher Infrastruktur und Dienstleistungen verbunden. Er steht daher für das Recht, räumlich und sozial an der „formalen Stadt" teilzuhaben. Als politische Aktion einerseits und andererseits als (zumindest) temporäre Lösung für diejenigen, die sich im „Kampf" engagieren, stellt das „Besetzen" („Squatting") leerstehender Gebäude eine Praxis dar, die von mehreren wohnungspolitischen Bewegungen im ganzen Land unterstützt wird. Dabei bilden Frauen mit Kindern die Mehrheit derer, die in diesen besetzten Häusern leben (Tatagiba/Paterniani/Trindade 2012).

Meine Beschäftigung mit sozialen Bewegungen im Wohnungsbau begann 2013. Ich arbeitete als Forschungsassistentin in einem interdisziplinären Projekt, welches das Leben von Kindern in städtischen Randgebieten, Mietskasernen und besetzten Häusern im Stadtzentrum von São Paulo im Südosten Brasiliens untersuchte.[3] Damals wurden die Bezugspersonen der Kinder in die Feldforschung einbezogen. Diese Befragung von Müttern und Großmüttern kleiner Kinder war keine methodische Vorentscheidung, sondern ergab sich vielmehr aus dem empirischen Feld selbst: Die Tatsache, dass das Gros der Familien, mit denen wir in Kontakt waren, aus alleinerziehenden Frauen und ihren Kindern bestand, deutete zumindest in den untersuchten Regionen darauf hin, dass sowohl die „legale" als auch die „illegale" Stadt[4] vergeschlechtlichten Konstitutionsprozessen folgt.

Nach dem Ende der Feldforschung in São Paulo und meiner Rückkehr in den Süden Brasiliens beschloss ich, eine zweite und intensivere Phase der Datenerhebung in besetzten Häusern zu beginnen – dieses Mal im Stadtzentrum von Porto Alegre. Die empirischen Daten aus den biographischen Interviews und teilnehmenden Beobachtungen, die ich in Porto Alegre zwischen 2015 und 2018 durchführte, bilden das Fundament dieses Beitrags. Auf dieser Basis unternehme ich den Versuch, einen fokussierten Zugang zum Alltag und zu den biographischen Berichten von Frauen zu gewinnen. Dabei stehen Frauen im Zentrum, die Teil wohnungspolitischer Bewegungen sind und in besetzten Häusern leben. Ziel ist es zu verstehen, wie ihre lebensgeschichtlichen Erfahrungen mit Prozessen des Kampfes um Wohnraum vor, während und nach ihrem Engagement in politischen Gruppen zusammenhängen.

Die Methode der biographischen Fallrekonstruktion, wie sie von Gabriele Rosenthal (2014) vorgeschlagen wurde, bot einen innovativen Ansatz zur Erforschung der Beziehung zwischen Geschlecht und Wohnen und ermöglichte neue Einbli-

[3] Das Projekt wurde von der Bernard van Leer Foundation finanziert, am Centre for Economic and Social Analysis (CAES-PUCRS) von 2012 bis 2015 durchgeführt und von Prof. Dr. Hermílio Santos geleitet.

[4] In Bezug auf die juristische Regelmäßigkeits- und Unregelmäßigkeitsdynamik bei der städtischen Landbesetzung, die typisch für den Urbanisierungsprozess in Brasilien ist (Cardoso 2003).

cke in Erfahrungen von Zwang, Widerstand, Nachgiebigkeit und Bewältigung, die gewöhnlicherweise nicht durch vorgefasste analytische Kategorien zugänglich sind. Das Konzept der „Relevanz“ aus der phänomenologisch fundierten Theorie von Alfred Schütz (1967) wurde hier miteinbezogen, um eine Antwort auf die Frage zu erhalten, wie Erfahrungen und Selbstpräsentationen, wie sie in offenen Interviews erhoben werden, die Perspektive der Akteur*innen offenlegen können, und ebenso, wie die Befragten die soziale Realität zusammen mit anderen formen. Durch die Verwendung einer offenen biographischen Frage und die Anwendung der rekonstruktiven Methode konzentrierte sich die Analyse zunächst auf das, was für die interviewten Frauen relevant war, und nicht auf das, was für das Forschungsproblem als bedeutsam erachtet wurde. So sollte verstanden werden, was die Interpretationen, Motivationen und Handlungen im Lebensverlauf der Interviewpartnerinnen prägte. Fragen im Zusammenhang mit der Wohnsituation wurden erst später unter Berücksichtigung der gesamten biographischen Fallrekonstruktionen beantwortet. Biographische Fallrekonstruktionen unterscheiden dabei systematisch zwischen dem gelebten Leben (erlebte Lebensgeschichte) und dem erzählten Leben (erzählte Lebensgeschichte) (Rosenthal 2014, 2017).

Im Folgenden werden die biographischen Fallrekonstruktionen von Eve und Joana vorgestellt, wobei unterschiedliche Interpretationen aufgezeigt werden, die aus ihren in gewissem Maße ähnlichen Lebensverläufen hervorgehen. Die Spannung zwischen traditionelleren und progressiveren Lebensvorstellungen oder -entwürfen ist Teil beider Fälle und taucht als symbolisches Kapital auf, das von beiden diskursiv verhandelt wird. Obwohl sie in einer illegalen Siedlung leben, legitimieren sie dadurch ihren Status. Eve präsentiert sich mit bestimmten Werten, die mit traditionellem Denken verbunden sind, wie z.B. als eine „gute“ und „ehrliche“ Frau, die in einem besetzten Haus lebt, weil sie keine andere Wahl hat. Joana präsentiert sich als politische Akteurin, die das einfordert, was sie als legitime Rechte derjenigen ansieht, die mit Wohnproblemen konfrontiert sind. Die Konzepte von Tradition und Politisierung werden anhand der biographischen Fälle geschärft. Die empirischen Daten und der theoretische Rahmen tragen so auch zum Verständnis vielfältiger Typen innerhalb von Milieus bei, die üblicherweise nur aus einer stark verallgemeinernden Perspektive interpretiert werden. Darüber hinaus wird zum einen darauf eingegangen, wie politischer Aktivismus und politische Repertoires die Perspektiven von Frauen auf Geschlechterrollen und auf das Recht auf Stadt beeinflussen und verändern. Zum anderen, wie die Perspektiven von Frauen auch die Agenda der wohnungspolitischen Bewegung und in gewissem Maße auch die Stadtpolitik und die Stadt selbst prägen können.

2 Eine interpretative und biographische Herangehensweise an die Kämpfe von Frauen um Wohnraum

Der Begriff „Recht auf Stadt“ wurde erstmals 1968 von Henri Lefebvre in die Diskussion eingebracht, wobei er sich auf mindestens zwei Bedeutungen bezieht: Zum einen konzeptualisiert er Recht auf Stadt bezüglich der Wahrnehmung zunehmender sozialer Ungleichheiten in Verbindung mit Prozessen der Urbanisierung und der Notwendigkeit, die Stadt als mehr denn einen (passiven) Hintergrund für soziale Konflikte zu denken (Lefebvre 1968; Purcell 2002). Zum anderen bezieht sich Lefebvre auf das Recht auf die Stadt als (politisches) Projekt oder, in den Worten von David Harvey (2008: 2), als „claim“, als „some kind of shaping power over the processes of urbanization“. Obwohl viele Akademiker*innen, Menschenrechtsorganisationen und soziale Bewegungen die Idee des Rechts auf Stadt sowohl als Konzept als auch als Projekt für den Aufbau demokratischerer städtischer Räume aufgegriffen haben, wird argumentiert, dass es dem Begriff nach wie vor an einer genaueren Definition fehlt (Tavolari 2016; Attoh 2011). Ich möchte in dieser Hinsicht vorschlagen, dass die Debatte über das Recht auf Stadt klarer als vergeschlechtlicht artikuliert werden muss. Vor allem deshalb, weil die Genderneutralität des Konzepts bedeutet, dass bei Stadtplanung und Wohnungsbaupolitik, in Governanceprozessen und in öffentlichen Debatten die Geschlechterdynamik und die unterschiedlichen Bedürfnisse und Herausforderungen von Frauen in Städten oft außer Acht gelassen werden.

Die meisten Ansätze zur Erklärung sozialer Schichtung tendieren dazu, materielle Ungleichheiten zwischen verschiedenen Gruppen hauptsächlich aus einer Klassenperspektive zu verstehen. Wie von Anthias (2001) hervorgehoben, wurden die Fragen von Geschlecht, *race* und Ethnizität von diesen Theoretikern gemeinhin dem symbolischen und kulturellen Bereich zugeordnet und mehr mit dem Problem von Status und Identität verbunden. In ähnlicher Weise betont Blumberg (1984), dass Schichtungstheorien im Allgemeinen zu erklären versuchen, wie Macht- und Privilegienunterschiede wechselseitig gebildet und transformiert werden, wobei ökonomische Macht stets eine entscheidende Rolle in dieser Dynamik hat. Dementgegen argumentieren viele feministische und intersektionale Ansätze in Bezug auf soziale Schichtung, dass die Polarität zwischen materiellen und symbolischen Bereichen nur theoretischer Natur ist (Anthias 2001; Clarke/McCall 2013). Diese Grundidee ist zentral für das Verständnis des Rechts auf Stadt als notwendigerweise geschlechtsspezifisches Konzept.

Studien, die untersucht haben, wie wohnungspolitische Bewegungen in Brasilien das Konzept des Rechts auf Stadt aufgenommen haben, verdeutlichen, dass die Genderdiskussion innerhalb der Bewegungen eher wenig präsent ist oder gar als hinderlich für die Erreichung der Ziele betrachtet wird. In ihren Kämpfen um Wohnraum und um das Recht auf Stadt konzentrieren sie sich hauptsächlich auf klassenspezifische Forderungen und Ungerechtigkeiten. Wie mir eine der interviewten Besetzerinnen sagte: „Obwohl das teilweise wichtige Angelegenheiten sind, also

Frauenrechte ins Zentrum der wohnungspolitischen Bewegung zu rücken, könnte es die Bewegung polarisieren oder deren öffentliche politische Aktionen und Strategien untergraben." Und weiter: „Es mit der Diskussion um Geschlechtergerechtigkeit zu übertreiben, könnte starke Spannungen zwischen Männern und Frauen innerhalb der Bewegung provozieren oder auch zwischen Feministinnen und Nicht-Feministinnen." In den letzten zwei Jahrzehnten haben innerhalb der Bewegungen dennoch viele Veränderungen stattgefunden, und die meisten aktuellen Führungspersönlichkeiten erkennen die Bedeutung von Aktionen an, die sich auf die Rechte und die politische Rolle von spezifischen, in besetzten Häusern lebenden Gruppen konzentrieren.

Aus Gesprächen mit anderen Besetzer*innen sowie aus der Beobachtung einiger nicht-öffentlicher und öffentlicher Veranstaltungen der Bewegung wurde ersichtlich, dass es eine latente Spannung zwischen Männern und Frauen gab bezüglich der Rolle von Frauen in der politischen Repräsentation von Ansprüchen, Forderungen und in Verhandlungen. Diese Spannung wurde bereits in Analysen beschrieben, die zeigten, welchen Einfluss der Dialog und strategische Aktionen in anderen sozialen Bewegungen (u.a. Schwarze Bewegungen, indigene Bewegungen, *Quilombola*-Bewegungen[5] und Gewerkschaften) auf die politische Positionierung von Frauen in wohnungspolitischen Bündnissen hatten. Insbesondere feministische Gruppen und Organisationen, die sich für den Schutz von Frauen in Situationen häuslicher Gewalt einsetzten, spielten eine wesentliche Rolle bei der Verbreitung von Prinzipien der Geschlechtergerechtigkeit in Gruppen, die in besetzten Häusern in der Stadt oder in ländlichen Siedlungsprojekten leben. Darüber hinaus hat seit Anfang der 2000er Jahre die Zahl der weiblichen Protagonistinnen in wohnungspolitischen Bewegungen deutlich zugenommen, was die Machtdynamik verändert und zu einer noch stärkeren Annäherung an feministische Gruppen beiträgt (Levy/Latendresse/Carle-Marsan 2013).

In diesem Sinne fördern wohnungspolitische Bewegungen tendenziell etwas, was wir als „education for citizenship" unter Aktivist*innen bezeichnen können. Dabei werden progressive Ideen in Zusammenhang mit Ethik, Menschenrechten, Bürgerschaft, politischer Macht, Gesundheit und in jüngerer Zeit auch Genderfragen mit in die Wohnungsdebatte eingebracht (Ribeiro 2002). Ich argumentiere, dass diese Bildung und die Anhäufung politischer Erfahrungen unterschiedliche Auswirkungen darauf haben können, wie Frauen ihre Lebensgeschichte interpretieren, wie sie sich selbst präsentieren, Entscheidungen treffen und in ihrem Alltag mit anderen in Beziehung treten. Wie erscheinen diese neuen Aspekte in den Erfahrungen und im Diskurs der Frauen? Die Methode der biographischen Fallrekonstruktion (Rosenthal 2014), die den Begriff des „Relevanzsystems" (Schütz 1967) als eine

[5] Mit dem Begriff *Quilombo* werden üblicherweise Siedlungen ehemaliger Sklavenflüchtlinge bezeichnet, die von Menschen afrikanischer Herkunft gegründet wurden. *Quilombolas* sind in diesem Sinne Communities, die historisch in Streitigkeiten um Land- und Eigentumsrechte verwickelt sind, aber auch in die Erhaltung und Kontinuität von *afro-descendant* Identitäten und Kulturen in Brasilien (Leite 2015).

wichtige theoretische Grundlage verwendet, ermöglichte eine bessere theoretisch-methodologische Fundierung einer subjektzentrierten und gendersensiblen Herangehensweise an dieses Thema.

Das Konzept des „Relevanzsystems“ kann einerseits als individuell beschrieben werden, da es das Ergebnis der Anhäufung von Wissen meint, das von jedem Subjekt im Laufe der Zeit in Erfahrungen gesammelt wird. Gleichzeitig hat es eine soziale Bedeutung, da diese Erfahrungen in spezifischen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Kontexten stattfinden und in Beziehung zu anderen Gruppen und Individuen geteilt und produziert werden (Schütz/Luckmann 1973). Wir können sagen, dass es eine gestalthafte Beziehung zwischen Erfahrungen gibt, d.h. eine konstitutive Interdependenz und folglich eine konstitutive Chronologie: „Gleiche“ Erfahrungen, die an unterschiedlichen sequenziellen Orten platziert werden, bilden unterschiedliche Wissensbestände (Muzzetto 2006: 16; Gurwitsch 2009; Rosenthal 2014). Dies ist wichtig, wenn man den Einfluss von politischem Wissen auf die biographischen und alltäglichen Erzählungen der befragten Frauen verstehen will. Doch wie kann ein empirischer Zugang zu Relevanzsystemen und Wissensbeständen aussehen?

In Anlehnung an die Erkenntnistheorie von Schütz hebt Santos (2017) hervor, dass über die Interpretation des Alltagslebens ein Zugang zur Konstruktion der sozialen Realität durch die Subjekte geschaffen werden kann und dass dieses Postulat in den Arbeiten von Rosenthal (2014) nachhallt. Das Sammeln und Analysieren von Biographien und die Durchführung ethnographischer Beobachtungen aus einer qualitativen und rekonstruktiven Perspektive erwiesen sich in diesem Sinne als eine geeignete methodologische Wahl, weil sie das Verständnis der öffentlichen und kulturellen Dimensionen scheinbar privater Erfahrungen ermöglichte, während gleichzeitig Übergeneralisierungen vermieden wurden.

Obwohl in diesem Beitrag nur ein kleiner Teil der Ergebnisse vorgestellt wird, versuche ich zu zeigen, wie die Erfahrungen von Frauen im Kampf um Wohnraum und um ein menschenwürdiges Leben in urbanen Räumen ihre biographischen und alltäglichen Interpretationen und Handlungen beeinflussen können. Darüber hinaus möchte ich beleuchten, wie dadurch eine Spannung entsteht zwischen einerseits traditionellem Denken über Geschlechterrollen, Klasse und sozialen Status und andererseits den neuen politischen Repertoires, welche die Frauen bei der Teilnahme an wohnungspolitischen Bewegungen erlernen und erfahren. In den folgenden Abschnitten wird die Analyse von Joanas und Eves Perspektiven auf ihren Alltag und ihre biographischen Verläufe vorgestellt.

2.1 Eve

Das biographische Interview mit Eve, einer 57-jährigen Schwarzen Frau, wurde in einem Gemeinschaftsraum eines besetzten Hauses im Zentrum von Porto Alegre geführt. Eve lebte zusammen mit ihrer 21-jährigen Enkelin Ana bereits seit etwa fünf Jahren in diesem Gebäude, das früher ein Gewerbebau und später Gewerkschafts-

eigentum war. Sie teilten sich dort einen kleinen Raum, der zu einer Wohnung umfunktioniert worden war. Obwohl in dem Gebäude seit seiner Besetzung kein bauliches Problem aufgetreten ist, hat es gewissermaßen einen „unfertigen“ Charakter. Dieser ist vor allem durch den jahrzehntelangen Leerstand vor der Besetzung und durch die kreativen und sich wandelnden Formen des Bewohnens durch die Besetzer*innen bedingt.

Eve erzählte mir, dass sie im Nordwesten des Bundesstaates geboren wurde und dass die Wirtschaft in der Region zu jener Zeit hauptsächlich auf landwirtschaftliche Produktion ausgerichtet war. Als sie die Beziehung zwischen ihren Eltern erwähnte, betonte sie, dass damals in der ländlichen Gegend, in der sie lebten, ein eher traditionelles Familienmodell üblich war. Bis auf wenige Ausnahmen bildeten Männer das „Oberhaupt der Familie“, während die Frauen hauptsächlich für die Kinderbetreuung und die Hausarbeit zuständig waren. Sie erzählte mir auch, dass ihre Eltern eine „religiöse und traditionelle“ Ehe führten und verwies auf die „guten Sitten“, die in heutigen Ehen meist fehlten. Daran anknüpfend betonte sie, dass sie diese „guten Sitten“ in ihrer eigenen Ehe immer bewahrt habe. Nachdem sie mir einige Informationen über ihren familialen Hintergrund gegeben hatte, war der Tod ihrer Mutter, als sie sechs Jahre alt war, die nächste Erinnerung, die sie schilderte:

> „Meine Mutter ist während einer Geburt gestorben, sie war schwanger, weil wir auf einer Farm weit von der Stadt entfernt lebten, konnte sie die Stadt nicht mehr erreichen, sie hatte, sie hatte eine Blutung, sie hatte keine Zeit mehr dahin zu kommen, sie hat stark geblutet, und als sie ankam, war nichts mehr möglich (2) das ist es, was damals geschah.“

Was die Analyse von Eves erzähltem Leben betrifft, so durchzieht der Verlust ihrer Mutter, wenn auch indirekt, ihre gesamte Erzählung. Darüber hinaus war der Tod ihres Mannes bei einem Autounfall, als sie erst 25 Jahre alt war, ein weiteres sehr präsentes Thema. Eine starke Annahme, die sich während der Analyse ihrer Lebensgeschichte verfestigte, war, dass sie diese beiden Verlusterfahrungen als „Rechtfertigungen“ für das verwendete, was sie mir als ihre Unfähigkeit, ihre eigene finanzielle Unabhängigkeit zu erhalten, darstellte. Diese Unfähigkeit hatte aus ihrer Sicht unter anderem zur Folge, dass sie in einem „illegalen“ besetzten Haus wohnte: „Ich meine, du siehst bestimmte Leute, die das mit einer großen Familie schaffen ihr Leben zu leben, und du, du hast keine Familie, du weißt, du hast niemanden.“ Obwohl sie fünf Brüder hatte, wies Eve immer wieder auf ihren Mangel an familialen Verbindungen und familialer Unterstützung hin.

Über die Zeit zwischen dem Tod ihrer Mutter, dem anschließenden Verkauf des Familienbesitzes auf dem Land und ihrem Umzug in die Metropolregion Porto Alegre machte sie keine Angaben. Aus der Rekonstruktion ihrer Biographie geht jedoch hervor, dass dies im Jahr 1965 war. Das Verlassen ihrer Heimatstadt war für sie damit verbunden, dass sie nun in einem kleinen gemieteten Haus leben und

sich zumindest anfangs um ihre jüngeren Brüder kümmern musste. Obwohl es von Eve nicht direkt erwähnt wurde, wird aus ihren Erzählungen und Beschreibungen ihres Alltags während ihrer Jugendzeit deutlich, dass sie ab 1965, nach dem Wegzug vom Land, regelmäßig die Schule besuchte: „Hier habe ich gearbeitet, hier hab ich gelernt, meinen Abschluss gemacht (2) ich danke Gott, dass ich eine gute Bildung genossen habe, ich habe viel gelernt."

Eve betonte während unseres Gesprächs oft, dass sie *viel* studiert habe, und sie nutzte dies immer wieder, um den Unterschied zu den „schlechten" Bewohner*innen hervorzuheben, der sich durch diese Bemühungen ergab. Wenn man bedenkt, dass sie zum Zeitpunkt des Interviews schwer krank und arbeitsunfähig war, scheint die diskursive Funktion der Betonung ihres Bildungsengagements und harter Arbeit bedeutend zu sein. Es wirkt so, als würde sie dadurch ihre Distanzierung von einem Leben in ärmlichen Verhältnissen legitimieren, das sie eher als desorganisiert bezeichnet. Aus der Rekonstruktion des Interviews wurde zum einen deutlich, dass Eve nicht nur versuchte, ihren Status in Bezug auf die soziale Klasse zu erhöhen, indem sie andere Gruppen als „unordentlich" im Vergleich zu ihrer eigenen „Ordnung" und „Sauberkeit" typisierte. Zum anderen versuchte sie auch, ihren höheren Status in Bezug auf (traditionell) geforderte Geschlechterrollen zu bekräftigen, indem sie sich als „gute Studentin", „gute Tochter", „gute Ehefrau" und „gute Mutter und Großmutter" darstellte. Wenn sie sich auf die Vergangenheit bezog, wurden diese positiven Aussagen oft hervorgerufen, um die Rahmung als „korrekte" und „bescheidene" Frau zu unterstützen, innerhalb derer sie sich präsentierte (Del Priore 1994).

Eves kontinuierlicher wirtschaftlicher Abstieg begann nach dem Tod ihres Mannes und verschlimmerte sich nach einem Schlaganfall, einem anschließenden Herzinfarkt und später einem Unfall, bei dem sie am Bein verletzt wurde. Zunächst hatte ihre Heirat für sie die Möglichkeit bedeutet, sich von ihrem Vater und ihrer Stiefmutter zu distanzieren. Außerdem hatte sich dadurch die Chance ergeben, eine eigene Familie zu gründen und ein „eigenes" Haus zu haben – nicht im Sinne von Eigentum, sondern eher im Sinne einer „Hausfrau", die einen eigenen Haushalt führt. Nach dem Tod ihres Mannes arbeitete sie in ungeregelten, unterbezahlten Jobs, ihre wirtschaftliche Situation war sehr instabil. Eve kümmerte sich um ihren Sohn, bis er achtzehn Jahre alt war und zu seiner Freundin zog. Sie lebte in Mietshäusern und Wohnungen in Randgebieten der Stadt und arbeitete in verschiedenen ungeregelten Tätigkeiten. Der Umzug in das besetzte Haus, gemeinsam mit ihrer Enkelin, die sie von klein an aufzog, erfolgte als Reaktion darauf, dass Mietzahlungen für sie immer schwieriger wurden.

In der Situation einer möglichen Zwangsräumung ihrer vorherigen Wohnung hatte Eve kein Netzwerk an Bezugspersonen, an das sie sich hätte wenden können. Das Engagement in der wohnungspolitischen Bewegung und ihre Teilnahme an einer Hausbesetzung wurden selbst eine plausible Option, zunächst mit dem Ziel, die Mietwohnung verlassen zu können. Trotzdem betonte sie in ihrer Erzählung auch die Abwertung dieser politischen Prozesse und Aktionen in der öffentlichen

Meinung. Das Streben der Besetzer*innen nach ihren Rechten wird dort meist als Akt der „Unordnung“ und „Illegalität“ dargestellt. Eves Ziel schien es zu sein, sich gegen diese öffentliche Perspektive zu verteidigen und abzugrenzen:

> „Den Kampf den ich hier lebe, wir kamen hierher, wir besetzten hier das Gebäude hier, und wir warten, warten, auf den Besitzer, weil wir verhandeln wollen, die=die=die Organisatoren wollen, wie sagt man es, mit der öffentlichen Macht verhandeln (2) wir wollen nichts umsonst, weißt du, wir wollen bezahlen, nach Regeln, wenn es möglich ist das Gebäude hier in ein Wohngebäude umzuwandeln (2) ich weiß nicht wie, aber, aber, tatsächlich waren da schon Leute hier um zu erkunden, ob das hier Wohnbedingungen sind, wenn das hier ein Haus für uns werden kann, werden wir bezahlen, weißt du, wir warten auf diesen Moment, hier zu sein oder sonstwo, weil wir wissen, dies ist nicht unseres hier, wir kümmern uns um das Haus, weil als wir ankamen, gab es hier eine Menge Müll, eine Menge Schmutz (2) kein Mensch konnte da drin bleiben, aber Gottseidank sind wir dann gekommen und haben sauber gemacht, nun haben wir hier Energie und Wasser (2) wir haben uns darum bemüht, dass alles sauber ist, organisiert, wir bemühen uns immer noch.“

Indem sie nicht nur ihre eigenen Bemühungen, sondern auch die Bemühungen der Gruppe, mit der sie zusammenlebt, hervorhob, stärkt Eve den politischen Diskurs, der in all ihren biographischen Erzählungen sehr präsent ist: Hier geht es um den Prozess des „Kämpfens“ für „*ihre* Dinge“, „*ihre* Rechte“ und für das Recht auf Zugang zu angemessenem und bezahlbarem Wohnraum in zentralen Gegenden der Stadt. Indem sie diese Dynamiken kollektiviert, politisiert sie Probleme, die sie zuvor in ihrem Leben als privat interpretiert hat. Dennoch ging sie in ihrer Selbstdarstellung eher von der Dichotomie „Ordnung – Unordnung“ aus, in der sich der Kampf um Wohnraum im Bereich der „Ordnung“ und der „Tradition“ abspielt. Schließlich war ein dominanter Aspekt in ihren Erzählungen die *Notwendigkeit* des Lebens in einem besetzten Haus und der Partizipation in einer sozialen Bewegung, um Zugang zu einer eigenen Wohnung und mehr Unabhängigkeit zu haben. Obwohl die Unterstützung, die sie von der Gemeinschaft der Bewegung erhielt, für sie angesichts ihrer gesundheitlichen und wirtschaftlichen Probleme von zentraler Bedeutung war, wurde sie von ihr aber als Unannehmlichkeit interpretiert, die ihr andere auferlegten. Eves Engagement in der sozialen Bewegung und das Leben in einem besetzten Haus wurden von ihr, zumindest bis zu diesem Zeitpunkt, in erster Linie als Möglichkeit gesehen, Zugang zu einem Zuhause für sich und ihre Enkelin zu erlangen. Die Gemeinschaft in der wohnungspolitischen Bewegung und innerhalb des besetzten Hauses wurden von ihr zwar als wichtig, aber gleichwohl nur als vorübergehend interpretiert.

2.2 Joana

Es war eine sehr kalte Nacht in Porto Alegre. Eine Gruppe von Aktivist*innen der wohnungspolitischen Bewegung lief einen Weg entlang, der auf der Rückseite eines leeren Gebäudes im Stadtzentrum endete. Eine andere Gruppe von Aktivist*innen kam über eine große Allee, die parallel zu der Straße verlief, in der sich das leerstehende Gebäude befand, dann gingen sie um die Ecke und liefen zur Vorderseite des Gebäudes. Diese Taktik war zuvor abgesprochen worden. „Besetzen, kämpfen, Widerstand leisten" – unter dunklen, schweren Mänteln trugen die Aktivist*innen T-Shirts, die mit diesem Spruch bedruckt waren. Die T-Shirts sollten erst nach der Besetzung des leeren Gebäudes enthüllt werden. Außerdem sollte später ein großes rotes Transparent mit der Aufschrift „Wenn Wohnen ein Privileg ist, ist Besetzen ein Recht" am Gebäude aufgehängt werden.

In dieser Nacht lief Joana wegen der Schmerzen in ihren beiden Knien langsam neben mir. Wir gingen ein paar Schritte hinter der zweiten Gruppe und sprachen darüber, wie viele Besetzungen sie mitorganisiert hatte. Sie fragte mich, ob ich keine Angst hätte, mit ihnen dort zu sein, aber lachte sofort und sagte, es sei nichts Falsches an ihrer Aktion, denn es sei „ein Recht der Menschen, ein Haus zu haben, in dem sie leben können." Erst nachdem wir mitten in der Nacht das leerstehende Gebäude betreten hatten, gelang es mir, ein Interview mit Joana zu arrangieren, einer 62-jährigen Schwarzen Frau, die seit vielen Jahren in besetzten Häusern lebt.

Das Interview mit Joana fand in ihrer Wohnung im dritten Stock eines besetzten Gebäudes statt, das sich ebenfalls im Stadtzentrum von Porto Alegre befindet. In ihrer Wohnung waren die Räume durch freiliegende Ziegelwände getrennt, Türen und Fenster waren alle baulich improvisiert. Joana hatte einen speziellen Raum eingerichtet, in dem sie ihren Näh- und Handwerksaktivitäten nachgehen konnte. Ihr Wohnzimmer, ihre Küche, ihr Schlafzimmer und ihr Badezimmer waren alle mit Gegenständen eingerichtet, von denen sie sagte, dass sie gespendet oder von ihr aus dem Müll anderer gesammelt worden waren. Die Wohnung war, in Joanas Worten, „unordentlich". Später im Gespräch gab sie an, dass dies eines der Dinge sei, die sie am meisten an ihrem Zuhause und daran, „unabhängig" zu sein und „allein zu leben", schätzte: „Das ist mein Haus und ich kann ein Durcheinander machen, wie ich will."

Ihr erster Bericht nach der biographischen Einstiegsfrage bezog sich auf die Geschichte ihrer Großeltern mütterlicherseits, die in einer ländlichen Gegend Argentiniens nahe der Grenze zu Brasilien geboren worden waren. Joana erzählte allegorisch eine Geschichte, die von ihrer Mutter weitergegeben worden war:

> „Meine Mutter sagt, sie käme von einem Bananenblatt, meine Großmutter war eine Sklavin auf einer Farm, zu dieser Zeit gab es kein, keinen guten Platz ein Kind zu bekommen (2) sie hatten kein anständiges Bett, meine Mutter hat gesagt, dass meine Großmutter ein Bananenblatt abgeschnitten hat, sie hat es dann auf den Boden getan und sich draufgelegt."

Joana wurde in einer ländlichen Region im Nordwesten von Rio Grande do Sul geboren und verbrachte dort ihre Kindheit. Seit sie ein kleines Kind war, war ihr Leben durch intensive Arbeit gekennzeichnet. Sie half ihrer Mutter bei alltäglichen Hausarbeiten und bei bezahlten Haushaltstätigkeiten und erlebte sowohl kindliches Spiel als auch gewalttätige und körperliche Unterdrückung, die mit der wirtschaftlichen Situation der Familie und mit den von ihren Eltern geteilten Werten verbunden war. Diese Dynamiken wurden von ihr als Alltag einer Schwarzen Familie kontextualisiert, die in einer ländlichen Gegend Brasiliens in ärmlichen Verhältnissen lebte. Aufgrund ihrer begrenzten sozioökonomischen Möglichkeiten war die Generierung von Einkommen ein ständiges Problem im Alltag der Familie. Die häufige Abwesenheit von Joanas Vater aufgrund seiner Arbeit auf dem Feld und die zahlreichen Geschwister, die sie hatte, sorgten für einen extrem schweren und stressigen Arbeitsalltag der Mutter. Einerseits der Familie zu helfen und andererseits für das, was von der Mutter als Fehlverhalten angesehen wurde, geschlagen zu werden, waren für Joana wiederkehrende Erfahrungen und relevante Teile ihrer Kindheit und Jugend:

> „Während meiner Kindheit habe ich viel gearbeitet, ich weiß gar nicht, wie es ist jugendlich zu sein, ich habe immer gearbeitet, bei der Wäsche geholfen, meine Mutter hat die Wäsche für zwölf Häuser und ein Hotel gemacht (2) Laken, Mengen von Kissenbezügen, und ich war es gewöhnt um fünf Uhr morgens mit meiner Mutter zum Fluss zu gehen um Sachen zu waschen (2) viele weiße Sachen, wir haben sie dann auf die Steine gelegt danach und das war es dann, ich mochte es, ich mochte es, weil wir so aufgewachsen sind, ja, ich mochte es, wenn meine Mutter am Nachmittag beschloss Feuerholz vom anderen Ufer des Flusses zu holen, wir wollten Feuerholz, wir mussten den Fluss überqueren, um Feuerholz zu bekommen (2) meine Mutter hat uns geschickt, es aufzusammeln, das waren ich, mein Bruder und mein Nachbar, die Mutter des Nachbarn war die beste Freundin meiner Mutter, wir sind dann losmarschiert den Fluss zu überqueren, wir sind zu einer sehr tiefen Stelle gegangen, nur um nass zu werden, weißt du, und dann hat mich meine Mutter geschnappt und meine Mutter hat mich geschlagen, ich bin viel geschlagen worden, sie hat mich immer geschlagen."

Die uneindeutige Beziehung zwischen Joana und ihrer Mutter war ein ständiger Vermittler sowohl für ihre biographischen Erzählungen über die Vergangenheit als auch über die Gegenwart. In ihrer Selbstdarstellung wurde deutlich, dass Joana versuchte, einige der von ihrer Mutter vermittelten Werte zu entkräften. Gleichzeitig rechtfertigte sie die Gewalt ihrer Mutter gegenüber den Kindern durch ihre schwierige Lebensgeschichte als belastete Mutter und Ehefrau in einem instabilen wirtschaftlichen und sozialen Kontext. Joana schätzte die beruflichen Fähigkeiten, die sie von ihrer Mutter erlernt hatte, manchmal als „Verlust" ihrer Kindheit und Jugend ein, manchmal jedoch auch als Wissenskapital, das ihr später lebenslang

bezahlte Arbeit garantierte. Ganz allgemein zeigte sich ein konstantes narratives Muster, das Joana anwendete: Sie versuchte aktiv, sich als jemand darzustellen, die mit den traditionellen „weiblichen" Werten bricht, die ihr in ihrer Primärsozialisation vermittelt worden waren. Zu diesem Zweck erzählt sie von vergangenen Situationen, in denen sie in Übereinstimmung mit den sozialen und kulturellen Regeln gehandelt hat, die sie im Laufe ihres Lebens gelernt hatte, und kontrastiert diese mit ihrer aktuellen biographischen Situation und ihrem aktuellen Verständnis davon, was es heißt, eine Frau zu sein.

Joanas Jugend war ebenfalls von harter Arbeit geprägt. Zunächst arbeitete sie als Dienstmädchen und kehrte erst spät in der Nacht zum Schlafen ins Haus ihrer Familie zurück. Ab dem Alter von zwölf Jahren lebte sie an ihrem Arbeitsort und besuchte ihre Eltern und Geschwister nur ein- bis zweimal im Monat. Sie betrachtete dies als normales und erwünschtes Arrangement, da diese „Mobilität" eine Möglichkeit darstellte, weit weg von der komplizierten Beziehung zu ihrer Mutter zu leben. Gleichzeitig, so erzählte sie, reichte es ihr nicht, in einem anderen Haushalt zu leben, um sich unabhängig zu fühlen. Als sie 18 Jahre alt war, beschloss sie daher zu heiraten, um endlich die „Befehle" ihrer Mutter loszuwerden.

Der Umzug nach Porto Alegre erfolgte, als sie 26 Jahre alt war und sich entschloss, sich von ihrem ersten Mann zu trennen. Joana durfte weder das Haus noch irgendwelche Wertgegenstände behalten, die sie mit ihrem Ex-Mann zusammen angeschafft hatte oder die er bezahlt hatte. Um sich von ihm trennen zu können, brauchte sie daher einen gänzlich neuen Ort, an dem sie leben konnte. Sie wollte deshalb in die Hauptstadt ziehen, um als Dienstmädchen im Haus einer Familie leben und arbeiten zu können. Zu dieser Zeit war es durchaus üblich, dass Frauen, insbesondere Schwarze Frauen, aus ländlichen Gebieten in die Hauptstadt migrierten, um dort Hausarbeit zu verrichten und am Arbeitsplatz zu wohnen (Melo 1998). Diese „Vorläufigkeit" von Joanas Lebensbedingungen wurde zu einem wichtigen Aspekt dafür, wie sie Wohnen, Räume, soziale Beziehungen und Arbeit erlebte.

Joanas zweite Ehe war von häuslicher Gewalt geprägt. Um diese Beziehung zu beenden, beschloss Joana, in das Haus ihrer kurz zuvor verstorbenen Mutter in einem Randbezirk von Porto Alegre zu ziehen. Während der Zeit, in der sie in diesem Viertel lebte, engagierte sich Joana in der lokalen Gemeinschaft und in der Schwarzen Bewegung, die in der Umgebung sehr aktiv war. Dieses Engagement führte dazu, dass sie sich vermehrt an Veranstaltungen und politischen Aktivitäten innerhalb der Schwarzen Community beteiligte. So kam sie mit anderen sozialen Bewegungen in Kontakt, wie z.B. mit der wohnungspolitischen Bewegung und mit feministischen Organisationen.

Konflikte mit ihren Geschwistern um das Haus ihrer Mutter und eine wachsende Spannung zwischen der Nachbarschaft und dem organisierten Drogenhandel waren ausschlaggebend dafür, dass Joana sich nach einer neuen Unterkunft umsehen musste. Erneut hatte sie keine eigene Wohnung. Beeinflusst von Mitstreiter*innen aus der Schwarzen Bewegung, die ebenfalls Teil einer wohnungspoliti-

schen Bewegung waren und in besetzten Häusern lebten, begann Joana, an Treffen teilzunehmen und sich in die wohnungspolitische Bewegung einzubringen. Ein paar Monate später verließ sie das Haus ihrer Mutter und zog selbst in ein besetztes Haus im Stadtzentrum von Porto Alegre. Dort arbeitete sie weiter auf dem informellen Arbeitsmarkt – verkaufte beispielsweise Kaffee und Snacks in einem Wagen vor einem Krankenhaus – und hielt ihren anstrengenden Arbeitsalltag aufrecht. In ihrer aktuellen Lebenssituation wird die wirtschaftliche Instabilität häufig durch die Unterstützung anderer Bewohner*innen gemildert.

Der Umzug in das besetzte Haus sowie ihr Engagement in der wohnungspolitischen Bewegung halfen Joana, mehr Bezugspersonen und Unterstützer*innen zu finden. Sie baute nicht nur eine emotionale Beziehung zu vielen Menschen auf, sondern schloss sich auch Gruppen an, die ihre Interessen, Perspektiven und Lebensweisen teilten. Sie fühlte sich in diesem Kontext für ihre Fertigkeiten und Kenntnisse geschätzt, weil sie als wichtig und bedeutsam angesehen wurden. Aus Joanas Perspektive wurden nun die politischen Kämpfe selbst – als Mittel, um Schwarzen Männern und Frauen mit niedrigem Einkommen den Zugang zu angemessenen Wohnungen und zur Stadt zu garantieren – zu einem Beweggrund, sich in der sozialen Bewegung zu engagieren. Sie schätzte ihr Leben im besetzten Haus, weil sie dort trotz des dauerhaften Übergangscharakters Legitimität und Respekt in einer Gemeinschaft erfuhr. Die Unterstützung durch die Gemeinschaft war für Joana von zentraler Bedeutung, und ihre Beziehung zu anderen Besetzer*innen gab ihr das „Gefühl, eine Familie zu haben".

3 Der Konflikt zwischen „traditionell" und „politisiert"

Die dargestellten biographischen Fälle zeigten, dass Wohnungsnot viele Formen annimmt und dass Frauen unterschiedliche Strategien im Umgang mit wohnbezogenen Problemen anwenden. In ähnlicher Weise bedeutet die Teilnahme an sozialen Bewegungen trotz der Förderung der politischen Bildung und des Versuchs, verschiedene Aktivist*innen in ähnlicher Weise zu beteiligen, nicht, dass Individuen den Kampf um Wohnraum in ähnlicher Weise interpretieren und verkörpern. Wie man sieht, haben Eve und Joana ganz unterschiedliche Perspektiven in Bezug auf die Frage, was ihre Motive für das Leben in einem besetzten Haus sind. Sie unterscheiden sich in der Art und Weise, wie sich die gesammelten politischen Erfahrungen auf ihre Selbstdarstellung und Alltagsgestaltung auswirken. Die Begriffe der Tradition und der Politisierung können helfen, ihre gegensätzlichen Positionierungen besser zu verstehen.

Tradition kann auf viele Weisen definiert werden. In einem grundlegenderen Sinne bezieht sich Tradition auf das, was aus der Vergangenheit in die Gegenwart übertragen wird, von einer Generation zur anderen, ohne zu definieren, ob das Überlieferte – zum Beispiel ein Objekt, eine Reihe kultureller Konstrukte, Überzeugungen, Praktiken oder Institutionen – gut oder schlecht ist und wann, von

wem und wie es geschaffen und übertragen wurde: „The presence of something from the past does not entail any explicit expectation that it should be accepted, appreciated, reenacted, or otherwise assimilated" (Shils 1981: 13). Wenn das Überlieferte tatsächlich von jemandem oder von einer Gruppe von Menschen akzeptiert oder als selbstverständlich angesehen wird, bedeutet das jedoch nicht, dass es in ähnlicher Weise wie in der Vergangenheit auch in Praktiken aufgenommen wird. Traditionen können aus verschiedenen Gründen im Laufe der Zeit verändert werden. Aus der im vorigen Abschnitt vorgestellten empirischen Analyse geht hervor, dass Tradition hier in mindestens zwei unterschiedlichen Bedeutungen verstanden wird.

Die erste Bedeutung bezieht sich auf die sozialen Rollen, die historisch mit Männern und Frauen assoziiert werden und die im Allgemeinen durch kulturelle Konstrukte weitergegeben und durch Institutionen und Normen abgesichert werden. Konkret erschien diese Tradition in den biographischen Analysen als eine Reihe von Erwartungen in Bezug darauf, wie Frauen Aspekte der Passivität, sexuellen Enthaltsamkeit, Monogamie und Unterwürfigkeit gegenüber Männern verkörpern sollten. In Brasilien waren die moralische Regulierung des weiblichen Körpers und der Sexualität, die sexuelle Arbeitsteilung und die Patrilinearität der Vermögensakkumulation und -kontrolle zentrale Konstrukte, auf die sich das ländliche Patriarchat stützte und damit über einen langen Zeitraum hinweg erfolgreich war. Viele Historiker*innen argumentieren, dass diese Verhältnisse während der Kolonialzeit vor allem in den Oberschichten gefördert und weitergegeben wurden und dass Schwarze und einkommensschwache Gruppen andere Gewohnheiten hatten. Anders als in den Haushalten der Oberschicht, in denen es nicht akzeptiert war, dass Frauen arbeiteten oder Tätigkeiten im öffentlichen Raum ausübten, mussten Frauen aus unteren Einkommensgruppen immer bezahlte Arbeit verrichten. Die Ehe war für sie auch nicht unbedingt an einen rechtlichen oder religiösen Status gebunden, und die Sexualität der Frauen war nicht von Natur aus durch christliche Überzeugungen und Symbole bezüglich der reproduktiven und heiligen Rolle des weiblichen Körpers geprägt. Dennoch haben viele Wissenschaftler*innen darauf hingewiesen, wie diese normalerweise mit den unteren Schichten assoziierten Konstruktionen der Geschlechterrollen im Laufe der Zeit aus der traditionellen Perspektive der Oberschicht als zu freizügig und unzureichend verstanden und beurteilt wurden (Del Priore 1994).

Die zweite Bedeutung von Tradition bezieht sich auf die dominanten kulturellen Formen in einer Gesellschaft, die mit der Legitimität der Symbole und Überzeugungen einer bestimmten Gruppe oder sozialen Klasse verbunden sind. Zum Zwecke der theoretischen Klärung können wir feststellen, dass die symbolische Legitimität in der Regel mit bestimmten sozialen Klassen mit besseren sozio-ökonomischen Bedingungen und mit der Zugehörigkeit zu bestimmten *races* verbunden ist. Die Symbole und Praktiken dieser Gruppen können als die „dominante Ideologie" bezeichnet werden (Abercrombie/Turner 1978). In Brasilien sind dominante Ideologien damit verbunden, arme städtische Gruppen

mit Prozessen der Produktion und Verbreitung von Gewalt und mit weniger „zivilisierten“ Praktiken in Verbindung bringen (Zaluar 1999). „Gebrochene Stadt“, „duale Stadt“, „Stadt der Ausgrenzung“, „Stadt der befestigten Enklaven“, „Stadt der Apartheid“ sind Attribute, die häufig verwendet werden, um die soziale und räumliche Organisation brasilianischer Städte zu beschreiben (Ribeiro 2000: 1). Darüber hinaus haben Urbanisierungsprojekte die räumliche Segregation einkommensschwächerer Gruppen in städtischen Gebieten kontinuierlich wiederhergestellt. Dabei wurde die dominante Ideologie legitimiert, die zwischen einem Zivilisationsprojekt, das sich durch Schönheit und Sauberkeit städtischer Räume auszeichnet, und den Praktiken, den kulturellen Merkmalen und Körpern von Schwarzen, Indigenen und einkommensschwachen Gruppen unterscheidet. Die Ausgrenzung erfolgt nicht nur körperlich, sondern auch symbolisch. Rationale, mythische, ideologische und religiöse Argumentationslinien spielen eine zentrale Rolle in der Dynamik sozialer Integration und Segregation (Elias 1994).

Politisierung hingegen kann erstens verstanden werden als Prozess des Erkennens sozialer Machtdynamiken, der Ungleichheiten in der Machtverteilung und der Art und Weise, wie sich dies auf die gemeinschaftliche und politische Einbindung, die Partizipation und die Interessen bestimmter Gruppen in einem bestimmten sozialen Kontext auswirkt. Ganz allgemein kann sie sich also auf eine Zunahme des politischen Bewusstseins der Menschen beziehen. Zweitens kann sich Politisierung auch auf die Zunahme der politischen Partizipation der Menschen und ihren Versuch beziehen, den Verlauf der Politik zu beeinflussen, indem sie Druck ausüben. Traditionelleren Formen der politischen Partizipation („innerhalb des Systems“) wie die Stimmabgabe im Wahlprozess und nicht-traditionelle Formen der politischen Partizipation („außerhalb des Systems“) wie unautorisierte Streiks oder Boykotte können dabei unterschieden werden (Sabucedo/Arce 1991). In wohnungspolitischen Bewegungen kann die Politisierung, wie zuvor dargestellt, sowohl aus der Förderung des politischen Bewusstseins als auch aus der Steigerung der politischen Partizipation hervorgehen. Ersteres hängt eher mit der „education for citizenship“ und den kumulativen politischen Erfahrungen zusammen, die von diesen Bewegungen gefördert werden, um das politische Wissen der Aktivist*innen und ihr Engagement für die Agenda der Wohnungsfrage und der städtischen Ungleichheiten zu steigern. Das Zweite ist eher mit streitbaren Praktiken und politischen Repertoires wie z.B. der Besetzung leerstehender Gebäude in zentralen Stadtgebieten verbunden, um Druck auf Regierungsinstitutionen auszuüben, damit diese sich für eine integrativere Wohnungs- und Stadtpolitik einsetzen.

Die Förderung progressiver Ideologien (oder nicht-dominanter Ideologien) unter den Aktivist*innen, der Zivilgesellschaft und der allgemeinen Öffentlichkeit ist ebenfalls eine wichtige Strategie, die von sozialen Bewegungen angewandt wird. Ziel ist es, sowohl den Bereich des alltäglichen Lebens (Förderung kultureller Veränderungen) als auch die formalen Institutionen (Förderung normativer Veränderungen) zu erreichen. Aus der empirischen Analyse, die im vorherigen Abschnitt vorgestellt wurde, wird ersichtlich, dass die Politisierung durch wohnungspolitische

Bewegungen in mindestens zwei Richtungen erfolgt. Die erste bezieht sich auf das wachsende Bewusstsein der Aktivist*innen für historische Klassen-, *race*- und Statuskonflikte und dafür, wie diese Konflikte die Möglichkeiten bestimmter sozialer Gruppen beeinflussen, vom Recht auf Stadt zu profitieren (u.a. Zugang zu angemessenem Wohnraum, zum formellen und gut bezahlten Arbeitsmarkt, zu Bildung, zu Kultur und zu städtischer Infrastruktur). Die zweite bezieht sich auf die Politisierung als das wachsende Bewusstsein der Frauen für die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern und für die spezifischen Herausforderungen, denen sie sich sowohl auf materieller als auch auf symbolischer Ebene gegenübersehen, wenn sie nach angemessenem Wohnraum und besseren Lebensbedingungen streben.

Obwohl festgestellt werden kann, dass sich Frauen, die in wohnungspolitischen Bewegungen involviert sind, sukzessive verschiedener Formen geschlechtsspezifischer Ungerechtigkeiten bewusst werden, wurde während dieser Untersuchung deutlich, dass dies auf unterschiedliche Weise geschieht. Wie im Folgenden argumentiert wird, erlauben uns die biographischen Fälle von Eve und Joana, kontrastierende Positionen zu verstehen, die damit zusammenhängen, wie sie ihre Selbstdarstellungen rahmten und wie sie politisches Bewusstsein und Partizipation innerhalb der sozialen Bewegung erlebten.

Obwohl Eve Teil einer wohnungspolitischen Bewegung ist und an deren politischen Prozessen teilnimmt, macht sie in ihrer Präsentation deutlich, dass sie Tradition – auch wenn sie zeitweise progressivere Positionen vertrat – als eine wichtige diskursive Ressource in den beiden zuvor erläuterten Bedeutungen verwendet. Damit grenzt sie sich von der gängigen Vorstellung von städtischer und Schwarzer Armut als gewalttätig und desorganisiert ab. Indem sie Tradition als symbolisches Kapital nutzt, versucht Eve, ihren sozialen Wert zu erhöhen. Und das, obwohl sie im illegalisierten Wohnumfeld eines besetzten Hauses lebt. Mit anderen Worten: Sie verwendet gängige Marker der Tradition, die mit dominanten Diskursen verbunden sind, um sich als „arm, aber ehrlich“, „gute Arbeiterin“ und „gute Frau“ zu identifizieren. Dieses symbolische – oder moralische – Kapital bezieht sich auf das, was sie als eine Reihe von wünschenswerten Werten und Bräuchen versteht, die bei Frauen und in legitimierten sozialen Gruppen geschätzt werden. In diesem Sinne ist es für sie ein Mittel, um Prestige und Status zu erlangen, wenn sie sich über diese *traditionellen* Werte präsentierte (Weber 2002).

Joanas Lebensgeschichte wurde ebenso seit ihrer Kindheit durch Tradition und traditionelle Wert- und Geschlechterrollenvorstellungen beeinflusst. In ihrer Lebensgeschichte präsentiert sie jedoch anhaltend den deutlichen Kontrast zwischen den Werten, die ihre Handlungen in der Vergangenheit leiteten, und denen, die heute ihr Handeln antreiben. Ihr Engagement in der Schwarzen Bewegung, aber mehr noch das in der wohnungspolitischen Initiative begründete diese Veränderung ihres zuvor den dominanten Diskursen folgenden traditionellen Denkens – v.a. in Bezug auf Geschlechterrollen – oder trugen mindestens deutlich dazu bei. Mit anderen Worten: Sie nutzt die ideologische Grammatik der wohnungspolitischen Bewegung, um sich selbst als legitime politische Akteurin zu positionieren.

Als eine solche fordert sie – wie sie es nennt – demokratischeren und inklusiveren Zugang zu städtischem Wohnraum und mehr Initiativen und Projekte zur Förderung von Geschlechtergerechtigkeit. Sich als von *politischen* Werten geleitet darzustellen, bedeutet für Joana Status- und Prestigegewinn (Weber 2002) – sowohl in der Bewegung als auch darüber hinaus.

Die Übernahme von Aspekten der Tradition und der Politisierung durch die befragten Frauen generierte sowohl symbolisches als auch als moralisches Kapital. Beim ersten Fall wurde Tradition durch die Berücksichtigung externer und weithin legitimierter „dominanter Ideologien“ inkorporiert, der zweite Fall war geprägt durch Politisierung auf Basis der eher internen Wohnungspolitik und der Kämpfe um das Recht auf Stadt sowie der damit verbundenen progressiven Agenden.

Im ersten Fall, in dem Tradition häufiger als symbolische Ressource genutzt wurde, erwiesen sich die Wohnungskämpfe und die Teilnahme an der wohnungspolitischen Bewegung zumindest im Moment eher als „Mittel“, um das Hauptziel dieser Frauen, eine menschenwürdige und erschwingliche Wohnung zu haben – eine Behausung, das sie ihr Eigen nennen können –, zu erreichen. Im zweiten Fall, in dem Politisierung häufiger als symbolisches Kapital eingesetzt wurde, wurde der Kampf um Wohnraum und die Teilnahme an der sozialen Bewegung zumindest für den Moment eher zum „Selbstzweck“. Das heißt, die Prozesse des Kampfes und der Militanz wurden für diese Frauen zum Hauptziel – die sozialen und politischen Kämpfe zum Lebensprojekt. Ein interessanter nächster Schritt für die Forschung wäre es, weiter zu untersuchen, wie Tradition und Politisierung in der Selbstdarstellung aktivistischer Frauen aus anderen Altersgruppen und mit anderen politischen Hintergründen sichtbar werden. Außerdem könnte untersucht werden, wie diese Spannung zwischen traditionellem und progressivem politischem Denken mit der Gestaltung der Wohnungspolitik im nationalen Rahmen zusammenhängt.

4 Fazit

Materielle und soziale Verwundbarkeit zählen zu den Gründen, warum Frauen sich in einer wohnungspolitischen Bewegung engagieren und in besetzte Häuser ziehen. Der politische und fortschrittliche Charakter dieser Bewegungen kann Einfluss auf die Wohnbedingungen von Frauen haben und auch ihr Bewusstsein für Dynamiken wie soziale Ausgrenzung, wirtschaftliche und geschlechtsspezifische Ungleichheiten stärken – durch die Anhäufung politischer Erfahrungen und durch das, was als politische Bildung oder „education for citizenship“ bezeichnet wurde. Auch wenn geschlechtsspezifische Ungleichheiten in den untersuchten Bewegungen nicht zentral adressiert werden, haben die zunehmende nationale und transnationale Zusammenarbeit und Netzwerkaktionen verschiedener politischer Gruppen, insbesondere von wohnungspolitischen Bewegungen, feministischen Gruppen und Organisationen zum Schutz von Frauen in Kontexten häuslicher Gewalt, eine Annäherung der zuvor eher segmentierten gesellschaftspolitischen Agenden bewirkt.

Dieser Beitrag untersuchte die vergangenen und gegenwärtigen biographischen Perspektiven von Frauen, die für bessere Wohnbedingungen in städtischen Gebieten kämpfen. Er konzentrierte sich auf die Veränderungen und Kontinuitäten vor und während ihres Engagements in einer wohnungspolitischen Bewegung bzw. einer Hausbesetzung im Stadtzentrum von Porto Alegre. Die Methode der biographischen Fallrekonstruktion (Rosenthal 2014) bot einen innovativen Ansatz, um solche Prozesse zu verstehen, da sie, basierend auf dem Schütz'schen Konzept des Relevanzsystems (Schütz 1967), einen vorwissenschaftlichen Zugang zu den Erfahrungen der Frauen ermöglichte und gleichzeitig die Dimension der Zeit mit einbezog. Die Transformationen in den Perspektiven und Handlungsweisen dieser Frauen über die Zeit hinweg zu verfolgen, wurde in diesem Fall zentral, um zu verstehen, wie unterschiedliche kulturelle und politische Positionen diskursiv und performativ verhandelt wurden.

Zu den wichtigsten Erkenntnissen gehört, dass die Spannung zwischen „traditionellen“ und „politisierten“ Feldern sowohl aus biographischen Erfahrungen sozioökonomischer Verwundbarkeit resultiert als auch aus der „education for citizenship“ und dem politischen Repertoire, das diese Frauen während ihrer Teilnahme an der sozialen Bewegung angesammelt haben. Es wurde deutlich, dass Politisierung kein passiver Prozess in eine Richtung ist, da die Frauen immer noch mit tief verwurzelten sozialen Erwartungen konfrontiert sind, die sich darauf beziehen, was es heißt, eine Frau zu sein, oder konkreter: eine „anständige“, Schwarze, arme Frau zu sein. Schlussfolgernd lässt sich festhalten, dass ein Verständnis davon, wie die Agenda wohnungspolitischer Bewegungen die Entwicklung und Planung von Städten beeinflusst, auch ein Verständnis des Einflusses der Perspektiven und Handlungen von aktivistischen Frauen auf die Agenden dieser Bewegungen voraussetzt. Die Forschung zu politischen Kämpfen um den Zugang zu Wohnraum und zu städtischen Konflikten würde daher zweifellos von mehr gendersensiblen und interpretativen Ansätzen profitieren, die die Interdependenz zwischen einerseits individuellen biographischen Darstellungen und andererseits breiteren soziopolitischen und kulturellen Strukturen berücksichtigen.

Literatur

Abercrombie, Nicholas/Turner, Bryan S. (1978): The Dominant Ideology Thesis. In: The British Journal of Sociology, 29(2), 149–170.

Anthias, Floya (2001): The Material and the Symbolic in Theorizing Social Stratification. Issues of Gender, Ethnicity and Class. In: The British Journal of Sociology, 52(3), 367–390.

Attoh, Kafui A. (2011): What Kind of Right Is the Right to the City. In: Progress in Human Geography, 35(5), 669–685.

Blumberg, Rae L. (1984): A General Theory of Gender Stratification. In: Sociological Theory, 23–101.

Brasilianisches Institut für Statistik (2015): Síntese de indicadores sociais. Uma análise das condições de vida da população brasileira. Rio de Janeiro: IBGE – Instituto Brasileiro de Geografia e Estatística. Online: http://www.biblioteca.ibge.gov.br/visualizacao/livros/liv98965.pdf <13.04.2022>.

Brasilianisches Institut für Statistik (2018): Estatísticas de gênero. Indicadores sociais das mulheres no Brasil. Online: http://www.biblioteca.ibge.gov.br/visualizacao/livros/liv101551_informativo.pdf <13.04.2022>.

Cardoso, Adauto L. (2003): Irregularidade urbanística. Questionando algumas hipóteses. In: Cadernos Metrópole, (10), 9–25.

Clarke, Averil Y./McCall, Leslie (2013): Intersectionality and Social Explanation in Social Science Research. In: Du Bois Review: Social Science Research on Race, 10(2), 349–363.

Costa, Lucia C. d. (2006): Os impasses do Estado Capitalista. Uma análise sobre a reforma do Estado no Brasil. Ponta Grossa: UEPG. São Paulo: Cortez.

Del Priore, Mary (1994): A mulher na história do Brasil. Coleção Repensando a História. 4. Ed. São Paulo: Contexto.

Elias, Norbert (1994): Teoria simbólica. Oeiras: Celta.

Gohn, Maria d. G. M. (1991): Movimentos sociais e lutas pela moradia. São Paulo: Loyola.

Gurwitsch, Aron (2009): The Collected Works of Aron Gurwitsch (1901–1973). Studies in Phenomenology and Psychology. New York: Springer.

Harvey, David (2008): The Right to the City. In: The City Reader, 6, 23–40.

Hirata, Helena (2018): Gênero, patriarcado, trabalho e classe. In: Revista Trabalho Necessário, 16(29).

Lefebvre, Henry (1968): Le droit à la ville. Paris: Anthropos.

Leite, Ilka B. (2015): The Brazilian Quilombo. 'Race', Community and Land in Space and Time. In: The Journal of Peasant Studies, 42(6), 1225–1240.

Levy, Charmain/Latendresse, Anne/Carle-Marsan, Marianne (2013): Movimento popular urbano e mulheres no Brasil. Uma experiência de feminização das políticas públicas de habitação. In: Cadernos Gestão Pública e Cidadania, São Paulo, 18(63), 310–334.

Melo, Hildete P. d. (1998): O serviço doméstico remunerado no Brasil. De criadas a trabalhadoras. Texto para discussão, Rio de Janeiro: Instituto de Pesquisa Econômica Aplicada, Ipea

Muzzetto, Luigi (2006): Time and Meaning in Alfred Schütz. In: Time & Society, 15(1), 5–31.

Nisida, Vitor C./Boas Vannuchi, Luanda V./Alves Rossi, Luis G./Sá Borrelli, Julia F./Oliveira Lopes, Ana P. de (2015): A inserção urbana dos empreendimentos do programa Minha Casa Minha Vida na escala local. Uma análise do entorno de sete conjuntos habitacionais. In: Revista Brasileira de Estudos Urbanos e Regionais, 17(2), 63–80.

Pimentel, Sílvia (1985): A Mulher e a Constituinte. Uma contribuição ao debate. São Paulo: Cortez – EDUC.

Purcell, Mark (2002): Excavating Lefebvre. The Right to the City and Its Urban Politics of the Inhabitant. In: GeoJournal, 58(2-3), 99–108.

Resende, Roberta/Epitácio, Sara (2016): A influência dos tratados e conferências internacionais para a institucionalização dos direitos da mulher no Brasil. In: Interfaces Científicas – Direito, 5(1), 61–68.

Ribeiro, Luiz C. d. Q. (2000): Cidade desigual ou cidade partida? Tendências da metrópole do Rio de Janeiro. In: Ribeiro, Luiz C. d. Q. (Hg.): O futuro das metrópoles. Desigualdades e governabilidade. Rio de Janeiro: Editora Revan, 63–98.

Ribeiro, Marlene (2002): Educação para a cidadania. Questão colocada pelos movimentos sociais. In: Educação e Pesquisa, 28(2), 113–128.

Rosenthal, Gabriele (2014): Pesquisa social interpretativa. Uma introdução. Porto Alegre: Edipucrs.

Rosenthal, Gabriele (2017): História de vida vivenciada e história de vida narrada. Gestalt e estrutura de autoapresentações biográficas. Porto Alegre: Edipucrs.

Sabucedo, Jose M./Arce, Constantino (1991): Types of Political Participation. A Multidimensional Analysis. In: European Journal of Political Research, 20(1), 93–102.

Santos, Hermílio (2017): A sociologia de Alfred Schütz. In: Sell, Carlos E./Martins, Carlos B. (Hrsg.): Teoria sociológica contemporânea. Autores e perspectivas. São Paulo: Annablume, 195–213.

Schütz, Alfred (1967): The Phenomenology of the Social World. London: Heinemann Educational Books.

Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1973): The Structures of the Life-World. V. 1. Evanston: Northwestern University Press.

Shils, Edward (1981): Tradition. Chicago: University of Chicago Press.

Tatagiba, Luciana/Paterniani, Stella Z./Trindade, Thiago A. (2012): Ocupar, reivindicar, participar. Sobre o repertório de ação do movimento de moradia de São Paulo. In: Opinião Pública, 18(2), 399–426.

Tavolari, Bianca (2016): Direito à cidade. Uma trajetória conceitual. In: Novos Estudos, (104), 92–109.

Weber, Max (2002): Ensaios de sociologia. Rio de Janeiro: LTC.

Zaluar, Alba (1999): Um debate disperso. Violência e crime no Brasil da redemocratização. In: São Paulo em Perspectiva, 13(3), 3–17.

Vorbeugen, anpassen, zurückerobern: Zum Umgang mit wiederkehrender Gewalt im Judenhaus

Elisabeth Pönisch

Abstract: Am Beispiel der Verdrängung der als jüdisch definierten Personen in die „Judenhäuser“ zwischen 1939 und 1945 zeigt dieser Beitrag, wie Bewohner*innen unterschiedlicher biografischer Herkunft mit wiederkehrenden Gewalterfahrungen umgingen. Zum einen wird darin der Frage nachgegangen, wie sich Gewalthandlungen in den Judenhäusern auf raumkonstituierende Prozesse auswirkten. Zum anderen wird gezeigt, dass die Bewohner*innen bezüglich ihrer Umgangsweisen mit Gewalt zu Typen zusammengefasst werden können. Während das Verhalten der älteren Bewohner*innen eher auf Risikovermeidung ausgelegt war, schufen sich die jüngeren Menschen spezielle kulturelle Räume, mit denen sie sich von den anderen (älteren) Bewohner*innen abgrenzten und sich zudem den durch Gewalt besetzten Raum wiederaneigneten. Nicht-jüdische Bewohner*innen versuchten ihren Status und Markierungen zu nutzen, um einen gewaltfreien Raum zu schaffen.

Keywords: Gewalt, Raumsoziologie, Resilienz, Judenhäuser

Pönisch, E. (2022): Vorbeugen, anpassen, zurückerobern: Zum Umgang mit wiederkehrender Gewalt im Judenhaus. In: Becker, J./Weidenhaus, G./Witte, N. (Hrsg.): Biographie und Raum. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 217–234. **https://doi.org/10.17875/gup2021-1866**

1 Einleitung

> „Und dann kam die Gestapo nachts und war angetrunken und schrie durchs Haus – es war ein riesengroßes Haus, waren unheimlich viele Menschen drin, paar Hundert –, und die mußten dann alle in den Keller, und auch die Kinder, wir sind alle mit in diesen großen Keller gegangen. Und dann haben sie da unten prügeln lassen. So willkürlich jemand rausgesucht, du und du, und dann mußte einer den anderen schlagen, die Männer sich untereinander. Und wenn die das nicht richtig machten, dann haben sie ihnen mal gezeigt, wie das richtig gemacht wird. Und das war wirklich schrecklich. Wenn man das als Kind so mitkriegt. Ich habe eine furchtbare Angst gehabt, sie könnten meinen Vater, ich müßte zusehen, daß sie meinen Vater schlagen oder daß er schlagen müßte. Ich weiß meine Mutter hat dann mal einen Gestapo-Beamten, den Heinrichsmeier, gefragt – sie hat wirklich Mut gehabt – beim Runtergehen, und er stand so am Treppengeländer: Kann ich nicht mit dem Kind oben bleiben? Und er hat gesagt, hauen Sie ab. Und wir sind dann ins Zimmer und haben uns beide ins Bett gekuschelt, die Decke so über den Kopf gezogen, aber wir haben die Schreie bis zur zweiten Etage gehört. Aber es war immer noch besser wie […] Trotzdem habe ich natürlich Angst gehabt, es könnte auch meinem Vater passieren.“ (FZH/WdE, Nr. 326: 5 f.)

Gewaltsame Übergriffe waren eine grundlegende Alltagserfahrung der jüdischen Bevölkerung zwischen 1933 und 1945. Dabei waren die Gewaltphänomene gegen Juden*[1] verschiedenartig. Sie reichten von Pöbeleien auf der Straße über wiederkehrende Hausdurchsuchungen bis hin zu deren Verdrängung und systematischen Vernichtung. Die Gefahr, Gewalt zu erleben, war im Leben der Juden* immerwährend präsent und verstärkte sich zusätzlich, nachdem sie aus ihren Wohnungen ausziehen und in den „Judenhäusern“[2] zusammengedrängt leben mussten. Mit dem *Gesetz über die Mietverhältnisse mit Juden* vom 30. April 1939, welches den rechtlichen Schutz jüdischer Mieter- und Vermieter*innen aufhob, änderte sich die Wohnsituation der als Juden* deklarierten Mieter*innen im Deutschen Reich grundlegend. Ihnen wurde der letzte Zufluchtsort geraubt: ihr eigenes Zuhause. Die Judenhäuser als neue Wohnorte waren durch räumliche und soziale Enge sowie sehr schlechte hygienische Bedingungen gekennzeichnet. Familien hatten darüber hinaus oft

[1] In diesem Artikel werden immer alle Geschlechter mit einbezogen. Um dies zu verdeutlichen, nutze ich das Gendersternchen. Für den Begriff des „Juden“ bietet sich die Form „Jüd*innen“ nicht an, da, wie der Feuilletonredakteur der Jüdischen Allgemeinen Michael Wuliger unter Bezug auf den Sprachkritiker Hermann Gremliza feststellte, es den Begriff für den männlichen Part „Jüd“ heute nur noch im Regionaldialekt gebe und er zudem negativ konnotiert sei. Im Artikel nutze ich die Form Juden*, auch wenn die Debatte über die gegenderte Form „Juden*“ in der Zeitschrift noch immer geführt wird. Vgl. Wuliger 2017; Wohl Haselberg/Wuliger 2018.

[2] Der Begriff ist keine offizielle Bezeichnung, sondern eine im Alltag und Behördenleben gebräuchliche Klassifizierung der Häuser, in denen Juden* zu leben hatten. Der einfacheren Lesbarkeit halber verzichte ich jedoch im Verlauf auf die Anführungszeichen.

nur Anspruch auf ein Zimmer und so mussten sich untereinander fremde Personen meist eine Wohnung teilen. Es entstand ein erzwungener (Lebens)Raum, in dem Menschen aller Bildungs- und Sozialschichten aufeinandertrafen. Infolgedessen wurde der Raum im Judenhaus eher als „Bleibe“ denn als „Zuhause“ bezeichnet (vgl. FZH/WdE, Nr. 19: 25). Die räumliche Konzentrierung hatte sowohl Auswirkungen auf das jüdische Alltagsleben bzw. die spezifische jüdische Lebenswelt als auch auf das jüdische und nicht-jüdische Zusammenleben. Ständig drohende Hausdurchsuchungen erschwerten das Leben in den Judenhäusern zusätzlich. Gewalt ist ein allumfassendes Erlebnis. Mit dem Eindringen der Gestapo in die Judenhäuser konzentrierte sich die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf die Gewalt. Sie konnte nicht ignoriert oder normalisiert werden, sie erzwang eine unmittelbare Reaktion der Beteiligten sowie einen Umgang mit ihr. Ihr repetitiver Charakter machte es notwendig, nicht nur im Nachhinein mit der Gewalterfahrung umgehen zu müssen, auch schon im Vorfeld der drohenden Gewalt bereiteten sich die Bewohner*innen auf sie vor.

Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht die Frage, wie sich Gewalthandlungen auf raumkonstituierende Prozesse in den Judenhäusern auswirken. Gewalt wird dabei in erster Linie als soziales Handeln verstanden, welches in seinem Einfluss auf den sozialen Raum analysiert werden soll. Ich frage also nicht nur danach, wer Gewalt auf welche Weise durchführte, sondern vor allem wo Gewalt ausgeführt wurde und was aus ihr folgte. Zusätzlich stelle ich die Frage, wie Menschen verschiedenen Alters und unterschiedlicher Herkunft mit wiederkehrender Gewalt umgingen. Zum einen ist dabei von Bedeutung, dass die Gewalterfahrungen in den Judenhäusern im eigenen Wohnraum erlebt wurden und einen repetitiven Charakter hatten. Nimmt Gewalt einen solchen Charakter an, ändert sich die Gefahrenlage, auf die die Bewohner*innen der Judenhäuser reagieren mussten. Zum anderen trafen sich in den Häusern Personen unterschiedlichen Alters, biografischen Hintergrundes und Geschlechts, die Gewalt anders erfuhren und ungleich stark betroffen waren. Als Resultat entwickelten sie verschiedene Umgangsformen mit Gewalterfahrungen. Konzepte, die ein Erklärungspotential für den Umgang mit Gewalt haben, müssen sowohl die speziellen räumlichen Gegebenheiten, Bezüge zur Form der Privatheit sowie die speziellen sozialstrukturellen Bedingungen zum Thema machen.

Methodisch orientiere ich mich in meiner Untersuchung am Instrumentarium der Grounded Theory Methodology nach Glaser und Strauss (vgl. Glaser/Strauss 2005). Die Grundlage dieser Analyse stellen Tagebücher, Interviews und Erinnerungsberichte sowie auf Zeugenaussagen basierende Urteile aus Strafverfahren nach 1945 dar. Das Material eint, dass die Produkte der (biografischen) Selbstpräsentationen in Form von persönlichen Dokumenten betrachtet werden (vgl. Rosenthal 2014: 509 f.; Ernst 2014: 831). Diese Quellen lassen Aussagen über die Selbstbeschreibung der Individuen zu und besitzen gleichzeitig neben einer kollektiven eine subjektive Komponente. Dennoch unterliegen sie der Gefahr, dass sie zum Teil nicht für Forschungszwecke entstanden sind und eher „künstlerischen Ansprüchen, Gattungen und Stilen sowie Zielsetzungen“ (Ernst 2014: 829) oder anderen

Absichten folgen. Sie müssen als Reflektionen einer subjektiven Perspektive des eigenen Erlebten oder Beobachteten verstanden werden (vgl. Ernst 2014: 831).

Beginnen möchte ich mit der theoretischen Betrachtung der Frage, wie Räume entstehen und wie sich dies mit Gewalt in Bezug setzen lässt (Abschnitt 2). Anschließend richte ich den Blick auf den Ablauf der konkreten Gewaltsituationen in den Judenhäusern (Abschnitt 3). Im Hauptteil des Artikels gehe ich näher auf Umgangsstrategien der Bewohner*innen der Judenhäuser mit repetitiven Gewaltsituationen ein (Abschnitt 4), bevor ich mit einem kurzen Fazit schließe (Abschnitt 5).

2 Raum*produktion*, Gewalt*erfahrung* und Umgangs*strategien* mit Gewalt

Räume entstehen durch soziales Handeln, das wiederum von (physisch) räumlichen und gesellschaftlichen Strukturen abhängig ist. Der Raum wirkt auf gesellschaftliche Verhältnisse, ist aber zugleich eine Folge ebendieser. So drückt ein Ort in der räumlichen Welt den Ort in der Gesellschaft aus.

Am wohl prominentesten ist das soziologische Raumverständnis von Martina Löw. Für sie ist der Raum „eine relationale (An)Ordnung von sozialen Gütern und Menschen (Lebewesen) an Orten“ (Löw 2015: 224). Die sozialen Güter sind vor allem materielle Güter, die neben ihren materiellen auch symbolische Eigenschaften besitzen (vgl. Löw 2015: 229). Räume entstehen durch zwei analytisch zu trennende Prozesse: das Spacing und die Syntheseleistung (vgl. Weidenhaus 2015: 43). Mit dem Spacing ist „das Errichten, Bauen oder Positionieren“ (Löw 2015: 158) des Raumes gemeint, wobei die Positionierungen in Relation zueinander von Bedeutung sind. Zusätzlich „bedarf es aber auch einer Syntheseleistung, das heißt, über Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse werden [diese sozialen, E.P.] Güter und Menschen zu Räumen zusammengefasst“ (Löw 2015: 159). Die aktive und reflexive Verknüpfungsleistung zwischen Elementen des Individuums sind substanzielle Handlungsdimensionen, die Räume entstehen lassen. Für Löw ist die herausragendste Eigenschaft der Menschen ihre Reflexionskraft, die es ihnen ermöglicht zu verstehen und zu erklären, wie sie Räume schaffen (vgl. Löw 2015: 224). Räume entstehen durch die Anwesenheit von synthetisierenden Akteuren, verschwinden allerdings wieder, wenn diese nicht mehr da sind. Soziale Räume sind im Alltag meist institutionalisiert (vgl. Weidenhaus 2015: 43). Um die Entstehung institutionalisierter Räume zu verstehen, müssen repetitive und habitualisierende Abläufe bei Raumkonstitutionsprozessen betrachtet werden, die über die Situation hinaus stabil bleiben. Löw bezieht ihre Überlegungen dabei auf die „Theorie der Strukturation“ von Anthony Giddens. Demnach werden zum einen Handlungen durch Strukturen ermöglicht und begrenzt, zum anderen werden

Strukturen durch Handlungen geschaffen.[3] Die Konstitutionsmöglichkeit von institutionalisierten Räumen hängt von den unterschiedlichen Verfügungsmöglichkeiten über soziale Güter und soziale Positionen, sowie dem unterschiedlichen Wissen und von der Zugehörigkeit bzw. Nicht-Zugehörigkeit ab, die die Prozesse dauerhaft begünstigen oder benachteiligen. Um den Aspekt richtig greifen zu können, müssen bei der Konstitution des Raums Klassen-, Geschlechts- und Machtverhältnisse immer mitreflektiert werden (vgl. Löw 2015: 227 f.).[4] Löw betrachtet den Akteur als Interpret und Gestalter der Räume. Durch den handelnden Akteur wird der Raum verändert und erneuert, dabei ist die gleichzeitige Anwesenheit mehrerer Akteure relevant, da sie in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander agieren und so Raumkonstitutionsprozesse immer auch Aushandlungen unterliegen. Die Wahrnehmungen und Erfahrungen dieser interpretierenden Akteure sind vor allem dann von Bedeutung, wenn die Raumproduktionen zerstört und wieder neu errichtet werden müssen. Teresa Koloma Beck erweitert diese Perspektive. Sie erkennt das Innovationspotential von Raumtheorien, die Raum weniger als (An)Ordnung, sondern mehr als Gegenstand der Erfahrung begreifen (vgl. Koloma Beck 2016a: 431). Gewalterfahrungen sind Erfahrungen, die einen besonderen Einfluss auf die Raumkonstitution und das Raumerleben haben. Gewalt ist nach Heinrich Popitz zu verstehen als „eine Machtaktion, die zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer führt, gleichgültig, ob sie für den Agierenden ihren Sinn im Vollzug selbst hat (als bloße Aktionsmacht) oder, in Drohungen umgesetzt, zu einer dauerhaften Unterwerfung (als bindende Aktionsmacht) führen soll“ (Popitz 1999: 48). Gewalt wird hier als Form sozialen Handelns verstanden (vgl. Hartmann 2013: 117). Im Unterschied zu Gewaltformen in anderen Kontexten, verliert die Gewalt im Judenhaus allerdings einen Teil ihres unerwarteten Charakters. Anhand der Form, der sich permanent gleichförmig wiederholenden und immer drohenden Gewalt, lässt sich der Blick auf Gewalt als soziale Praxis erweitern, da nicht nur das Erleben vergangener Gewaltsituationen Gegenstand des Quellenmaterials ist, sondern auch die Vorbereitungen auf neue Gewaltsituationen thematisiert werden. Dabei spielt Risikominimierung eine wichtige Rolle. Aus diesem Grund konzentriere ich meine Ausführungen zum einen auf die konkrete Gewaltsituation, da die „unmittelbare Interaktionssituation darüber entscheidet, ob es zur Gewalteskalation kommt und wie massiv der Gewalteinsatz dann tatsächlich ist“ (Collins 2011: 27 ff.) und zum anderen auf den Umgang mit der wiederkehrenden Gewalt. Im Material wird deutlich, dass die Bewohner*innen der Judenhäuser diese wiederkehrende Gewalt und die damit verbundene Risikoeinschätzung bewusst thematisieren und reflektieren.

[3] Bestimmte Räume sind demnach mit spezifischem Handeln verknüpft. Weidenhaus referenziert auf das Klassenzimmer als Beispiel eines institutionalisierten Raumes und auf die Kirche als Beispiel dafür, wie einerseits Strukturen durch menschliches Handeln gebildet werden sowie andererseits als menschliches Handeln strukturierend wirken (vgl. Weidenhaus 2015: 44).

[4] Wie später gezeigt wird, verfügen beispielsweise nicht-jüdische Ehepartnerinnen in den Judenhäusern über andere Möglichkeiten, Räume zu besetzen und sich von ihren jüdischen Mitbewohner*innen abzugrenzen.

Das Individuum muss als deutender und intervenierender Handlungsakteur verstanden werden. Es kann sich nicht nur anpassen, sondern auch durch deutendes Verstehen seiner eigenen Lage die Handlungsfähigkeit behalten, auch wenn sein Gegenüber eine andere Wahrnehmung der Situation hat.

Die Konstitution von Raum ist für Michel Foucault eine Durchsetzung von Macht (vgl. Foucault 2006: 322). Diese Durchsetzung ist vor allem durch Raumaneignungsprozesse sichtbar. In der Ausübung der Gewalt und bezüglich der Umsetzungsstrategien haben die Hausdurchsuchungen im Judenhaus Ähnlichkeiten mit Razzien. Für Wolfgang Sofsky wird den Menschen die Macht der Eindringenden plötzlich gegenwärtig, sie okkupieren nicht nur den Raum, sondern auch die Sinne und Empfindungen der Beteiligten (vgl. Sofsky 1997: 109). Ein Ziel der Razzia ist die machtvolle Aneignung des Raumes, da mit einer Brachialgewalt versucht wird, einen fremden Raum zu erobern, der zuvor unverletzt war (vgl. Sofsky 1997: 110). Ähnlich der Razzia kam es in den Judenhäusern zu einer Bemächtigung des Raumes durch Eindringlinge, die ein Entkommen unmöglich machten und die Bewegungsfreiheit einschränkten. Eine Razzia erfolgt eher selten, die Wiederholungsrate ist gering. Die Gewalt im Judenhaus war aber wiederkehrend und begleitet von verfestigten Machdemonstrationen. Durch den repetitiven Charakter der Hausdurchsuchung konnten sich die Bewohner*innen auf folgende Gewaltsituationen vorbereiten und der allumfassenden Aneignung durch die Fremden etwas entgegensetzen. Die Gewaltsituationen selbst und die Zeiten zwischen ihnen sind immer wieder von Prozessen der Raumaneignung und -wiederaneignung gekennzeichnet. Raumaneignungen können auch verstanden werden als Ausdruck sozialer Teilhabe.[5] In diesem Sinne war Gewalt in dem Judenhaus und die damit verbundenen Prozesse der fremden Raumaneignung eine Machtaktion, die „zur Minderung sozialer Teilhabe (gesellschaftlicher Integrität)“ (Popitz 1999: 44) führen sollte.

Wie gingen die Bewohner*innen der Judenhäuser mit der wiederkehrenden Inbesitznahme des persönlichen Raumes um? Für sie lassen sich unterschiedliche Umgangsstrategien auf repetitive Gewalterfahrungen im Wohnraum rekonstruieren. Die Bewohnerschaft ist keine homogene Akteursgruppe, obwohl sie alle eint, dass sie gezwungenermaßen in dem Judenhaus gemeinsam leben mussten und in den meisten Fällen keinen oder nur wenig Einfluss darauf hatten, mit wem sie sich eine Wohnung oder ein Haus zu teilen hatten. Daher blieben sich die Bewohner*innen meist fremd. Gewalterfahrungen stellen für sie disruptive Ereignisse dar, also „Ereignisse, die phänotypisch mit den Eigenschaften Unabsehbarkeit der Folgen, Unplanbarkeit, Plötzlichkeit, Unausweichlichkeit, Ungewissheit des Eintretens und Unermesslichkeit der Konsequenzen bestimmt werden können“ (Blum et al. 2016: 171). Wichtig ist, dass nach der Gewalt die Bewohner*innen der Judenhäuser ihre Handlungsfähigkeit bzw. Handlungsmächtigkeit trotz der erfahrenen und immer wieder drohenden Gewalt beibehielten. Zum einen konnte ihr Han-

[5] Heinrich Popitz unterscheidet drei Gruppen von Machtaktionen, welche sich auf unterschiedliche Objekte richten: soziale Teilhabe, materielle Güter und den Körper (vgl. Popitz 1999: 44).

deln darauf abzielen, Krisen zu bewältigen und zu überwinden. Abzugrenzen davon ist jedoch zum anderen der Versuch einer (bloßen) Rückkehr zum Ausgangszustand. Eher auf Langfristigkeit ausgelegte Umgangsstrategien sind das zukunftsbezogene Lernen aus Krisen und damit verbundene Adaptions- und Transformationsleistungen (vgl. Blum et al. 2016: 152 f.). Markus Keck beschreibt die Fähigkeit des Menschen zur sozialen Resilienz in Konfliktsituationen. Dabei unterscheidet er zwischen zwei Arten der sozialen Resilienz als Reaktion auf sich wiederholende Gewalterfahrungen: die taktische und die strategische Resilienz (vgl. Keck 2015: 151 f.), wobei er sich an den Überlegungen von Michel de Certeau zur Taktik und Strategie orientiert (vgl. Certeau 1988: 23). Die taktische Resilienz als kurzfristiges und reaktives Handeln zur Anpassung gegenüber vorgefundenen sozialen Realitäten ist all jenes Handeln, das darauf gerichtet ist, Sanktionierung abzuwenden. Beispiele waren hierbei ein höfliches Auftreten dem Eindringling gegenüber und das Akzeptieren der Machtunterschiede in der Gewaltsituation. Die strategische Resilienz wiederum ist nicht so sehr situativ bestimmt, sondern eher auf die langfristige Vermeidung risikoreicher Situationen und damit auf das Durchführen präventiver Maßnahmen gerichtet (vgl. Keck 2015: 147, 151).

Ein ähnliches Erklärungsmodell, das sich vor allem auf Habitualisierungsprozesse der Leibphänomenologie und Anpassungsprozesse des Pragmatismus bezog, entwickelte Teresa Koloma Beck für wiederkehrende Gewalterfahrungen in Bürgerkriegssituationen (vgl. Koloma Beck 2016b, 2012). Ihrer Ansicht nach wird der Alltag von den Menschen um das Problem der Gewalt herum organisiert (vgl. Koloma Beck 2017: 53). Es geht ihr damit vor allem um Erfahrungen und Gewohnheitsstrukturen, die den Alltag organisieren (vgl. Koloma Beck 2016b: 158) sowie die damit verbundenen Transformationen von Alltagsstrukturen (vgl. Koloma Beck 2016b: 167). In ihren Ausführungen reagieren Menschen auf verstetigte Gefahrenlagen mit der Veränderung alltäglicher Routinen. Das Risiko der Erfahrung von Gewalt – als erlittene oder beobachtete Gewalt – soll minimiert werden (vgl. Koloma Beck 2016b: 158). Gewohnheitsstrukturen ändern sich durch das graduelle Produzieren, Erweitern und Erneuern von Wissensbeständen aus Erfahrungen (vgl. Koloma Beck 2016b: 160 f.). Menschen können sich demnach an veränderte Umweltbedingungen durch die Erweiterung ihrer Wissensbestände anpassen und zuvor habitualisiertes Handeln modifizieren. Das Ziel der Anpassung leiblicher Gewohnheitsstrukturen ist nach Koloma Beck in den Bürgerkriegssituationen unmittelbar lebenssichernd. Ist die Anpassung erfolgreich, minimiert sich das Risiko, Gewalt ausgesetzt zu sein, und sie fördert die Fortsetzung lebenssichernder Alltagsaktivitäten. Eine dritte relevante Wirkung hat die Anpassung leiblicher Gewohnheitsstrukturen an wiederkehrende Gewaltsituationen als das Erfahren von Handlungsfähigkeit (agency), die als Quelle der Resilienz in schweren Zeiten gesehen werden kann (vgl. Koloma Beck 2016b: 167).

3 Gewalt im Judenhaus

Im Folgenden werden die Gewaltsituationen aus dem Material heraus zugänglich gemacht. Bei der indirekten Darstellung der Gewaltsequenzen orientiere ich mich an den Formulierungen der (ehemaligen) Bewohner*innen selbst.

Hausdurchsuchungen in Judenhäusern waren abgeschlossene Zeiteinheiten. Da sie sich wiederholten, wurden sie in die alltäglichen Routinen eingeschlossen, ohne dass sie jemals als etwas „Normales“ betrachtet wurden. Im Jahre 1948 wurde ein ehemaliger SS-Oberscharführer vor dem Schwurgericht in Mönchengladbach angeklagt. Zwischen 1940 und 1942 habe er – der Anklageschrift zufolge – immer wieder Hausdurchsuchungen in Judenhäusern in Mönchengladbach durchgeführt. Im Urteil wurde folgende Situation geschildert:

> „Der Angeklagte drang im Mai 1940 eines Nachts in Begleitung zweier unbekannt gebliebener Personen in das von mehreren jüdischen Familien bewohnte Haus ein. Die Eindringlinge schickten die Bewohner*innen, die sämtlich im Nachtgewand waren, in den Keller und liessen sie dann von dort einzeln und nacheinander in eine im Erdgeschoss liegende Küche kommen. Hier mussten die Ankommenden sich nach kurzer Befragung über den Tisch legen. Dann erhielten sie von einem Begleiter des Angeklagten mit einer schweren Lederpeitsche eine Reihe von Schlägen verabfolgt, deren Anzahl der Angeklagte, der in der Küche auf einer Couch sass, anordnete. Von den insgesamt 16 Hausbewohner*innen wurden auf diese Art 10 misshandelt, 4 Männer erhielten je 10 bis 20 Schläge auf das entblösste Gesäss, während 6 Frauen und Mädchen mit je 1 – 3 Schlägen davon kamen. Die Täter waren aus Rassedünkel zu der Tat bestimmt worden. Es handelte sich bei ihnen um ein eigenmächtiges Vorgehen, das nicht in Einvernehmen mit irgendeiner Parteidienststelle erfolgte.“ (YV, TR.10, 11726842)

Zuallererst beschrieben die Bewohner*innen die Ahnung, dass etwas Schlimmes geschehen würde. Sie wussten bereits aus anderen Judenhäusern, dass „sie“ kommen werden und nicht zimperlich mit den Bewohner*innen und dem Interieur des Judenhauses umgehen würden (vgl. Klemperer 1999b: 46, 150). Ein Ausdruck dieser Ahnung war das wiederholte Zum-Fenster-Gehen, verbunden mit der Angst und der permanenten Wahrnehmung, sich getrieben zu fühlen (vgl. Klemperer 1999b: 124 f., 127, 133, 137). Aufgelöst wurde diese „Ahnung“ mit dem Beginn der Hausdurchsuchung. Durch die Fenster beobachteten die Bewohner*innen das Ankommen der Eindringlinge. Kurz darauf hörten sie das wiederholte Klingeln oder Klopfen mit der Faust an die Tür (vgl. Brenner 2017: 60). Im Unterschied zur Razzia wurden Türen nicht aufgebrochen, die Eindringlinge öffneten sie nicht gewaltsam. Dennoch stand am Beginn eine Grenzüberschreitung, bei der Personen unerwünscht in das Judenhaus eindrangen. Die Gefahr war identifizierbar und personifiziert. Die Gestapo trat in dieser Situation bereits mit der Autorität auf, die ihr

qua Position verliehen ist. In Dresden waren besonders zwei Gestapo-Kommissare besonders gefürchtet, die nur als „der Spucker“ und „der Schläger“ bekannt waren (vgl. Klemperer 2007: 25 f.). In vielen Fällen waren die Eindringlinge alkoholisiert (vgl. Klemperer 1999b: 93). An die Aneignung des Raums schloss sich die eigentliche – in der Regel nicht tödliche – Gewalt an. Meist wurden die Bewohner*innen nach dem Öffnen der Tür bereits beleidigt, angeschrien, geohrfeigt, bespuckt, geschubst, getreten oder geschlagen (vgl. Klemperer 1999b: 19, 93, 102, 106, 122). All dies waren Ehrverletzungen, die Über- und Unterlegenheit demonstrieren sollten (vgl. Herrmann 2013: 111). Neben diesen Verletzungen wurden die Bewohner*innen aber auch auf eine andere Weise gedemütigt und misshandelt. Beim Durchsuchen der gesamten Wohnung, dem Stehlen von Lebensmitteln und Gegenständen sowie des daraus folgenden Durcheinanders, wurde auch der Wohnraum an sich beschädigt, beispielsweise indem Spinat auf die Türklinken geschmiert und zerdrückter Knoblauch überall verteilt wurde (vgl. Klemperer 1999b: 93). Die Gewalttat bestand damit sowohl aus der Beschädigung der physischen und psychischen Unversehrtheit der Opfer, zugleich aber war sie auch ein Akt der räumlichen Aneignung. So erinnerten sich die Bewohner*innen immer wieder daran, dass bei diesen Hausdurchsuchungen nichts gesucht, sondern nur zerstört wurde (vgl. VSF/USC 25449).

Trotz allem waren die Bewohner*innen in unterschiedlichem Maße der Gewalt ausgesetzt. Frauen mussten ebenfalls Gewalt erleiden, auch wenn diese – wie das Beispiel zeigt – zum Teil reduzierter war. Die Grausamkeiten der Gestapo richteten sich meist weniger gegen ältere Bewohner*innen (vgl. Brenner 2017: 61; Klemperer 1999b: 72, 111). In anderen Judenhäusern spielte das Alter und Geschlecht dagegen aber keine Rolle: „Der ‚Spucker‘ und der ‚Schläger‘ stürmten herein, durchwühlten alles, fanden ein Tintenfaß und gossen es der in der Diele stehenden Frau auf ihr schönes, weißes Haar“ (Brenner 2017: 68 f.). Die Verletzungen waren vor allem durch die Veränderung der Position im Interaktionsgefüge und sozialen Raum als Herabsetzungen gekennzeichnet (vgl. Herrmann 2013: 112). Beendet wurde die Hausdurchsuchung, wenn die Gestapo die Häuser verließ. Charakteristisch für diese Gewalt ist, dass sie immer wiederkehrte und die Gewalterfahrung als Ausnahme des Alltäglichen so mit der Zeit zur erwartbaren Möglichkeit wurde. Sie wurde in die alltäglichen Routinen aufgenommen und schwebte als permanente Gefahr über den Bewohner*innen.

4 Der Umgang mit Gewalt im Judenhaus

Es ist erkennbar, dass die spezielle, immer wiederkehrende Form der Gewalt in den Judenhäusern eben nur wegen der Konzentrierung der Juden* in diesen Häusern möglich wurde. Auf der einen Seite war das Judenhaus der Raum, in dem sie sich vor den Anfeindungen der Außenwelt verstecken und zurückziehen konnten. Auf der anderen Seite erlebten sie dort eben auch die beschriebenen Formen der

Gewalt. Das Zusammenspiel dieser beiden Wahrnehmungen konstituiert den ambivalenten Charakter des Judenhauses, der einen Einfluss auf den Umgang mit dem drohenden Risiko der Hausdurchsuchung hatte. In der folgenden Analyse werden vor allem unter Bezug auf die theoretischen Überlegungen von Martina Löw die Prozesse der Raumkonstitution durch das Handeln der Bewohner*innen in Gewaltsituationen analysiert. Die Wirkung räumlicher Strukturen auf das Handeln wiederum kann nur an der einen oder anderen Stelle angerissen werden.

Die Bewohner*innen reagierten unterschiedlich auf die Gewaltsituationen in den Judenhäusern.[6] Im folgenden Abschnitt geht es jedoch nicht um die individuellen Umgangsweisen, sondern um die verschiedenen Raumwiederaneignungsprozesse als Reaktion auf die erfahrene Gewalt. Es ist ein Unterschied, wer Gewalt erlebte. Ein Kind erfährt Gewalt anders als ein Erwachsener; ein Mann anders als eine Frau und schließlich ein*e „jüdische*r" Bewohner*in andere Gewalt als ein*e „nicht-jüdische*r". Im Folgenden beschreibe ich drei raumbezogene Umgangsstrategien, die in den Judenhäusern zu finden waren. Alter, Geschlecht und sozialer Status bestimmen dabei den Umgang mit der Gewalt.

4.1 Vorbeugen: Abgrenzungen und Raumeinteilung

Der Begriff Judenhaus ist missverständlich, da in ihm oftmals nicht nur zu Juden* erklärte Personen wohnen mussten. Vielmehr lebten in den Judenhäusern neben den Juden* häufig auch ihre „nicht-jüdischen" Ehefrauen.[7] Diese Gruppe unterlag in den häufigsten Fällen nicht unmittelbar den physischen Gewalthandlungen der Gestapobeamten, auch wenn sie immer wieder Beleidigungen und den Aufforderungen ausgesetzt waren, sich von dem „jüdischen" Ehepartner scheiden zu lassen. Ehepaare, bei denen der Ehemann „nicht-jüdisch" und die Frau „jüdisch" war, mussten nicht in den Judenhäusern leben. Neben den Bewohner*innen gab es auch weitere externe Personen, die in die Judenhäuser kamen, wie beispielsweise (erlaubte und unerlaubte) Besucher*innen oder Gäste sowie jüdische Ärzt*innen oder andere Vertreter*innen der jüdischen Gemeinde.

Der Begriff „Judenhaus" wurde in verschiedenen Städten und Regionen unterschiedlich verwendet und ist nicht eindeutig zu definieren. Der Begriff selbst stellt

[6] Die unmittelbarste und zugleich radikalste Reaktion auf die Gewalt war der *Selbstmord*. Genaue Statistiken darüber, wie viele Bewohner*innen in den „Judenhäusern" Selbstmord begingen, gibt es nicht. Allerdings wurde von den Bewohner*innen eine Kausalität zwischen Hausdurchsuchungen und Selbstmord wahrgenommen (vgl. LBI, Rudolf Apt Collection, AR 7180) und Klemperer schreibt in seinem Tagebuch: „… am Tage nach einer Haussuchung: Selbstmorde" (Klemperer 1999b: 74) und „[n]eue Haussuchung, neuer Selbstmord" (Klemperer 1999b: 76).

[7] „Hängt die Anwendung dieses Gesetzes davon ab, daß der Vermieter oder der Mieter Jude ist, so gilt für den Fall einer Mischehe des Vermieters oder Mieters folgendes: 1. Die Vorschriften sind nicht anzuwenden, wenn die Frau Jüdin ist. Das gleiche gilt, wenn Abkömmlinge aus der Ehe vorhanden sind, auch wenn die Ehe nicht mehr besteht. 2. Ist der Mann Jude und sind Abkömmlinge aus der Ehe nicht vorhanden, so sind die Vorschriften ohne Rücksicht darauf anzuwenden, ob der Mann oder die Frau Vermieter oder Mieter ist. 3. Abkömmlinge, die als Juden gelten, bleiben außer Betracht" (Dok. 277: 743).

keinen offiziellen Terminus dar, sondern ist eher eine im Alltag und Behördenleben gebräuchliche, pejorative Klassifizierung der Häuser, in denen Juden* lebten. Kommunen, Gemeinden und Städte waren in verschiedenem Ausmaß und mit unterschiedlichen Handlungsspielräumen verantwortlich für die Organisation der Konzentrierung der Juden* in den speziellen „jüdischen Wohnbereichen“. Dadurch bildeten sich lokale Unterschiede in innerer und äußerer Form, Kennzeichnung sowie in der Bezeichnung heraus. Es handelte sich also nicht ausschließlich um Häuser. In einigen Städten wurden ganze Häuser zu Judenhäusern erklärt, auch wenn zum Teil in den Häusern noch Wohnungen „nicht-jüdischer“ Bewohner*innen waren. In anderen Fällen waren es nur einzelne „Judenwohnungen“, die aufgrund des Gesetzes geschaffen wurden, inmitten eines „nicht-jüdischen“ Mieterumfeldes.

Um sich vor Gewalt zu schützen, nutzten der „nicht-jüdische“ weibliche Teil der Bewohner*innen meist Praktiken sozialer Distanzierung. Diese Praktiken, die Raumneueinteilungen beinhalteten, sind jedoch nicht sprachlich nachzuvollziehen, sondern verdeutlichen sich vielmehr in ihrer Materialität und der damit vollzogenen Wirkung auf die Bewohner*innen. So schilderte Klemperer beispielsweise:

> „An der Entreetür der Judenstern über Klingel und ‚Steinitz‘-Schild, in der Mitte der Tür die Visitenkarte der arischen Frau. (Ähnlich, aber schlimmer, sieht es im Stockwerk über uns aus: Ernst Kreidl, der in Buchenwald befindliche, mit Judenstern; in der Türmitte sehr großer Pappkarton: ‚Frau Else Kreidl, Arierin‘.)“ (Klemperer 1999b: 67)

Und kurze Zeit später notiert er in sein Tagebuch, dass auch seine „nicht-jüdische“ Ehefrau nun eine Visitenkarte „abseits vom Judenstern und ohne Sara“ als Schutz neben der Eingangstür angebracht habe (vgl. Klemperer 1999b: 83). Die Intention hinter dieser räumlichen Einteilung durch die Schilder war, eine Verwechslung durch die Gestapo zu verhindern. Die „nicht-jüdischen“ Frauen gingen davon aus, dass sie – als „Arierinnen“ – von gewalttätigen Übergriffen nicht betroffen sein würden. In den meisten Fällen war diese Markierung erfolgreich und als Konsequenz hatten sie keine oder nur sehr wenige physische Gewalt zu erfahren. Beleidigungen hatten aber auch sie zu erdulden. Für die restlichen Bewohner*innen der Häuser stellte diese räumliche Markierung vor allem eine soziale Grenzziehung dar.

An diesem Beispiel erkennt man sehr deutlich, wie die „nicht-jüdischen“ Bewohner*innen durch aktive Platzierungen bestimmter Artefakte versuchten, den sozialen Raum für sich sicherer zu gestalten – also einen Raum zu schaffen, in dem sie keine Gewalt erfahren würden. Diese präventiven Maßnahmen sind Ausdruck einer Form der Raumaneignung. Aber auch der jüdische Teil der Bewohner*innen versuchte, durch Anpassungsstrategien einen sicheren Raum zu schaffen.

4.2 Anpassen: Strategische Risikovermeidung

Die Bewohner*innen waren keinesfalls ausschließlich passiv oder lediglich zum Erdulden der Gewalt gezwungen, sie verfügten über die Möglichkeit, zukünftige Gewaltsituationen zu beeinflussen. Eine solche präventive, strategische Maßnahme wirkte schon beim Eintreffen der Eindringlinge. Wie beschrieben, begannen die Gewalthandlungen immer mit dem Eintreffen der Gestapobeamten, die sich durch Klopfen oder Klingeln an der Tür Einlass verschafften. Die Bewohner*innen der Judenhäuser begannen, sich nach der ersten Hausdurchsuchung ein bestimmtes Klingelzeichen zu überlegen, um den anderen Bewohner*innen in den Häusern anzuzeigen, dass es sich bei ihnen nicht um die Gestapo handele (vgl. Klemperer 1999a: 166). Hörten sie das verabredete Zeichen, dann konnten sie gewiss sein, dass es sich um Bewohner*innen des Hauses oder zumindest um Eingeweihte handelte. Damit gewannen die Bewohner*innen im Notfall einen kurzen Vorsprung. Meist reichte dieser, um riskante Gegenstände schnell zu verstecken.

Eine weitere Maßnahme war das Strukturieren und Organisieren des Tages nach der zu erwartenden Gefahr.[8] Es gab Tageszeiten, an denen Gewalt wahrscheinlicher war als zu anderen. Durch dieses Wissen gelang es den Bewohner*innen, nicht in einem permanenten Dauerzustand von Angst und Schrecken leben zu müssen. Vielmehr ordneten sie ihren Tag in „risikoreiche“ und „risikoärmere“ Zeitsequenzen ein. Von mittags bis abends waren die risikoreichsten Zeiten; am ungefährlichsten wurde das Judenhaus am Abend empfunden, wenn davon auszugehen war, dass die Gestapo nicht mehr kommt. Auch an Sonntagen waren etwa in Dresden keine Hausdurchsuchungen zu erwarten (vgl. Klemperer 1999b: 155). Der Freitag wiederum galt als ein sehr wahrscheinlicher Tag für eine Hausdurchsuchung. So konnte es immer wieder Zeiten geben, in denen das Judenhaus als „sicherer“ Ort vor der unsicheren Umwelt empfunden wurde.

Auch durch die Reorganisation des eigenen Wohnraumes versuchten die Individuen, mögliche Gewaltsituationen zu kontrollieren. Sie konnten ihr lokalspezifisches Wissen als Vorteil gegenüber den Eindringlingen nutzen und versteckte Plätze, wie Nischen oder Kammern oder Plätze, an denen die Gestapo nicht suchte, als Verstecke für riskante Gegenstände nutzen. Seit dem Beginn der Hausdurchsuchungen versuchten die Bewohner*innen, alle Gefahrenquellen aus den Wohnungen zu schaffen oder zu verstecken (vgl. Brenner 2017: 68 f., Klemperer 1999b: 232). Victor Klemperer beauftragt beispielsweise seine Frau, all die wissenschaftlichen Manuskripte (sein Tagebuch und seine Arbeiten zu LTI) zu einer Bekannten zu schaffen (vgl. Klemperer 1999b: 20). Eine damals 30-jährige Frau, die in einem Leipziger Judenhaus leben musste, schildert eine Situation, in der sich eine Bekannte samt des verbotenen Bügeleisens im Wandschrank versteckte, als der berüchtigte Leiter des „Amts zur Förderung des Wohnungsbaus“ zusammen mit anderen Gestapobeamten zu einer Hausdurchsuchung ankam (vgl. FZH/WdE, Nr. 354: 15).

[8] Ähnliches beschreibt Teresa Koloma Beck in ihrer Studie über Gewöhnung in Bürgerkriegsszenarien (vgl. Koloma Beck 2016b: 166).

Im Nachgang der Gewaltsituation nutzten die Bewohner*innen der Judenhäuser die Erfahrungen, um sich auf eine erneute Gewaltsituation vorzubereiten. Gebrauchten die Täter während der Hausdurchsuchung spezielle Gegenstände, so wurden diese entweder versteckt oder es wurde versucht, sie gegen harmlosere auszutauschen. Drei Beispiele sollen dies illustrieren. Victor Klemperer beschrieb im Nachgang einer Hausdurchsuchung im Jahre 1942, wie seine Ehefrau die Erfahrungen nutzte, um sich auf eine erneute Hausdurchsuchung vorzubereiten:

> „Eva räumt noch immer auf. Sie nutzt die frische Erfahrung. Dinge, mit denen man ‚Unfug treiben' kann, werden sicher verstaut: Nägel, Nadeln, Baumschmuck kamen in den Keller, vieles wird unter die Schränke geschoben (‚Sie sind zu faul, sich zu bücken'); auch die Butter hat jetzt einen versteckteren Platz bekommen" (Klemperer 1999b: 106).

Auch andere an sich harmlose, aber für Juden* verbotene Gegenstände oder Lebensmittel konnten Anlass für Gewalt sein. So erinnerte sich eine Leipziger Jüdin, dass ihre Eltern immer wieder Eier versteckten, die sie von einer Bekannten geschenkt bekamen. An einem Tag, als die Eltern gerade ausgehen wollten, hörten sie den nahenden Lärm der Gestapo und spülten trotz des Hungers die Eier zur Toilette herunter (vgl. VSF/USC 1572). Ein weiteres Beispiel ist in den Ausführungen eines 18-jährigen Bewohners eines Dresdner Judenhauses zu finden. Er erläutert, wie er beinahe täglich Haussuchungen zu erdulden hatte. Eine Methode der Gewaltausübung der Gestapobeamten war es dabei, die Bewohner*innen zu zwingen, Salz zu essen. Als Reaktion darauf tauschte er das Salz im Salzbehälter gegen Zucker aus (vgl. VSF/USC 12882).

Dies zeigt, dass die Bewohner*innen vor allem versuchten, durch das aktive Gestalten des Raumes bzw. der Raumanordnung Risiken zu minimieren. Gefahrenquellen, die zum Ausbruch von Gewalt hätten führen können oder die zur Ausübung von Gewalt genutzt werden konnten, wurden versteckt oder aufgebraucht. Die Bewohner*innen der Judenhäuser versuchten, die Machtasymmetrie etwas zu ihren Gunsten zu verschieben und die Kontrolle der Raumbildung zu übernehmen, indem sie sich auf die drohende Gewalt einer erneuten Hausdurchsuchung vorbereiteten. Die Ambivalenz des Judenhauses macht es möglich, dass die Bewohner*innen nach Gewaltsituationen handlungsfähig blieben. Denn obwohl im Judenhaus Gewaltsituationen immer wieder erlebt wurden, war es eben auch ein geschützter Raum, der für die erneute Gewaltsituation vorbereitet werden konnte.

4.3 Zurückerobern: (Riskante) Raumwiederaneignung

Die Prozesse der Raumaneignung und Raumwiederaneignung können aber auch vor dem Hintergrund der Sozialstruktur der Bewohner*innen reflektiert werden. Neben den präventiven Maßnahmen ist noch eine weitere Umgangsweise zu beobachten, die vor allem von den jüngeren Bewohner*innen der Judenhäuser angewandt wurde: die riskante Wiederaneignung. Ihre Handlungen waren nicht so

stark auf das Vermeiden von Risiken angelegt, sondern vielmehr auf das wissentliche Hinnehmen von Risiken, um sich so den Raum „zurückzuerobern". Eine Leipziger Jüdin beschrieb, wie sie versuchte, ihren Ängsten vor Hausdurchsuchungen in dem Judenhaus mit dem Treffen von Freund*innen und dem verbotenen Hören von Musik entgegenzuwirken (vgl. VSF/USC 1572). Sie holten sich den Raum, der durch Gewalt und Hausdurchsuchungen besetzt war, zurück, indem sie – stärker als die älteren Bewohner*innen – den Raum durch peergruppenspezifische Aneignungsprozesse wiederbesetzten. In den lebensgeschichtlichen Interviews berichteten sie mit Stolz von diesen Aneignungen. Ein 16-Jähriger, der in einem Leipziger Judenhaus leben musste, erzählte:

> „Wir durften nur schwer arbeiten und wir waren abends eben eingesperrt in diesen Judenhäusern. Äh, wir waren aber junge Leute. Die jungen Leute, und wir waren eine Clicque und wir haben uns gut verstanden. Und wir haben Theater gespielt und wir haben Musik gemacht. Und wir haben zu einem alten Grammophon, das übrigens auch verboten war für Juden, Grammophone zu haben, aber wir hatten eins, haben wir also nach alten Schallplatten getanzt, am Sonntag Nachmittag, wo wir nicht arbeiten, äh, brauchten." (VSF/USC 29877)

Er berichtete außerdem vom Nichteinhalten der Ausgangssperre und den damit verbundenen Sorgen seiner Mutter. Zusätzlich zu den Feiern der Jugendlichen in den Leipziger Judenhäusern erzählte ein 17-Jähriger, dass er den „Judenstern" so an seine Jacke annähte, dass er abnehmbar war. Dies empfand seine Mutter als höchste Gefahr (vgl. VSF/USC 1889). Die jungen Bewohner*innen der Judenhäuser zeigten ein geringeres Risikobewusstsein als ältere Bewohner*innen. Klemperer geht dezidiert darauf ein, dass seine nicht-jüdische Ehefrau zwar noch ins Theater gehen konnte, während es ihm als „Jude" jedoch strikt verboten sei, und er unter allen Umständen und aus Angst vor der drohenden Gewalt vermeide, diese Regel zu umgehen (vgl. Klemperer 1999b: 207).

Eben dieses sozialgruppenspezifische Muster des in Kauf genommenen Risikos stellte immer wieder die Quelle für Konflikte zwischen Bewohner*innen unterschiedlichen Alters dar. Die Neukonstitution des Raumes ist in diesem Fall nicht auf strategische Risikovermeidung ausgelegt, sondern widerspricht diesem Prinzip fundamental. Die Neubesetzung des Raumes der Jugendlichen zeichnete sich dadurch aus, dass sie, falls ihre Aktivitäten bei einer Hausdurchsuchung auffallen würden, Gewalt und Gefahr nach sich zögen. Gewalt vermag es zwar, alles zu dominieren und die ungeteilte Aufmerksamkeit aller Individuen in einem Raum auf sich zu ziehen, wenn sie einmal geschieht. Ist sie aber verschwunden, kann der Raum wieder für etwas anderes genutzt werden.

5 Fazit: Vorbeugen, anpassen, zurückerobern

Menschen, die in einer Kriegsgesellschaft leben, haben mit deutlich mehr Gewalt zu rechnen als jene in konfliktfreieren Gesellschaften. Die Pöbeleien auf der Straße, Hausdurchsuchungen, Pogrome und Überfälle richteten sich eindeutig gegen die als Juden* deklarierten Personen. Die Arten der Gewalt, welche sie zwischen 1939 und 1945 in den Judenhäusern zu erdulden hatten, waren für sie jedoch speziell. Die Bewohner*innen erlebten diese Form der Gewaltsituation im vertrauteren Umfeld. Dabei wurden die mit Gewalt verbundenen Hausdurchsuchungen mit der Zeit zu wiederkehrenden, sogar erwartbaren Ereignissen. In manchen Situationen wurde auf Geschlecht und Alter der Opfer Rücksicht genommen, in anderen Fällen wurden gerade vermeintlich Schwächere – etwa ältere Frauen – geschlagen (vgl. Klemperer 1999b: 72, 111).

Die wiederkehrenden Gewalterfahrungen der Bewohner*innen der Judenhäuser erforderten eine unmittelbare Reaktion, die vor allem das „Funktionieren des Alltages“ zum Ziel hatte. Um zu verstehen, wie die Bewohner*innen mit dieser Art der Gewalt umgingen, ist es notwendig, das Judenhaus als ambivalenten Sozialraum zu betrachten. Einerseits wurde es als sicherer Ort, an dem die Menschen tagtäglich inmitten der feindlichen Umgebung miteinander lebten, empfunden. Andererseits war das Judenhaus ein Ort, an dem die Bewohner*innen extreme Gewalt und Missachtung erlebten. Gerade dadurch, dass sie diese Gewalt jedoch im Nahbereich erfuhren, konnten sie sich an das Risiko der drohenden gewaltvollen Hausdurchsuchung anpassen und Umgangsstrategien entwickeln. Ihr räumliches Handeln war damit auf die Vorbeugung von Gewalt ausgelegt.

Diese Reaktionsweisen auf die Gewaltsituation hatten eine „Zurückeroberung“ des Raumes zum Ziel. Aufgrund ihres lokalspezifischen Wissens konnten die Bewohner*innen Strategien entwickeln, die ihnen den Umgang mit der Gewalt erleichterten und sie handlungsfähig hielten. Durch diese Kenntnisse und den zeitlichen Vorsprung hatten sie einen Vorteil gegenüber den Eindringlingen. Mit dem Risiko, Gewalt zu erleben, gingen die Bewohner*innen unterschiedlichen Alters, Geschlechts oder sozialen Status verschieden um. Während das Verhalten der älteren Bewohner*innen eher auf die Risikovermeidung ausgelegt war, schufen sich die jüngeren Bewohner*innen spezielle kulturelle Räume, mit denen sie sich von den anderen (älteren) Bewohner*innen abgrenzten. Nicht-jüdische Bewohner*innen nutzten Markierungen, um eine Art „gewaltfreien“ Raum durch ihren nicht-jüdischen Status zu schaffen. So unterschiedlich diese drei Umgangsformen der Bewohner*innen auch sein mögen, sie alle deuten darauf hin, dass Individuen auf wiederholte Gewalt nicht mit Ohnmacht, sondern vielmehr mit Anpassungs- und Resilienzstrategien reagieren.

Literatur

a) Unveröffentlichte Quellen

Interview am 11. Juli 1990, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg – Werkstatt der Erinnerungen, FZH/WdE 19.

Sonntagsgespräch am 28. Januar 1990, organisiert durch KZ Gedenkstätte Neuengamme, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg – Werkstatt der Erinnerungen, FZH/WdE 326.

Interview am 29. November 1989, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg – Werkstatt der Erinnerungen, FZH/WdE 354.

Interview am 24. Mai 1995, USC Shoah Foundation Institute for Visual History and Education, Interviewcode: 1572.

Interview am 5. April 1995, USC Shoah Foundation Institute for Visual History and Education, Interviewcode: 1889.

Interview am 20. November 1995, USC Shoah Foundation Institute for Visual History and Education, Interviewcode: 12882.

Interview am 6. Dezember 1997, USC Shoah Foundation Institute for Visual History and Education, Interviewcode: 25449.

Interview am 29. März 1997, USC Shoah Foundation Institute for Visual History and Education, Interviewcode: 29877.

Yad Vashem, TR.10 – Judicial Documentation from Trials of Nazi Criminals, Item: 11726842.

Leo Baeck Institute. Center for Jewish History, Rudolf Apt Collection, 1897-1974, AR 7180, Folder 4.

b) Publizierte Quellen

Brenner, Henny (2017): Das Lied ist aus. Ein jüdisches Schicksal in Dresden. Unter Mitarbeit von M. Brenner. Göttingen: Wallstein Verlag.

Dok. 277: Das Reichsgesetz vom 30. April 1939 schränkt die Rechte von jüdischen Vermietern und Mietern ein (2009). In: Heim, Susanne (Hg.): Deutsches Reich. 1938–August 1939. Unter Mitarbeit von G. Aly. München: R. Oldenbourg Verlag, 743–746.

Klemperer, Victor (1999a): Tagebücher. 1940-1941. In: Klemperer, Victor: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1945, Bd. 4, 3. Auflage. Unter Mitarbeit von W. Nowojski und H. Klemperer. Berlin: Aufbau-Verlag.

Klemperer, Victor (1999b): Tagebücher. 1942. In: Klemperer, Victor: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1945. Bd. 5. 3. Auflage. Unter Mitarbeit von W. Nowojski und H. Klemperer. Berlin: Aufbau-Verlag.

Klemperer, Victor (2007): LTI. Notizbuch eines Philologen. 22. Auflage. Stuttgart: Reclam.

c) Wissenschaftliche Literatur

Blum, Sabine/Endreß, Martin/Kaufmann, Stefan/Rampp, Benjamin (2016): Soziologische Perspektiven. In: Wink, Rüdiger (Hg.): Multidisziplinäre Perspektiven der Resilienzforschung. Wiesbaden: Springer, 151–177.

Certeau, Michel de (1988): Kunst des Handelns. Berlin: Merve Verlag.

Collins, Randall (2011): Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Theorie. Hamburg: Hamburger Edition.

Ernst, Stefanie (2014): Literarische Quellen und persönliche Dokumente. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 829–840.

Foucault, Michel (2006): Von anderen Räumen (1967). In: Dünne, Jörg/Günzel, Stephan (Hrsg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag, 317–329.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (2005): Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung. 2., korrigierte Auflage. Bern: Huber.

Hartmann, Eddie (2013): Soziale Ordnung und Gewalt. Anmerkungen zur neueren Literatur in der Gewaltforschung. In: Berliner Journal für Soziologie, 23, 115–131.

Herrmann, Steffen K. (2013): Beleidigung. In: Gudehus, Christian/Christ, Michaela (Hrsg.): Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, 110–115.

Keck, Markus (2015): Gewalt, Raum und Resilienz. Handeln im Kontext bewaffneter Konflikte. In: Korf, Benedikt/Schetter, Conrad/Branović, Željko/Chojnacki, Sven/Doevenspeck, Martin/Gregory, Derek (Hrsg.): Geographien der Gewalt. Kriege, Konflikte und die Ordnung des Raumes im 21. Jahrhundert. Stuttgart: Borntraeger, 146–162.

Koloma Beck, Teresa (2012): The Normality of Civil War. Armed Groups and Everyday Life in Angola. Frankfurt/New York: Campus.

Koloma Beck, Teresa (2016a): Gewalt | Raum. Aktuelle Debatten und deren Beiträge zur raumsensiblen Erweiterung der Gewaltsoziologie. In: Soziale Welt, 67, 431–450.

Koloma Beck, Teresa (2016b): Krieg und Gewohnheit. Phänomenologische und pragmatistische Perspektiven auf verkörpertes Gedächtnis in Bürgerkriegen. In: Heinlein, Michael/Dimbath, Oliver/Schindler, Larissa/Wehling, Peter (Hrsg.): Der Körper als soziales Gedächtnis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 153–169.

Koloma Beck, Teresa (2017): Gewalt als leibliche Erfahrung. Ein Gespräch mit Teresa Koloma Beck. In: Knöbl, Wolfgang/Imbusch, Peter/Reemtsma, Jan P./Kraushaar, Wolfgang (Hrsg.): Antun und erleiden. Über Gewalt. In: Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung, 26, 52–73.

Löw, Martina (2015): Raumsoziologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

Popitz, Heinrich (1999): Phänomene der Macht. 2. stark erweiterte Auflage. Nachdruck. Tübingen: Mohr.

Rosenthal, Gabriele (2014): Biographieforschung. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 509–520.

Sofsky, Wolfgang (1997): Gewaltzeit. In: Trotha, Trutz v. (Hrsg.): Soziologie der Gewalt. Opladen: Westdeutscher Verlag. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderhefte, 37, 102–121.

Weidenhaus, Gunter (2015): Soziale Raumzeit. Berlin: Suhrkamp.

Wohl Haselberg, Lea/Wuliger, Michael (2018): Brauchen wir den *Genderstern? Kann es die Idee der binären Zweigeschlechtlichkeit aufbrechen – oder ist es eine Modeerscheinung? In: Jüdische Allgemeine, 18.06.2018. Online: https://www.juedische-allgemeine.de/kultur/brauchen-wir-den-genderstern/ <24.02.2022>.

Wuliger, Michael (2017): Juden* mit Sternchen – Kinder Israels endlich genderneutral oder Zum Glück gibt es die jüdische Zeitschrift »Jalta«. In: Jüdische Allgemeine, 21.05.2017. Online verfügbar unter https://www.juedische-allgemeine.de/kultur/juden-mit-sternchen/, < 24.02.2022>.

Über die Autor*innen

Eva Bahl ist derzeit Gastprofessorin (mit Schwerpunkt Gender und Postcolonial Studies) am Institut für Internationale Entwicklung der Universität Wien. Ansonsten ist sie Post-Doc am Methodenzentrum Sozialwissenschaften der Universität Göttingen und dort in verschiedenen internationalen Forschungsprojekten in den Themenfeldern Migration, Grenzen und kollektive Gedächtnisse tätig. In ihrer Dissertation, die sie 2020 abschloss, untersuchte sie Erinnerungspraktiken und Konstruktionen von Zugehörigkeit in den spanischen Grenzstädten Ceuta und Melilla. Ein weiterer regionaler Schwerpunkt ihrer Arbeit liegt auf Süd- und Zentralamerika. Ihre Forschungsinteressen sind Historische Soziologie, Globale Soziologie und post/koloniale Verflechtungsgeschichte, Migrations- und Grenzforschung, Geschlechterforschung, Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen, interpretative Soziologie, Biographieforschung und Ethnographie.

Johannes Becker, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Methodenzentrum Sozialwissenschaften der Georg-August-Universität Göttingen. Er koordiniert das DFG-Forschungsprojekt „Dynamische Figurationen von Flüchtlingen, Migranten und Altansässigen in Jordanien seit 1946“ (2017–2022). Zuvor Promotion zu „Verortungen“ als Verbindung von raumsoziologischen und biographietheoretischen Ansätzen am Beispiel der Jerusalemer Altstadt. Seine Forschung kreist um das Verhältnis von Biographien, Geschichte und Raum im Kontext von Transformationsprozessen wie Nationalstaatsbildungen und Umgestaltungen von urbanen Kontexten. Ausgiebige Forschungserfahrungen insbesondere im Nahen Osten über Städte, Migration und Familie.

Sebastian Juhnke, Studium der Sozialwissenschaften in Berlin und Manchester, Promotion über die Rolle von ethnischer Vielfalt für die Creative Class. Anschließende Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Humboldt-Universität zu

Berlin und dem Institut für kulturelle Teilhabeforschung (IKTf). Derzeitig Lehrbeauftragter an der Humboldt-Universität zu Berlin und der Hochschule für Oekonomie und Management (FOM). Forschungsinteressen: Soziale Ungleichheit, Kultur- und Lebensstilforschung, qualitative Methoden, Migration und Diversität.

Martina Löw ist Professorin für Soziologie an der TU Berlin. Forschungsschwerpunkte sind soziologische Theorie, Stadt-, Planungs- und Architektursoziologie sowie Raumtheorie. Von 2011 bis 2013 war sie Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Derzeit ist sie Sprecherin des DFG-Sonderforschungsbereichs „Re-Figuration von Räumen". Martina Löw ist Mitglied des Steering Committee der Berlin University Alliance und dort verantwortlich für das Forschungsförderprogramm Social Cohesion.

Talia Meer (PhD) ist eine freiberufliche Wissenschaftlerin in Berlin. Bis 2020 hat sie an der Universität Kapstadt (Südafrika) gearbeitet. Sie interessiert sich für den Schnittpunkt von Alltagsleben, Identität und Gewalt. Sie erforscht diese Themen mithilfe kreativer und kollaborativer Methoden.

Claudia Mock, M.A., geboren 1987, studierte Bildungswissenschaften mit einem Schwerpunkt in Pädagogischer Anthropologie und visuellen Forschungsmethoden an der FU Berlin und verbrachte zwei Semester an der Marmara Üniversitesi in Istanbul (Türkei). Von 2016–2018 arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachgebiet für Allgemeine und Historische Erziehungswissenschaft an der TU Berlin im transnationalen Forschungsprojekt „Children´s Understandings of Well-being in Global and Local Contexts" (CUWB). Seit 2018 arbeitet sie am SFB 1265 „Re-Figuration von Räumen", forscht in Nairobi (Kenia) und Berlin und promoviert in der Soziologie zum Thema der räumlichen Figurationen von Mittelschichtskindheiten. Publikation: Children's Emotional Geographies of Well-being: The Cultural Constitution of Belonging(s) in the Context of Migration and Digital Technologies. In: International Journal of Emotional Education, 11(1), 13–30 (zusammen mit Susann Fegter).

Anna-Lisa Müller ist Geographin und Soziologin und derzeit Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG) der Universität Bielefeld im Forschungsprojekt „Neuaushandlung lokaler Ordnungen. Migrationsinduzierte Vielfalt, Intergruppenbeziehungen, Konflikte und Integrationsdynamiken im Stadtteil". Sie ist Koordinatorin des Standing Committee „Reflexivities in Migration Studies" des International Migration Research Network IMISCOE und war von 2019 bis 2020 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Profillinie Migrationsgesellschaften an der Universität Osnabrück tätig. Von 2012 bis 2013 nahm sie am Residenzprogramm „Scholars in Residence" des Goethe-Instituts und des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen teil und forschte zu der gesellschaftlichen Bedeutung von Öffentlichkeit und

städtischen Räumen in Ägypten und Deutschland. 2013 promovierte sie an der Universität Bielefeld zu dem Thema „Green Creative Cities. Zur Gestaltung eines Stadttypus des 21. Jahrhunderts". 2019 habilitierte sie an der Universität Bremen mit der Habilitationsschrift „Zwischen Hier und Dort. Internationale Migration, Ortsbindung und materielle Kultur". Ihre Forschungsschwerpunkte sind internationale Migration, Stadtentwicklung, das Zusammenspiel von Materialität und Gesellschaft sowie Kulturproduktionen in öffentlichen Räumen.

Elisabeth Pönisch, Diplom-Soziologin, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Soziologie mit dem Schwerpunkt Märkte, Organisationen und Governance an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und Promotionsstudentin am Institut für Soziologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau. Ihre Forschungsbereiche umfassen die Kultur- und Organisationssoziologie, die Gewaltforschung, die Soziologie des Nationalsozialismus und des Holocausts sowie die Sozial- und Gesellschaftstheorie.

Gabriele Rosenthal, Prof. Dr., habilitierte Soziologin, ist seit 2001 Professorin für Qualitative Methoden an der Universität Göttingen, Methodenzentrum Sozialwissenschaften. Die geographischen Schwerpunkte ihrer Forschungsprojekte und Gastdozenturen lagen oder liegen u.a. in Israel, Palästina, Jordanien, Brasilien, Uganda, Ghana und den spanischen Exklaven in Nordafrika. Neben Schwerpunkten im Bereich der Methoden konzentriert sich ihre Forschungsarbeit auf die Themenfelder Migration, Ethnizität, historische Generationen, sozio-politische Konflikte, kollektive Gewalt und kollektive Traumabearbeitung.

Priscila Susin (PhD), Sozialwissenschaftlerin, Postdoktorandin am Center for Research & Development in Human Factors and Resilience an der PUCRS Porto Alegre (Brasilien). Dort zudem wissenschaftliche Mitarbeiterin am Centre for Social and Economic Analysis. Ko-Koordinatorin des Research Committee „Biography and Society" der Brasilianischen Soziologischen Gesellschaft (SBS). Mitglied des Research Committee 38 „Biography and Society" der International Sociological Association (ISA).

Gunter Weidenhaus, Dr. phil., geboren 1972, studierte zunächst Philosophie und Germanistik, dann Soziologpädagogik und schließlich Soziologie mit den Nebenfächern Informatik und VWL an der TU Darmstadt. Promotion 2013 in Darmstadt mit „Soziale Raumzeit" (summa cum laude; Promotionspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie; veröffentlicht bei Suhrkamp). Seit 2013 arbeitet er an der TU Berlin an der Habilitation „Die Räume der Welt", zunächst als wissenschaftlicher Mitarbeiter und seit 2018 als Gastprofessor für Raumsoziologie. Forschungsschwerpunkte: Raumsoziologie, Soziologie der Zeit sowie Biographieforschung. Publikationen in Auswahl: Borders that Relate. Conceptualizing Boundaries in Relational Space. In: Current Sociology, 65(4), 2017, 553–570 (zusammen mit Marti-

na Löw); Der Zusammenhang von Raum und Zeit. Zur Konzeption sozialer Raumzeit und ihrer empirischen Relevanz in Biografien. In: Zeitschrift für theoretische Soziologie, 4, 2017, 40-73; Soziale Raumzeit, Berlin: Suhrkamp, 2015.

Nicole Witte, Dr., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Methodenzentrum Sozialwissenschaften der Georg-August-Universität Göttingen. Schwerpunkte: Interpretative Sozialforschung, Biographieforschung, Methodenplurale Forschung, Stadtsoziologie, Visuelle Soziologie.

Die soziologische Biographieforschung hat sich lange auf die Analyse temporaler Prozesse und Verhältnisse konzentriert. Weitgehend unbeachtet blieb hingegen die räumliche Dimension von Biographien. Dabei stellt die Aufarbeitung der Beziehung bzw. der Verwobenheit von Raum und Biographie eine wichtige Erweiterung sowohl für die Raumsoziologie als auch für die soziologische Biographieforschung dar. Die besondere Herausforderung dieser Verbindung liegt in ihrer Komplexität und darin, dass dafür (Konzepte von) „Raum“ und (biographischer) „Zeit“ zueinander in Beziehung gesetzt werden müssen. In diesem Band werden verschiedene Zugänge dazu vorgestellt. Es wird gezeigt, wie Lebensverläufe und biographische Konstruktionen in ihrem Verhältnis mit Raumkonstitutionen theoretisch gerahmt und empirisch erforscht werden können.



ISBN: 978-3-86395-530-4
ISSN: 2699-0989
eISSN: 2699-0997

Universitätsverlag Göttingen